K. A. Böttiger's

literarische

Zustände und Zeitgenossen.

Erstes Bändchen.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/literarischezust11bott

Literarische Zustände und Zeitgenossen.

In Schilderungen

aus

Karl Aug. Böttiger's

handschriftlichem Nachlasse.

Herausgegeben

von

K. W. Böttiger,

Hofrathe und Professor zu Erlangen.

Erstes Bändchen.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1838.

RBR
Jantz
F819
bd. 1

Vorwort und Einleitung.

In einer Zeit, welche fast ebenso thätig im Wiedervergegenwärtigen des Alten als im Hervorbringen des Neuen ist, wo frühere literarische Zustände und Heroen mit um so größerer Sorgfalt analysirt werden, je mehr die neueren in ihnen wurzeln und gleichsam Nahrungssäfte suchen, werden wohl auch diese Beiträge, wo nicht ihre Rechtfertigung, doch ihre Entschuldigung finden.

Sie sind geschöpft aus dem literarisch-handschriftlichen Nachlasse eines Mannes, von dem man, wie auch sonst das Urtheil über ihn falle, doch weiß, daß er mit den meisten hier berührten Personen in persönlichen oder literarischen Verhältnissen stand, von dessen Fähigkeit für solche Auffassungen andere ähnliche Mittheilungen, von dessen vielseitiger Thätigkeit Bücher sowohl als Hunderte von Aufsätzen in deutschen und nichtdeutschen Zeitschriften, von dessen ungeheurer Bekanntschaft ein noch übriger Nachlaß von vielleicht mehr als 20,000 Briefen Zeugniß geben.

Während ein Theil des handschriftlichen archäologischen Nachlasses in dem zweiten Bande der Ideen zur Kunstmytho-

logie durch einen mit dem Verfasser wie mit dem Gegenstande befreundeten Gelehrten Dresdens ans Licht trat*); während den wichtigsten kleinern lateinischen Schriften und Gedichten ein Gleiches widerfuhr**), und in diesem Augenblicke eine Auswahl der kleinen, vielfach zerstreuten deutschen Aufsätze vorbereitet wird, hielt sich der Sohn des Verstorbenen nicht nur zu einer biographischen Skizze seines Vaters***), sondern auch zur theilweisen Mittheilung eines handschriftlichen Nachlasses anderer Art verpflichtet.

Er hat ihn — ein ihm theures Vermächtniß — geerbt. Mag auch der Tadel Übelwollender mitgeerbt worden sein, so ist dies hoffentlich mit der Billigung Befreundeter auch der Fall gewesen, und ein altes Wohlwollen wird den Blättern nicht entgehen, die von einer sonst gern gesehenen Hand die letzten Freundesgrüße bringen. — Jedenfalls erfüllt der Sohn, was der Vater selbst oft beabsichtigte, indem dieser unter dem Namen Reliquien eine solche Sammlung veranstalten wollte, wovon ihn aber leider der Tod abgehalten hat. Leider! denn mit größerer Umsicht und Kenntniß hätte K. A. Böttiger dies selbst vollendet, und dann auch wohl noch in anderer Beziehung das Recht des Lebenden für sich gehabt.

Jetzt drückt den Herausgeber die Sorge, ob es auch so im Sinne des Verstorbenen geschehen sei; des Mannes, der wissentlich Niemandem verletzend zu nahe trat, und wäre es

---

*) Dresden bei Arnold 1836 durch (Herrn Prof.) Jul. Sillig.

**) Ebendaselbst bei Walther 1837 und durch denselben.

***) Zeitgenossen, dritte Reihe, Nr. XLIII. und aus denselben besonders abgedruckt, mit dem Portrait K. A. Böttiger's.

ja geschehen, gern wieder auszugleichen und gut zu machen suchte (denn Haß war in einer Seele nicht, welcher so sehr das Terenzische homo sum, nec quid humani a me alienum esse puto eigen war), der es aber darin versah, daß er keiner Partei unbedingt huldigte, gern ein Mittel hielt, welches dann von Übelwollenden Mittelmäßigkeit genannt wurde; daß er mehr lobte als tadelte, um des Friedens willen — denn er war ein Mann des Friedens — und des Guten wegen, das doch noch werden könne. Denn Vieles, was er that, war eine Saat auf Hoffnung!

Es handelt sich aber hier so wenig um einen Panegyrikus als um eine — neue und ausführliche Biographie überhaupt, sondern um Mittheilungen aus dem reichen handschriftlichen Nachlasse desselben, in so weit er noch jetzt und für Gebildete von Interesse sein kann, also, sofern er merkwürdige literarische Zustände und Individualitäten berührt. Böttiger lebte den wichtigsten Theil seines Lebens hindurch in Weimar und Dresden; Städten, denen man literarische Celebrität nicht absprechen wird. Er lebte in einer Zeit in Weimar, wo eine seltene Vereinigung literarischer Optimaten ersten Ranges um ein unvergleichliches Fürstenhaus vereinigt war, und lebte mit den meisten derselben in solchen Verhältnissen, daß er nicht nur seine Zeit würdigen, sondern auch über Ereignisse, die vor seine Übersiedlung aus Bautzen nach Weimar 1791 fallen, genugsame Kunde haben konnte.

Der hier in Rede stehende handschriftliche Nachlaß ist doppelter Art. Er besteht erstens in einer nicht unbedeutenden Anzahl einzelner Blätter und Bogen, auf welchen Böttiger nach jedem Gespräche mit merkwürdigen Männern und Frauen theils bei sich, theils in andern Zirkeln das Wichtigste des Verhandel-

ten, frisch wie der Eindruck war, aber wenig um stylistische Feile besorgt, niederzuschreiben pflegte. Besonders war es ihm um literarische und biographische Notizen zu thun, eingesammelt von denen, welche die beste Auskunft darüber geben konnten. Sein treffliches Gedächtniß, welches ihm stundenlange Unterhaltungen auf diese Weise zu reproduciren erlaubte, leistete ihm dabei wesentliche Dienste. Viele dieser Memorabilien — man erlaube den Ausdruck — hatten allerdings nur vorübergehendes Interesse oder trugen so sehr den Stempel augenblicklicher Stimmungen, daß sie nur mit großer Auswahl wiedergegeben werden konnten. Warum sollten wir uns auch den Eindruck von Bildern schwächen oder trüben, auf welche wir Deutsche mit Recht stolz sein dürfen und müssen. Der Kenner weiß, daß allzunahes Besehen nicht immer frommt, daß nur in einer gewissen Ferne vom Portrait der rechte Standpunkt ist. — Objective Treue und Wahrheit hier zu verlangen, hieße Unmögliches fodern; aber subjective wird den Mittheilungen schwerlich abzusprechen sein. Böttiger schrieb sie sine ira et studio nieder; er betrachtete sie zum Theil als Materialien zu künftigem nekrologischen Gebrauche, wie er denn eine lange Reihe von Jahren der biographische Todtenbestatter in einer von Deutschland's wichtigsten politischen Zeitungen war*). —

Die meisten dieser Notizen sind von dem Vielbeschäftigten mit so eiliger Feder hingeworfen, daß der selbst an Böttiger's Handschrift Gewöhnte oft Mühe der Entzifferung hat**). —

*) Ein zusammenstellender Wiederabdruck würde ein deutscher Kirchhof à la Père la Chaise sein.

**) — docti male pingunt! Einer seiner Correspondenten schrieb an Böttiger: seine Handschrift sei ihm so heilig aber auch so dunkel wie Hiero-

Mit Wissen ist Nichts, was schon irgendwo daraus gedruckt gestanden, hier wieder aufgenommen worden; sollte es dennoch geschehen sein, so entschuldige die Unmöglichkeit, hier sich darüber zu vergewissern. Die meisten dieser Memorabilien beziehen sich auf Weimar und geben selbst nach dem, was achtbare Rücksichten zu unterdrücken riethen, hoffentlich immer noch Neues und Anziehendes genug.

Eine andere Gattung handschriftlicher Aufzeichnungen sind die Reisetagebücher, welche Böttiger, immer im Bedürfniß, sich selbst über das Durchlebte und Genossene Rechenschaft zu geben, auf den gemachten Reisen selbst oder bei kürzeren Ausflügen gleich nach der Rückkehr verfaßte. Und er reisete mit offenen Augen und Ohren. Er war nicht pedantisch um Kleinigkeiten, und geistlos um Trivialitäten, wie Küchenzettel u. s. w. bemüht, sondern um das, was er als geistigen Ertrag der Reise betrachten durfte*). Die früheren Reisen von der Lausitz aus betreffen meist philologisch-pädagogische Gegenstände und Personen (denn Böttiger stand damals noch an der Spitze eines bedeutenden Privatinstitutes neben seinen Schulen), ohne daß jedoch anderes Merkwürdige ihm fern geblieben wäre. Manches Eigenthümliche findet sich z. B. über herrnhutische Bildungsanstalten, über Gelehrte in Frankfurt an der Oder,

---

glyphen. Daher erlebten Wenige so lächerliche Druckfehler als Böttiger, und so verdrüßliche. „Wenn er an Ihrer Seite schwitzt" (statt sitzt, in einem Hochzeitgedichte!) — Venus wurde von zwei Amerikanern (statt Amoretten) gezogen. — Das privilegium Veneris statt pervigilium. Er selbst war sein schlechtester Corrector, und oft die kleinsten Gedichte trugen Spuren davon.

*) Es waren Reiseacten mit beigehefteten Anlagen von Briefen, Bildern, Programmen u. s. w., etwa so wie Goethe WW. Duodezausg. XLIII. S. 37. seine eigenen schildert.

über die Wöllnerische Periode in Preußen. Selbst in den für Reisende nicht eben erquicklichen Haiden der Niederlausitz hörte er nicht auf zu erfragen und zu erkunden; war aber gar Nichts auszubeuten, hielt er sich an das mitgeführte Buch, und nur einmal verkümmerte ihm eine redselige Mitreisende auch dies, so daß er sich entschließen mußte, ihr im Postwagen — Quirle schnitzen zu helfen. Da würden freilich sein Terenz und Martial gelacht oder Epigramme darauf gemacht haben.

Mehr Ausbeute gewähren die späteren Reisen von Weimar aus nach Halle, Dessau, Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstädt, Hamburg, Kiel, Plön, Berlin, Dresden, und von letzterer Stadt aus 1811 nach Wien. Wie erweitert ist hier schon der Gesichtspunkt. Fürsten, Staatsmänner, Bibliothekare, Professoren, Schauspieler, geistreiche Frauen, Institute aller Art werden hier genannt; Bekanntschaft knüpft sich an Bekanntschaft, Besuch an Besuch. Der heitere, und einen reichen Schatz von Anknüpfungspunkten mitbringende Mann war willkommen; der Stoff der Unterhaltung ging nie aus, weil er nicht blos zu nehmen, sondern auch zu geben wußte. Ebenso gern, als er seine Tagebücher mittheilte — nicht selten finden sich Bemerkungen von fremder Hand darin — las er auch Ähnliches von Andern, und ließ es sich copiren. So finden sich noch in seinem Nachlasse abschriftlich ein Tagebuch über den Aufenthalt der Herzogin Amalie in Italien (dem Lande seiner Sehnsucht, welches zu sehen, dreimal aber vereitelte Hoffnung war), des Herrn von Wolzogen 1792 und 1793 in Paris, dann von Bode und von James Macdonald, einem edeln Schotten, der seinen gleichnamigen Neffen in Mounier's Institut in Weimar gebracht hatte.

(Ein Tagebuch aber anderer Art und bedeutenderen Umfangs ist auch das, welches Böttiger über die Kriegsereignisse 1813 in und um Dresden niederschrieb, noch werthvoller dadurch, daß hin und wieder Noten und Berichtigungen sehr hoher und wohlunterrichteter Militairs und Staatsmänner beiliegen. Der Verfasser dieses Vorwortes hat es bei seiner größern sächsischen Geschichte (Hamburg bei Perthes 1830 und 1831) nur wenig benutzen können, weil solches Detail außer dem Plane seines Werkes und der ganzen Sammlung europäischer Staatengeschichten, zu denen es gehört, lag, sowie es auch außerhalb dieser auf gemessenen Raum berechneten Mittheilungen liegen bleiben muß.) —

Die vollständige Ausführung des entworfenen Planes wird allein von der Theilnahme abhängen, welche das gebildete Publicum diesem ersten Hefte oder Bändchen von Mittheilungen gewähren und dem Verleger bethätigen will. Jener Plan ging dahin, in dieser *ersten* Lieferung die obenerwähnten Memorabilien Böttiger's über Weimar zusammenzustellen, die dann auf diese Weise auch um ihres Inhaltes willen ein Ganzes bilden würden; in einer *zweiten* das Erheblichste aus Böttiger's Reisetagebüchern zu geben, sowie seine Bemerkungen über Reisende, welche Weimar oder Dresden besuchten, z. B. die Frau v. Staël und Benjamin Constant, ihren Begleiter, Joh. v. Müller, Tischbein, Voß, Gentz u. A. In einem dritten Bändchen sollte endlich eine Auswahl von anziehenden Briefen *Verstorbener* an Böttiger, von Goethe, Schiller, Herder, Reinhard, Wieland *),

*) Ein Dutzend Briefe Wieland's an Böttiger, der häufig sein gelehrtes Orakel oder Gedächtniß war, über des Erstern Übersetzung der Ciceronianischen Episteln verdienen als ein Ganzes einen Abdruck in einem philologischen Jour-

Knebel, Einsiedel, Schulz, Kotzebue, Klopstock, Schlözer, Fr. v. d. Recke, Fernow, Meyer, Schütz, Wolf, Loder u. A. erscheinen.

Böttiger's Correspondenz war wirklich ungeheuer und verzehrte einen guten Theil seiner Lebenszeit sowie seiner Besoldung; sie erhielt ihn aber auch im Zusammenhange mit Leben, Kunst und Wissen. Die Briefe an ihn enthalten einen Schatz von Notizen über fast alle Beziehungen seiner Zeit, und grade die Briefe sind es, in denen die Schreiber ihre Individualität am besten an den Tag legen, aus denen man, wie aus einer Art von Selbstgeständnissen, um so sicherer auf ihre Schreiber zurückschließen darf, je weniger diese beim Schreiben in der Regel an Veröffentlichung des Geschriebenen durch die Presse dachten und sich daher, wenn auch im anständigen Hauskleide, doch nicht im Sonntagsputze der Schriftstellerei zeigten. — Ein Theil unserer Zustände liegt in den Briefen begraben. Wenn wir die wenigen aus dem Alterthum auf uns gekommenen so begierig lesen und ihre Zahl uns vielfach größer wünschen, weil wir ihnen grade die tiefsten Blicke in jene Zeiten verdanken; so gilt dies wohl auch noch jetzt in seiner Weise von den Briefen der achtbarsten Zeitgenossen.

---

nal und sind dazu bei Seite gelegt. Gleiches gälte von dem vollständigen Briefwechsel zwischen Heyne und Böttiger, durch den sich ein schöner Faden von Pietät und Freundschaft zieht. So auch der zwischen Lenz in Gotha und Böttiger. Beide Sammlungen geben fast eine Geschichte der Philologie und Archäologie ihrer Zeit. Sonst sind auch Böttiger's eigene Briefe an Fr. v. d. Recke, an Bischof Münter, Abt Henke, Bruns, Nicolai, Friedländer, Reinhard, Macdonald, Einsiedel, Matthiä, Meyer u. A. vorhanden. Der wunderlichste Briefwechsel ist der mit Herzog Emil Leopold August von Gotha, den J. Paul einen personificirten Nebel nennt. Da Resignation im Mittheilen auch eine Tugend ist, so soll höchstens ein Pröbchen einen Platz finden.

Doch warum, wie in den Komödienzetteln einer frühern Zeit, Alles vorausverkündigen und anpreisen und damit locken? Nur von dem, was dieses erste Heft wirklich enthält, noch einige Worte.

Zu dem, was man nach Goethe's Ankunft in Weimar die dortige Genieperiode nannte, die wirklich mitunter das Wort Genie selbst in einem ganz eigenen und in seinen Kraftäußerungen merkwürdigen Licht erscheinen ließ, sind wenigstens hier einige Beiträge gegeben — so weit sie mittheilbar waren. Denn bei Manchem möchte der Abstand von unserer Zeit zu grell hervortreten und der Begriff Genie an Lessing's Drohung erinnern: Wer mich ein Genie nennt, dem geb ich eine Ohrfeige, daß er denkt, es wären zwei! Den ausgehobenen Mittheilungen über Goethe soll die Achtung zu Grunde liegen, welche Deutschland einem seiner größten Geister schuldig ist. Als Anhang dazu ist gegeben, was Böttiger bei der ersten mündlichen Mittheilung von Hermann und Dorothea durch Goethe begeistert darüber niederschrieb. Bekanntlich aber kühlte sich das Verhältniß später etwas ab, da Böttiger nicht unbedingter Lobredner dessen sein konnte, was von einer Schule ausging, die sich unter Goethe's hohem Protectorium zu stehen rühmte. In diese spätere Zeit fiel seine Beurtheilung der Aufführung des Schlegel'schen Jon, welche für das Journal des Luxus und der Mode zwar abgesetzt, aber wegen Goethe's Drohungen von Bertuch nicht ausgegeben, sondern unterdrückt wurde. Vielleicht würde jetzt Goethe selbst anders darüber denken. Dies handschriftlich vorgefundene Actenstück, das als ein Anekdoton zu betrachten ist, zeigt immer, wie Böttiger Schlegel's Sache von der des Meisters trennte, und dem Letzten über das Scenische (seinen Antheil) auch hier alle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die Natur dieser Mittheilungen erlaubt es, daß neben einem dramaturgischen Bogen auch wohl ein homiletischer über eine Predigt Herder's einen Platz finde. Von Herder's kränkenden Eigenheiten hat später Böttiger auch zu leiden gehabt, aber nie den großen Mann in ihm verkannt. Der thätigste Mann war seiner Zeit in Weimar der Legationsrath Bertuch. Auch ihm, dem Eingeweihten in so manches Geheimniß, ist billig ein Abschnitt gewidmet. Am reichlichsten ergießen sich aber Böttiger's Mittheilungen über Wieland, so daß, um Ebenmaß und Raum nicht zu überschreiten, ein Theil derselben für einen andern Zweck verwendet werden mußte. Mit Wieland war Böttiger am vertrautesten und trug manche Laune des oft sich zurückgesetzt wähnenden Mannes. Daher es nicht auffallen mag, wenn der alte Herr dem übeln Humor, in den er selbst durch Wohlmeinendes gerathen konnte, z. B. durch eine Einladung an den Hof, die er dann wohl gar seine Hoffrohne nannte, gegen ihn Luft machte. Und doch wurde von Seiten seines großen Zöglings und dessen Umgebungen Alles gethan, ihm das Leben zu erleichtern und verdiente Achtung zu beweisen. Die alte classische Welt mußte Wieland und Böttiger einander nähern und befreunden. — Unter den andern Mittheilungen möchten auch die über den 1791 entstandenen Verein von Gelehrten, die im Palais der Herzogin monatlich zusammenkamen, nicht ohne Interesse sein.

Gewiß es war eine seltene geistige Glanzperiode in Weimar und dem benachbarten Jena, und der Verfasser dieses Vorworts zählt es unter seine schönsten Erinnerungen, einen Theil seiner früheren Jahre auf dem damals classischen Boden

Deutschlands und in der Nähe solcher Männer verlebt zu haben, denen wohl auch der Coadjutor Dalberg von Mainz und sein Bruder sich manchmal zugesellten. Wenn je den Geistern eine Anziehungskraft zugeschrieben werden kann, so nahm man diese damals wahr. Amalia, Karl August ihr Sohn, geistvoll und darum allem Geistigen befreundet, vereinigten in Weimar einen Wieland, Knebel, Goethe, Herder, Schiller, Einsiedel, Voigt, Seckendorf, Falk, Musäus, Bode, Hufeland, Mounier, Jagemann, Meyer, Fernow, Riemer, Weyland, Vulpius u. A. Geistvolle Damen, wie die Fräulein von Göchhausen, Imhof, Wolfskeel, Knebel, die Frauen von Kalb, Berlepsch, Herder, Stein, Bechtolsheim, Wolzogen verschönerten die geselligen Kreise. Jena, die benachbarte Akademie, erfreute sich einer seltnen Blüthe an Lehrern und Lernenden. Außer den ältern Professoren Büttner, Gruner, Stark, Heinrich u. A. traten ein Eichhorn, Griesbach, Paulus, Döderlein, Niethammer, Ilgen, Schleusner, Augusti, Marezoll als Theologen; Hufeland, Schnaubert, Thibaut, u. s. w. als Juristen; ein Loder, Himly, Succow, Batsch, Lenz u. A. als Ärzte und Naturforscher; Schiller und Woltmann als Historiker; Reinhold, Fichte, Schelling, der Erbenedictiner Schad und Schelver als Philosophen; Schütz, Voß, Eichstädt als Philologen; Erfch als Literator und außer Schiller, die Schlegel, Cl. Brentano, Novalis, Sonnenberg als Dichter, gleichzeitig oder kurz hintereinander auf. Die Allgemeine Literaturzeitung, das attische Museum, die Horen, die Musenalmanache, die Adrastea, das Athenäum, der deutsche Mercur, London und Paris, das Modenjournal gingen von beiden Städten aus. Die Wechselwirkung zwischen Weimar und Jena stockte nie. Das Theater in Weimar, doppelt classisch durch

Dichter wie durch Darsteller, gewährte unter Goethe's Leitung, Schiller's und Kirmsens Beirath, die vollendeten Darstellungen der Stücke beider Dichter, durch die Leistungen von Wolfs, Becker, Oels, Haide, Graff, Malcolmi, Olle. Jagemann, Corona Schröter u. A. Damals sah man zuerst die Stücke von Terenz im alten Kostum. Dann die Kunstausstellungen und Preisbewerbungen. Dazu ein Institut von Engländern unter einem edeln französischen Emigranten in Belvedere, benachbart wie Tiefurt und Ellersburg, jedes voll bedeutender Erinnerungen. Außerdem die Menge angesehener Fremden, die jährlich nach Weimar strömten und seinen Ruhm in ferne Länder trugen! Wo Licht ist, strömt Licht zu, und kaum bemerkt man den Schatten. Gewiß, das viel verbrauchte Gleichniß vom deutschen Athen war damals fast etwas mehr als bloße Schmeichelei!

Erlangen, den 15ten Mai 1837.

Weimarsches Genieweſen.

(Geſchrieben 1791.)

Dies kann Niemand mit ſo viel Laune und Sachkunde ſchildern, als der Legationsrath Bertuch, der als Chatouiller des Herzogs die Genies kleiden und füttern mußte. — Es laſſen ſich in dem weimarſchen Genieweſen mehrere Epochen fixiren. Die erſte, wo der Geniedrang am heftigſten und der Herzog ſelbſt am ſtärkſten dafür eingenommen war, fängt ſich bald nach Goethe's Ankunft in Weimar und Verbrüderung mit dem Herzoge an. Von allen Seiten wallfahrteten Kraft- und Dranggenies hierher, um auf Goethe's Flügeln auch mit zur Sonne aufzufliegen, in deren wohlthätigen Strahlen ſich Jener ſo ſchön ſonnete.

Da kam aus Reval der ſeiner Anomalien wegen von ſeinem Vater enterbte Lenz (ſonſt auch Mendoza oder der tolle Lenz genannt). In der größten Sommerhitze trug er einen blauen Sammtrock, und als er im Winter auf der Poſt reiſete, zog er ſich, während die andern Paſſagiere für Froſt klapperten, barfuß aus, weil es ihm unausſtehlich heiß ſei. Bei einem Hofballe ſetzte er einmal die ganze Nobleſſe in Alarm, als er ſich erdreiſtete, uneingeführt im Ballſaal einzutreten und ein

Fräulein zur Menuet aufzuführen. Der Herzog, der innerlich sein Wohlgefallen daran hatte, ließ ihn denn doch auf sein Zimmer rufen und scheuerte ihn tüchtig. Dieser Lenz hat sich in der Folge noch lange in Deutschland herumgetrieben, und solche Anfälle von Tollheit gehabt, daß er hat gebunden werden müssen. In den lichten Intervallen lehrte er Taktik, wer sich ihm als Schüler darin anvertrauen wollen; zuletzt kam er als Lehrer der Cadetten nach Petersburg, und noch jetzt irrt er in den russischen Provinzen unstät umher.

Fast zu gleicher Zeit mit Lenzen wanderte das Kraftgenie Klinger ein, ein roher, ungeschlachter Naturmensch. Einst sah er beim Rath Krause zum Fenster heraus auf eine gleich unten befindliche Fleischbude. Auf einmal fing er beim Anblick der schönen Schöpskeulen gewaltig über die Ausartung des Menschengeschlechts zu wehklagen an, und pries das Zeitalter, wo die Menschen das Fleisch noch roh verzehrt hätten. Rath Krause fragte, ob er nicht Lust habe, zur Ehre jener Heroen ein Stück rohes Fleisch auf der Stelle zu verzehren. Warum nicht! sagt Klinger. Man wettet, und Krause läßt augenblicklich durch seinen Bedienten ein Pfund Fleisch in seiner natürlichen Sauce heraufholen. Diesen Ernst hatte Klinger nicht vermuthet; er fing an, Ausflüchte zu machen, und sagte endlich, da Krause immer dringender wurde: er habe die Sache gar nicht so gemeint, es sei blos eine poetische Phantasie gewesen.

Nach Klingern hielt D. Kaufmann (jetzt in Herrnhut) seinen Einzug. Von dem Physiognomen Lavater zum Universalgenie gestempelt (in Lavater's Physiognomik steht unter Kaufmann's Schattenriß: „er kann, was er will"), suchte er sich hier durch auffallende Sonderbarkeiten auszuzeichnen. Im

Hause des General-Superintendenten Herder und eines gewissen Herrn v. Lynker in Tennstädt hielt er sich viel auf. In letzterem hatte er besonders mit den Weiblein zu thun. Diese Kunst übte er in der Folge auch bei der gutmüthigen Fürstin von Dessau (wo er in Frießhosen und einem Frießwamms bei Tafel erschien) und bei dem Grafen von Haugwitz in Schlesien aus.

Friedrich Schulz führte der Legationsrath Bertuch zuerst mit seinem Moritz im deutschen Mercur auf. Er hatte von Dresden aus, wo er sich damals kümmerlich behelfen mußte, ein ganzes Paket jugendlicher Versuche an Wielanden für den deutschen Mercur eingeschickt, und sich dafür weiter nichts, als ein Exemplar dieser Zeitschrift, die er sich selbst nicht schaffen könne, ausgebeten. Bertuch entdeckte im ersten Buche des Moritz, das unter jenen, zum Theil sehr schwülstigen, zum Theil auch sehr süßlichen Producten war, gute Anlagen, verbesserte und schrieb Schulzen, er solle in dieser Manier fortarbeiten. Schulz schrieb von Magdeburg, seiner Vaterstadt, aus eine lange Dankepistel, und wurde dann von Bertuch veranlaßt, sich nach Weimar selbst zu wenden. Er ist außer dem erstenmal noch zweimal hier gewesen, und ist jetzt zu seinem eignen Erstaunen Professor in Mitau. Er hat viel Phantasie und einen schönen Firnißtopf, aber die Grundlage ist seicht.

Dies war lange auch bei Schillern der Fall. Dieser aber hat sich durch anhaltendes Studium hier in Weimar auch solide Kenntnisse erworben. Schiller wurde von seinem Vater, einem würtembergischen Hauptmann, in die stuttgarter Militairakademie gegeben und dort in mehr als einer Hinsicht verwahrlost. Wider seinen Willen mußte er in der Folge Regi-

mentsarzt werden. Aber sein Geniedrang machte sich bald Luft und erregte durch seine shakspearisirende Muse in den Räubern, Fiesco, Cabale und Liebe zuerst Aufmerksamkeit. In dieser Periode machte der Herzog von Weimar in Darmstadt seine Bekanntschaft, ertheilte ihm den Rathstitel, und bewog ihn, sich nach Weimar zu wenden. Hier merkte er zuerst, wo es ihm fehle, und arbeitete seinen Versuch über die Geschichte der Revolutionen aus, womit er im historischen Fache zuerst debütirte. In der Folge hielt er sich lange Zeit bei Appellationsrath Körner in Dresden auf, der wahrscheinlich auch jetzt an seiner Fortsetzung des dreißigjährigen Kriegs großen Theil hat. Er arbeitet periodisch mit erschöpfender Anstrengung Tag und Nacht, wo er sich durch Kaffee munter erhält. Bei einem ihm stets vorschwebenden Ideal von Vollkommenheit arbeitet er auch sehr mühsam und muß Alles gleichsam erst aus sich herauspumpen. Als er seine erste Vorlesung als Professor der Geschichte in Jena hielt, hatten mehrere Hundert Studenten die Treppen und den Vorhof seines Auditoriums dermaßen belagert, daß er auf der Stelle seinen Entschluß, da zu lesen, ändern und den Geh. Kirchenrath Griesbach um sein Auditorium, das geräumigste in Jena, bitten mußte. Auf einmal heißt es unter den Studenten: Schiller liest in Griesbach's Hörsaal. Nun stürzt Alles fort und sucht durch die kleinen Gäßchen einander vorzulaufen. Dies ungewöhnliche Rennen so vieler Menschen an einem Ort macht so viel Geräusch und Aufsehn, daß nun Alles auf die Straße stürzt und plötzlich das Geschrei entsteht: bei Griesbach ist Feuer! worüber sich ein entsetzliches Getümmel in der ganzen Stadt erhebt. — Seit seiner letzten Krankheit hat Schiller sich in Erfurt aufgehalten. Er ist bis zum Schatten ausgetrocknet.

Durch seine antikritische Triplik in der A. L. Z. auf Bürger's Antikritik hat er seinen Verdiensten den Kranz aufgesetzt.

Auch aus Frankreich kam vor acht Jahren ein schöner Geist hierher, der bekannte Anse de Villoison. Er bewohnte herzogliche Zimmer, überschwemmte jeden mit einer Flut von Worten, lernte in zwei Jahren kein Wort deutsch (worüber Wielanden mehr als einmal gewaltig die Galle überlief), ging aber demohngeachtet in die Kirche und starrte den Prediger an, von dem er kein Wort verstand, und führte im Ganzen eine sehr cynische und unreinliche Lebensart. Da er alle philologischen Bücher, deren er habhaft werden konnte, zusammenkaufte und kistenweise nach Paris schickte, so war er, um im Übrigen Ersparnisse zu machen, sehr geizig, vernachlässigte sich durchaus in seiner Kleidung und Wäsche, sodaß er wie ein Wiedehopf roch. — Er war übrigens außerordentlich theilnehmend an Allem, was seine Freunde betraf, und verschwenderisch im Lobe, wovon seine hier geschriebenen epistolae Vinarienses auf jeder Seite Beweise enthalten, z. B. doctissimus Zinserlingius. Die Jenaische lateinische Gesellschaft beehrte ihn mit ihrer Mitgliedschaft. Er fand sich dadurch so geschmeichelt, daß er sich noch in seinem neuesten Werke, der Ausgabe der Ilias mit den scholiis ineditis: sodalem societatis Jenensis latinae unterschrieben hat. — Als Villoison einmal bei der herzoglichen Tafel von einer schönen Dame, die aber nicht französisch sprach, angeredet wurde, und er sich dies verdolmetschen lassen mußte: so fragte ihn sein Nachbar, warum er sich denn nicht selbst entschlösse deutsch zu lernen. „Linguam vestram *scabiosam* discere nolo“ war seine Antwort. Denn mit Gelehrten sprach er eben so fertig latein als seine Muttersprache.

Lenz studirte in Königsberg. Zwei Herren v. Kleist sollten von dort in französische Dienste kommen. Keiner von den Junkern verstand ein Wort französisch, und keiner konnte recht lesen und schreiben. Sie bereden Lenzen, als ihr Dolmetsch mitzugehen. So kamen sie alle drei nach Straßburg. Aber bald kam der arme Lenz dort in große Noth, da beide Kleists bei ihrem Regimente bekannt wurden und ihren Wechsel aufgezehrt hatten. Ein Bruder wies ihn immer an den andern. In dieser Noth mußte Lenz sich mit Stundengeben erhalten, und in dieser Lage lernte ihn Goethe und Lerse kennen, die beide damals in Straßburg sich aufhielten. Als Goethe nach Weimar gekommen war, vernahm Lenz seines „Herrn Bruders" Glücksfall, und macht sich nun auch auf den Weg, um diesem Sterne sich zu nahen. Er kam eines Tages sehr zerlumpt und abgerissen in Weimar im Erbprinzen an, und schickt sogleich eine Karte an Goethe, der dem Herzog in einer Unpäßlichkeit Unterhaltung leistete, des Inhalts: „Der lahme Kranich ist angekommen. Er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz." Goethe lachte laut auf, als er dies Billet erhielt, und weiset es dem Herzog, der sogleich befiehlt, er solle geholt werden. Sein Ansehn war äußerst lächerlich. Eine kleine zusammengedrückte Figur, aber voll Selbstgefühl und Keckheit, die er denn auch gleich den folgenden Abend bewies. Da war Hofball, über welchen damals noch der ceremoniöse Graf Görz seine Hand hielt, so sehr sich auch der Herzog darüber formalisirte. Lenz hörte im Erbprinzen, es sei diesen Abend Hofball en masque. Er läßt sich einen rothen Domino holen, und erscheint so Abends im Saal, wo nur Adlige Tanzrecht und Zutritt haben. Ehe man ihn noch durchbuchstabiren kann, hat er schon ein Fräulein von Lasberg

(die sich nachmals mit Werther's Leiden in der Tasche in der Ilm ersäufte, weil sie ihr Liebhaber, ein Liefländer, sitzen ließ) an der Hand und tanzt frischweg. Es wird ruchbar, daß ein bürgerlicher Wolf unter die Heerde gekommen sei, alles wird aufrührerisch. Der Hofball desorganisirt sich. Der Kammerherr von Einsiedel kommt athemlos zum Herzog herauf und erzählt ihm die Geschichte. Dieser befiehlt ihm, Lenzen heraufzuholen, und liest ihm ein derbes Capitel. Nun wird er von Fuß an gekleidet und bei allen Genieſtreichen als plastron gebraucht. Als man hier nicht länger mit ihm sich stallen konnte, schickte man ihn fort, und so kam er nach Emmendingen zu Goethe's Schwager Schlosser. Gegen ein Kleinsches Product verfertigte er noch eine Satire Nielk (Klein), die Lerse noch im Manuscript besitzt, und zwei Tage darauf zeigten sich die ersten Spuren der Tollheit. — Im Belvedere sonnte er sich einmal, nachdem er an der Krippe gewesen war, und rief aus: Ach! mir ist so wohl wie einem Kuhblatter.

Auch Klinger kam nach Emmendingen, als er von Weimar verabschiedet war. Lerse fragte ihn, warum er sich nicht lieber in Weimar eine Stelle verschafft habe, wo sein Landsmann (Klinger ist auch ein Frankfurter) für ihn sorgen könne. Da erzählte er, daß Goethe eben ihn fortgebracht habe*). Man habe damals im Gange des herzogl. Wohnhauses sich oft im Schießen nach dem Ziele geübt. Dabei sei es Sitte gewesen, statt der Zielscheibe ein Portrait hinzusetzen. Er habe einst

*) Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß der Richtigkeit dieser Erzählung von sehr unterrichteter Seite her widersprochen worden ist, weil Göthe bis zu seinem Tode hohe Achtung für Klinger hatte und fortwährend mit ihm in Briefwechsel stand.

Goethe's Portrait hingesetzt, wonach wirklich geschossen worden. Dies habe ihm Goethe nie verzeihen können. Indeß waren, wie Bertuch bemerkt, eher andere Gründe seiner Ungnade vorhanden. Er hatte allerhand Klätschereien zwischen hohen Damen gemacht und wurde als ein tracassier verabschiedet. Als er nach Emmendingen kam, konnte er kaum richtig schreiben und rechnen, und wollte sich doch mit aller Gewalt dem Militair widmen. (Weimar, den 29. Nov. 1798, als Lerse mich früh besuchte.)

Merk, Kriegszahlmeister in Darmstadt, kam zu Pferd mit einem ärmlichen Mantelsack und einem einzigen Frack angezogen, und hatte von Frankfurt bis hierher nicht mehr als einen Dukaten Reiseunkosten gehabt, weil er immer nur in Fuhrmannskneipen eingestellt hatte. Er war es, der in Ettersburg Jacobi's Woldemar an einen Baum annagelte und ein Vogelschießen danach veranstaltete.

Durch seine unglückliche Unternehmungssucht verwirrte er seine Geschäfte dermaßen, daß er sich endlich erschoß. Bertuch will ihn noch einmal zum Helden eines Romans im Geschmack des dicken Mannes machen, ein Beispiel, wohin ungeregelte Speculationssucht den witzigsten Mann bringen kann. Die Geschichte des alten Oheims im deutschen Mercur ist von ihm. Auch hat er eine interessante Schrift über die Physiologie der Pflanzen verfertigt. Er wollte eine artistische, Maler- und Kunstwerk-Reise durch Deutschland machen, und sie so schreiben wie Nicolai. Aber Bertuch wollte nicht entriren. Er war mit Varrentrapp und Wenner in Frankfurt associirt.

Merk war mit Goethen schon früh Compan und Lebebruder gewesen, ohngeachtet er ohngefähr sechs Jahr älter war Er hatte einst seine Frau in flagranti mit einem Liebhaber ergriffen, und zweifelte daher an der Echtheit seiner Kinder. Weil er sich nun selbst actäonisirt wußte, bezweifelte er auch die Treue aller übrigen Weiber, und streute überall, wo er Eheglück fand, Samen der Zwietracht aus. Überhaupt fand er eine teuflische Lust darin, Leute, die sich glücklich fühlten, auf die linke Seite aufmerksam zu machen und ihr Glück zu stören. Ihn hat daher auch Goethe zum Original seines Mephistopheles in seinem Faust (dies ist Goethe selbst) genommen, und mehrere Scenen sind Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten, die er mit Merk erlebt hatte, z. B. die Scene in Auerbach's Hofe und das Liedchen vom Floh. Schade nur, daß dieser Faust, wie wir ihn jetzt in seinen Werken haben, ein aus früheren und späteren Arbeiten zusammengeflicktes Werk ist (sowie auch der Wilhelm Meister), und daß die interessantesten Scenen, z. B. im Gefängnisse, wo Faust so wüthend wird, daß er selbst den Mephistopheles erschreckt, unterdrückt worden sind. (Wieland, 12. Nov. 1796.)

Der jetzige Landgraf von Darmstadt war als Erbprinz außerordentlich lustig und ein Held im Mönchs- und Küchenlatein. Einst verfluchte er feierlich eine Eiche in Tiefurt, die sehr fatal stand, mit der Bannformel des heiligen Ernulfus: Thumerdus qui habet clitorem etc.

Die Herzogin als Regentin ließ schon zuweilen ihren hohen Rang zu Hause und liebte einen Scherz. So einmal in Belvedere eine Mondscheinscene Abends, wo Studentenlieder

gesungen wurden und Wedel als Jagdjunker sein: „Bruder, auf dein Wohlergehn" intonirte.

Ein andermal fuhr sie zu acht auf einem Heuwagen von Tiefurt nach Tennstädt. Halbwegs brach ein Gewitter los. Die Herzogin und die Hofdamen waren sommerhaft angezogen. Wieland gab ihr seinen Überrock. In Tennstädt mußte die Frau v. Lynker Hemden und Garderobe fourniren. Allgemeiner Jubel über diese Expedition. (Wieland eadem vespera.)

Damals erlaubten sich auch die Genies, Alles, was ihnen beim Besuch in eines Andern Stube gefiel, gradezu einzustecken und ohne Wissen des Besitzers zu entwenden. Man nannte es mit dem Studentenausdruck: schießen. So hat Krause selbst noch ein crayonirtes Portrait von Goethe, das er Wielanden gezeichnet hat, auf diese Weise sich zugeeignet.

Eine der lächerlichsten Genieperioden war die bergmännische in Weimar, als die Bergwerke in Ilmenau wieder gangbar gemacht werden sollten. Da war der Mensch gar nichts, der Stein Alles. Goethe fand in der Organisation des Granits die göttliche Dreieinigkeit, die nur durch ein Mysterium erklärt werden könne! Damals hatte Goethe an Knebel einen Schildknappen. Alles mineralogisirte; selbst die Damen fanden in den Steinen einen hohen Sinn, und legten sich Cabinete an, z. B. die Göchhausen. Noch jetzt ekeln Herdern alle Steingespräche seit dieser Periode an.

Eine der glücklichsten Perioden war die Zeit, wo die Herzogin, die noch etwas vom Glanz ihrer Regentschaft beibehalten und nun ihrer Muße genießen wollte, in Ettersburg lebte. Zigeunerwirthschaft. Komödie bei Fackelschein im Walde. —

Bode spielte die erste Violine, Einsiedel das Violoncello. Die schönsten Quartetts von Boccarini wurden geschlachtet. Der immer dienstfertige Seckendorf componirte und versificirte, was man haben wollte, konnte sich aber doch nur einige Jahr erhalten, und es war ein Glück für ihn, daß ihn der König von Preußen im Baireuthischen employirte. Knebel machte den Hofstaat des Prinzen Constantin in Tieffurt sehr liberal, hatte wöchentlich mehrmals offne Tafel, bildete den Prinzen zum Dilettanten in den Musenkünsten, und reichte immer nicht mit dem Gelde des Prinzen aus. (6. Nov. 1796 bei Herder.)

Über den Weimarschen Gelehrten-Verein von 1791.

(Den 4. Nov. 1791.) Diesen Abend wohnte ich zum erstenmal einer Sitzung der neuen gelehrten-Gesellschaft bei, die sich jeden ersten Freitag im Monat bei der Herzogin Mutter versammelt*). Diese edle Fürstin widmet alle ihre Muße den

*) In den vor uns liegenden Statuten vom 5. Juli 1791 heißt es u. A.: Eines Jeden Urtheil ist überlassen, was er selbst beitragen will, es mögen Aufsätze sein aus dem Felde der Wissenschaften, Künste, Geschichte, oder Auszüge aus literarischen Privatcorrespondenzen und interessanten neuen Schriften, oder kleine Gedichte und Erzählungen, oder Demonstrationen physikalischer und chemischer Experimente u. s. w. — Bei jeder der Zusammenkünfte ist eines der Mitglieder Präsident. Das Loos bestimmt, welche Monatszusammenkunft einem Jeden zufällt. Dem Präsidenten macht Jeder im Laufe des Monats und wenigstens eine Woche vorher bekannt, womit er die

Wissenschaften und Künsten. Nichts ist ihr fremd; nichts Wissenswürdiges liegt außer ihrem Kreise. Doch ist die italienische Sprache, in die sie unsere Classiker übersetzt und ihren Freundinnen in Rom und Neapel zuschickt, wenn sie es vorher ihrem Bibliothekar, dem Rath Jagemann, zur Prüfung vorgelesen hat, die Musik und die Malerei ihr Lieblingsgeschäft.

Ihr verdanken nun seit einiger Zeit Weimars denkende Köpfe einen gemeinschaftlichen Versammlungsort in ihrem Palais. Sie ist bei diesen Sitzungen selbst, mit ihren zwei Hofdamen, die sie einst auch nach Italien begleiteten, gegenwärtig. Aber auch der regierende Herzog und dessen Gemahlin sind aufmerksame Zuhörer. Dies bringt übrigens bei den Anwesenden nicht den geringsten Zwang hervor. Jeder sitzt, wie er zu sitzen kommt, während das vorlesende Mitglied seinen Platz an einem besondern Tische einnimmt. In der Mitte des Saals steht eine große, runde Tafel, auf welche die mathematischen Instrumente, Zeichnungen, naturhistorischen Merkwürdigkeiten, deren Erwähnung geschehen soll, hingelegt werden. Ist nun eine Vorlesung vorbei, so steht Alles auf und tritt um die Tafel herum *), spricht, macht Einwürfe, hört und beantwortet die Fragen des Herzogs

---

Versammlung zu unterhalten gedenkt. Er ordnet dann die Unterhaltung des Tages, führt über das Vorgetragene ein kleines Protokoll, und übergibt es dem Nachfolger. Die Aufsätze nimmt jeder Verfasser zur eignen Disposition wieder zurück. Auf vorherige Anzeige an den Präsid. kann jedes Mitglied einen oder den andern Gelehrten, besonders aus Jena, als Gast mitbringen. Diese Verabredung gilt auf so viel Monate, als die Anzahl der Unterzeichneten beträgt. Es wird der Gesellschaft eine Gnade sein, wenn die Durchlauchtigsten Herrschaften die Zusammenkünfte mit Ihrer Gegenwart beehren wollen u. s. w.

*) Damit dazu Raum bleibe, wurden nach §. 9. der Statuten dem Präsidenten 12 Admissionsbillets zum Vertheilen übergeben.

und der Herzoginnen, die nun mitten im Zirkel stehen, und nun gehts zu einer neuen Vorlesung und jeder nimmt wieder seinen Stuhl ein. Da eine Session immer drei Stunden, von Abends 5 Uhr bis 8 Uhr dauert, so würde ohne diese kleinen Pausen die Zunge vom Schweigen, der Körper vom Sitzen ermüden.

Die Ordnung der heutigen Sitzung war folgende. Der Präsident der Gesellschaft, der Geheimerath von Goethe, eröffnete sie mit fortgesetzten Betrachtungen über das Farbenprisma. Er wiederholte erst ganz kurz die Resultate dessen, was er im ersten Hefte seiner Beiträge zur Optik weitläuftiger und durch 24 kleine illuminirte Kupfertäfelchen, die dazu ausgegeben werden, veranschaulicht hat.

Die Hauptsätze demonstrirte er an einer schwarzen Tafel, wo er die Figuren schon vorher angezeichnet hatte, so lichtvoll vor, daß es ein Kind hätte begreifen können. Goethe ist eben so groß als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, als er's als Dichter, Schauspiel- und Opern-Director, Naturforscher und Schriftsteller ist. Er erklärte sich hier im kleinern Zirkel gradezu gegen Newton's Farbentheorie, die durch seine Versuche ganz umgeworfen wird, und zeigte zugleich an diesem Irrthum des großen Newton, dem nun ein Jahrhundert lang Alles nachgebetet hat, sehr schön, wie Nachbeterei auch unter guten Köpfen so tief Wurzel schlagen könne.

Hierauf las Herder einen trefflichen Aufsatz über die wahre Unsterblichkeit für die Nachwelt vor, den wir wahrscheinlich bald im vierten Theil seiner zerstreuten Blätter zu lesen bekommen werden. Von der Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode kann hier die Rede nicht sein. Sie ist doch nur ein Samenkorn im menschlichen Herzen, ein leises Ahnen, ein be-

bender Blick in die verschleierte Zukunft. Unsterblichkeit des Namens durch Thaten und Schriften ist in unsern späteren Zeitaltern, wo selbst ein Friedrich doch nie zu dem Universalruhme eines Alexander und Cäsar kommen wird, in dem Maße, wie ihn die Vorwelt errungen hat, schwer oder vielleicht gar nicht mehr zu erwerben. Es wäre also sehr schlimm mit uns bestellt, wenn uns Allen nicht auch noch eine Unsterblichkeit übrig wäre. Diese besteht in gemeinnützigen Anstalten, neuen, durch uns unter die Menschen gebrachten Denkformen und Ideen u. s. w. Je weniger wir unser Ich diesen Dingen aufprägen, je mehr wir aus uns selbst herausgehen und nur Gemeinwohl, Gemeincultur beherzigen, desto empfänglicher und würdiger sind wir dieser Unsterblichkeit. Dies wurde durch eine Untersuchung erläutert, von dem, was eigentlich bei allen unsern Vorstellungen und Kenntnissen aus uns selbst entsprungen ist. Fast gar nichts. Wir haben Alles durch Unterricht und Belehrung empfangen und so müssen wir es wiedergeben. Rückblick auf die frohesten Stunden der Jugend, wo wir von Menschen und von der Natur noch am unbefangensten und am liebsten empfingen. Klage, daß so wenig Originalität im Gedankenreiche sei, und daß nur die allerwenigsten Menschen etwas anders sind, als wozu sie durch frühern Unterricht, Umgang und Tradition fremder Meinungen auf sie gestempelt worden sind. Also nicht Fortpflanzung des todten Namens, sondern ein Beitrag von irgend etwas Gutem zur Summe des schon Erfundenen und Gestifteten ist wahre Unsterblichkeit. Hier lebt man durch das, worin sich unser Geist abdruckte, in den entferntesten Generationen fort. — Am Ende ein Versprechen, in einer kommenden Vorlesung eine Erklärung von Genien und Dämonen zu geben,

unter welchen das Alterthum diese Art von reiner Unsterblichkeit verhüllte.

Auf Herdern folgte der Geheimerath und Archivarius Voigt, der uns aus dem hiesigen an den ehrwürdigsten Documenten so reichen Archive ein sehr merkwürdiges Diplom vorlegte und erläuterte, das der Kaiser Friedrich der Rothbart 1167 dem Abte Eckard im St. Georgenstifte zu Naumburg ertheilte. Erst eine historische Einleitung über Kaiser Friedrich den Rothbart, wobei die Sottise Albrecht des Unartigen nicht ungeahndet blieb, der seinen Sohn, Friedrich mit der gebissenen Wange, lieber verhaftet hielt, als daß er ihn nach Neapel schickte, um die Erbschaft des unglücklichen Konradin in Empfang zu nehmen. Dann über die Sache, worüber das Diplom ausgestellt wurde, nämlich der Heerschild, den aus Nachahmungssucht der weltlichen großen Fürsten nun auch Prälaten und Äbte bei sich einzuführen und in ihren Vasallen auch einen solchen Glanz um sich herum zu verbreiten suchten. Ferner eine kurze Geschichte der Stiftung des St. Georgenstiftes bei Naumburg. Es stiftete dasselbe eine fromme Gräfin im J. 1099, grade wie man das Ende der Welt erwartete; eine Pfaffenlüge, um damit recht viel Ritter ins gelobte Land zu sprengen und von ihnen große Schenkungen zu erhalten. Die Gräfin Mathilde ließ, da nicht bestimmt war, wo sie das Stift erbauen sollte, einen Raben fliegen; da, wo er sich niederließ, wurde der Bau angefangen. Hier webte Voigt, um diese historische Wildniß etwas reizender zu machen, ein kleines selbstverfertigtes Gedicht ein, worin er sehr komisch das Krächzen des hungrigen Raben mit dem Kirchengeplärr der nachmals an diesem Orte hausenden Klosterbrüder verglich. Darauf las er eine Übersetzung des in

lateinischer Sprache, wie damals noch durchaus gewöhnlich, gefertigten Diploms, erklärte das Siegel, und machte einige kennerhafte Bemerkungen über das Siegelwachs, wovon er ein Stückchen dem Bergrath Buchholz, unserm großen Chemicus, zur Untersuchung gegeben hatte, theilte Aufschlüsse über das unten befindliche Monogramm mit (diese Gewohnheit stammte von Karl dem Großen, der nicht schreiben konnte), und über andere Merkwürdigkeiten in der äußern Form des Diploms. Während dessen ging dieses im Zirkel der Zuhörer herum, wo denn ein Jeder mit Einem Blicke Alles vergleichen konnte. Nach Beendigung dieser Vorlesung ließ sich der Herzog über sein Archiv noch Manches von Voigten sagen, und wir Umstehenden erfuhren dabei Manches, was man sonst nur dem Fürsten sagt. Die älteste Urkunde des hiesigen Archivs ist vom Kaiser Otto II.

Hierauf las der Professor der Botanik Dr. Bartsch, als Ehrenmitglied, eine sehr sachreiche Abhandlung vom Schiffsbote oder Nautilus, und einer kleinen Schnecke, die im Meeressand gefunden und erst durchs Mikroskop deutlich wird, mit Hinsicht auf größere und kleinere Petrefacten und gewisse Resultate vor, die daraus von der jetzigen Bildung der Erde und ihrer frühern Gestalt, ehe sie vom Ocean verlassen wurde, nothwendig folgen. Während der Vorlesung gingen sehr schöne Exemplare vom Nautilus und der kleinen Schnecke auf silbernem Präsentirteller im Zirkel herum. Auch hierüber wurde nach dem Ende der Vorlesung Vieles gesprochen. Herder fand Bestätigung seiner im ersten Theile seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit vorgetragenen Hypothese. Es war mir aber vorzüglich interessant, ein Gespräch des alten ehrwürdigen Hofrath Büttner aus Jena, der auch zugegen war, mit anzuhören, worin

er uns seine Ideen von der Urwelt und dem Zurücktreten des Oceans, so weit es seine Ideenfülle und daraus entspringende Weitläuftigkeit erlaubte, mittheilte.

Nun zeigte Lenz, der jetzige Inspector der Kunstkammer und des Naturaliencabinets in Jena, eine Reihe Intestinalwürmer in Spiritus, die er selbst aus den Eingeweiden vieler Thiere hervorgesucht und präparirt hatte. Unter andern war auch ein Exemplar des Blasenwurms dabei, aus welchem das bekannte Drehen der Schafe entsteht. Dieser Lenz ist ein sehr unermüdeter Naturforscher. Er hat besonders in der Helminthologie seltene Kenntnisse, und zeigte uns hier verschiedene Gattungen, die Götze in seinem schönen Werke über die Eingeweidewürmer noch nicht aufführt. Er soll auf dreißig neue Gattungen entdeckt haben.

Am Ende wurde noch eine artige Entdeckung mitgetheilt, die der Hofmedicus Hufeland von der Wirkung des Lichtes an einem im Rahmen gefaßten Schattenriß des Herzogs gemacht hatte.

Es war indessen schon spät geworden, und da es stark auf 9 Uhr ging, mußten einige Vorlesungen, z. B. die des Legationsraths Bertuch, der uns über die Farbentinten der Japaner und Chinesen unterhalten wollte, auf die künftige Sitzung verschoben bleiben.

Gesellschaft den 17. Febr. 1792. Der Geheimerath Goethe las zuerst einen kleinen gedruckten Aufsatz vom Hofrath Moritz vor: Grundlinien zu meinen Vorlesungen über den Stil (Berlin, 1791), ein halber Bogen. Alles dreht sich um den sehr einleuchtend dargestellten Grundsatz herum:

Man muß sich erst, so viel wie möglich, vom Ausdruck ab auf die Gedanken hinkehren. Diesen, wenn sie deutlich und mit Interesse gedacht sind, folgen die Worte von selbst. Eigentlich ein Commentar zu den Worten des Horaz: rem praevisam verba sequentur. Einzelne bekannte Sätze sind sehr treffend ausgedrückt, z. B. der 12te: So lange man noch nicht im Stande ist, die Hauptsache in wenig Worten zu bezeichnen, hat man auch den Hauptgesichtspunkt für das Ganze noch nicht aufgefunden; und der 18te: Wer beim mündlichen oder schriftlichen Vortrage seine Gedanken nie von der Hauptsache abschweifen läßt, denkt richtig; wer die Richtung seiner Ideen schnell verändern kann, denkt lebhaft; wer aber blos seine Ideen schnell verändern kann, denkt gar nicht. — Nach diesem Leitfaden hat nun Moritz, wie uns Goethe noch im Discurs mittheilt, seine Vorlesungen schon angefangen. Sie werden alle einzeln gedruckt; einige davon hat Goethe schon in den Händen und wird uns daraus gelegentlich etwas mittheilen. In einer der letzten hat er eine Stelle aus Werther's Leiden meisterhaft commentirt.

Ich (Böttiger) las hierauf eine Abhandlung über die im Alterthum zu findenden Spuren von der allgemeinen Sitte roher Menschen, sich zu bemalen und zu tättowiren, vor. Die Einäugigen, Cyklopen malten sich das eine Auge an die Stirn. So mehrere vorgeblich einäugige Nationen. Gemalte Bildsäulen der Griechen und Römer. Gestreifte Zeuche. Nachahmung dieser barbarischen Sitte. Wieland will die Abhandlung in das Aprilstück des deutschen Merkurs aufnehmen.

Der Kammerherr (Major) v. Knebel (ehemals Hofmeister des Prinzen Constantin, jetzt mit einer trefflichen metrischen

Übersetzung des Lucrez beschäftigt, der sein vieljähriger Liebling ist) unterhielt uns hierauf mit einer hinreißend geschriebenen Abhandlung, der er selbst den Titel gab: Wohlwollen, Werthschätzung, Höflichkeit, eine moralische Rhapsodie. Die Ideen waren nur an einem losen Bande zusammengeknüpft und daher ein Zusammenhang schwer aufzufassen. Aber das Ganze war ein gar liebliches Blumengewinde. „Prometheus, sagt die Fabel, setzt den thierischen Menschen aus den entgegenartigsten Eigenheiten des Löwen, Bären, Fuchs, Schweines u. s. w. zusammen. Athene blies den Gottesodem ein. Diese Vernunft äußert sich vorzüglich in der Prärogative des Menschen vor allen instinctmäßig sociablen Thieren, in dem auf Verleugnung selbstischer Ichheit gegründeten Wohlwollen. Die Wiege der Menschheit war ein milderes Klima, wo der Mensch keine Kleider brauchte, und überall in der Natur seinen Tisch gedeckt fand. Wir sind ausgewanderte Polarmenschen. Unsere erwärmende Sonne muß gegenseitiges Wohlwollen sein. Uns ist dies doppeltes Bedürfniß. Ohne sie starren wir in nie schmelzende Eisgruben." Dies wurde schön durch den Contrast ausgeführt. Aber veredeltes Wohlwollen wird Werthschätzung. Wohlwollen borgt nur, Werthschätzung gibt. Je uninteressirter sie gibt, ohne auf kleinliche Erwiderung zu rechnen, desto reiner ist das Wohlwollen, aus welchem sie entspringt. Äußerung dieser wohlwollenden Werthschätzung wird Höflichkeit im wahren Sinne des Wortes. Klage über muthwillige Einschränkung dieses edeln Begriffes auf leere Etiquette. Erläuterung der wahren Höflichkeit durch Beispiele. Ihr Charakteristisches ist überall gutmüthige (nicht erkünstelte) Hintansetzung seines Eigendünkels, Eigennutzes, Eigenwillens. Hierin übertrifft

der von uns mit dem Namen des Wilden herabgewürdigte freie Naturmensch uns durch Erziehung und Convention früh gemodelte Europäer bei weitem. Beispiele aus einem Aufsatze Franklin's von den Nordamerikanern und aus Cook's Reisen von den Bewohnern der Südseeinseln. Aber auch das von vielen lästig gefundene Ceremoniel hat seine gute Seite. Die Chinesen sind das ceremonienreichste Volk unter der Sonne. Darum, sagt Du Halde, haben sie in diesem Jahrhundert noch gar keinen, und überhaupt unter sich nie Krieg gehabt. Mitunter einige starke Reflexionen, z. B. „Andere Nationen nennen die Höflichkeit mit Ausdrücken, die vom Adel hergenommen sind (gentilesse, gentleman-like). Auf deutschem Boden geht das nicht. Die Fürsten erhielten ihre Hochschätzung zuerst, weil sie die stärksten und klügsten im Volke waren. Diese Hochschätzung ist erblich unter der Voraussetzung geworden, daß die Nachkommen der Fürsten den Wechsel richtig bezahlen werden, den ihre Vorahnen auf sie zogen." Der wackere Knebel, dem der Herzog laut seinen Beifall zu erkennen gab, hat mir diese Vorlesung mitzutheilen versprochen.

Der Bergrath Buchholz verband hierauf mit einer kleinen Vorlesung ein chemisches Experiment. Eine Flasche mit faulem Selterwasser erfüllte das ganze Zimmer mit dem häßlichsten faulen Eiergeruch. Es mußte sogleich geräuchert werden. Durch einen beigemischten Zuschlag von Kohlenstaub ward sogleich dieser Geruch getilgt und durch eine kleine Einbünstung ihm auch sein stechender Geist so gut wiedergegeben, daß man zwischen dem frischesten und diesem restituirten nicht den geringsten Unterschied finden konnte. Die ganze Operation ist ebenso leicht als wohlfeil, wenn man bedenkt, daß oft ganze

Schiffsladungen solchen Wassers, z. B. nach Ostindien, nach Batavia, wo jeder rechtliche Mann nichts anders trinkt, auf der weiten und warmen Reise ganz umschlagen, die nur durch dies ganz einfache Mittel vollkommen rehabilirt werden können.

Der Geheimerath Voigt vertheidigte hierauf in einer sehr beziehungsvollen Abhandlung zuerst die neue preußische Legislation, die aus dem vorliegenden Alten nichts ganz Neues schaffen konnte. Er stellte hierauf eine doppelte sehr artige Vergleichung an. Einmal der Geschichte der Justinianischen Gesetzgebung mit der preußischen. Natürlich erhielt hier die übereilte Compilation des Tribonian und seiner Genossen nicht den Vorzug über die langsam gereifte und durchgeprüfte preußische Legislation. Beiläufig wurde des Kaisers Justinian Charakter berührt. Seine Buhlerin Theodora beherrschte ihn und schwang sich bis zu seiner Gemahlin empor. Er war, oder wollte wenigstens sehr fromm sein, bauete Kirchen und glaubte damit seine Wollüste abzukaufen, wenn er ein Pfaffenknecht wäre. Dies Alles wurde so künstlich gestellt, daß uns Allen das neue Gegenstück in der Dänhoff- und der Wöllnerischen Clique vor Augen stand, und doch wurde Niemand genannt. Zum Zweiten wurden einige Stellen aus dem römischen und preußischen Gesetzbuche buchstäblich gegen einander gehalten. Der Herzog hatte auf dem jetzigen Landtage den Ständen den Antrag gemacht, die neue preußische Legislation über den Punkt anzunehmen: wie der Andere sein wildes Wasser von höher liegenden Feldern und Wiesen über die Besitzungen des Nachbars hin ableiten dürfe, worüber die Pandekten sehr unzulänglich, die neuen preußischen Gesetze aber äußerst bestimmt und zur Beförderung der Landescultur zweckmäßig entscheiden. Die

Stände hatten indessen keine Ohren gehabt. Darum nahm Voigt gerade diesen Punkt, und nachdem er die Gesetze aus beiden Gesetzbüchern vorgelesen und mit einander verglichen hatte, hob er die Einwürfe, die allenfalls noch gegen die weisen preußischen Vorschriften gemacht werden könnten. Es lag in dem ganzen Aufsatze ein feines Compliment für den Herzog. Um diese etwas trockne Materie für die Zuhörerinnen genießbarer zuzurichten, wurden am Ende noch einige Lächerlichkeiten und Naivetäten, die in den Pandekten und Cod. Just. vorkommen, aufgetischt, z. B. daß vidua und virgo einerlei sein könne, daß zur Wolle auch die Ziegen-, Hasen- und Gänsewolle gehöre, daß die Statthalter und Gerichtspfleger darauf angewiesen wurden, sie sollten sich nicht danach richten, wie es in der Hauptstadt zuginge, sondern wie es da zugehen sollte; eine Vermahnung, schloß unser Vorleser, die auch heutzutage den Amtleuten und Aufsehern kleinerer Provinzialdistricte mit Hinsicht auf größere und kleinere Residenzstädte zugerufen werden möchte.

Hierauf theilte uns der Legationsrath Bertuch aus den neuesten französischen Missionsberichten aus China eine Nachricht von den ebenso gerühmten und hellen chinesischen Farben oder Pigmenten mit, die unsere Maler sich so oft vergeblich wünschen. Der Pater Bourgeois hatte nun einem Freunde in Frankreich diese Farben ihrer Zurichtung und chinesischer Benennung nach sehr genau beschrieben. Diese Beschreibung und Namen erhielten wir nun im lehrreichen Auszuge. Die Chinesen lassen sie auch außer Landes gehen, und nun kann sie ein jeder Künstler durch schwedische, holländische oder englische Chinafahrer unter dem rechten Namen unmittelbar aus China kommen lassen. Die schönste rothe Farbe Tchin-keng-tou

wird aus gefärbten und imbibirten Kattunläppchen wieder ausgekocht und die Brühe muß auf einem porcellanenen Teller wieder evaporiren.

Am Schlusse hatte Herr Meyer, der schweizer Maler, der bei Goethe wohnt und viele Jahre in Italien zugebracht hat, sein neuestes Gemälde holen und vor uns aufstellen lassen. Meyer hat nach den neuen prismatischen Versuchen von Goethe das Colorit eingerichtet, und man muß gestehen, es that auch jetzt am Abend unerwartet herrliche Wirkung. — Aber auch von der Seite des Gegenstandes und der Composition verdient dies schöne Stück die laute Bewunderung, welche besonders beide Herzoginnen darüber äußerten. Es stellt die Gebrüder Kastor und Pollux vor, wie sie beide zu gleicher Zeit die zwei Töchter des Leucippus rauben. Beide holde Mädchen liegen den Räubern schon in dem Arme, halten sich aber von oben noch fest umschlungen. Dies und die dahinter stehenden Rosse machen eine herrliche reiche Gruppe. Köpfe und das ganze Costum sind nach ächten Antiken. Wieland stand mit unbeschreiblichem Enthusiasmus lange vor diesem Bilde, zeigte uns, wie viel Vorzüge dies vor der so oft wiederholten Vorstellung des Sabinerinnenraubes hätte, und nannte es ein Stück von seinem heidnischen Evangelium.

Unter andern Fremden lernte ich heute hier auch den vor Kurzem erst aus Paris zurückgekommenen Graf Beust kennen. Er hatte einst die sächsischen Salinen, entzweite sich mit Wallwitzen und verließ Dresden. Jetzt führte er die Aufsicht über die Salinen in Polen (woher er auch den Stanislausorden hat) und Mainz, hat Kobaltgruben in den Pyrenäen und will die ganzen französischen Salinen reformiren. Aus Verdruß,

daß sein Rapport schon mehrere Monate der Nationalversammlung nicht vorgelegt worden, ist er jetzt aus Paris weggegangen, und nach Weimar, wo er seine Familie (unter andern eine Tochter, welche für die größte Schönheit in ganz Thüringen gehalten wird) hat, auf einige Zeit zurückgekommen. Er erzählte uns von seinen Grundsätzen und Erfahrungen Manches, und macht besonders über Dresden sehr treffende Bemerkungen, warum dort keine solche literarische Zirkel zusammenkämen.

Versammlung den 2. März.) Der Herr Hofmedicus Dr. Hufeland setzte heute seine vor acht Wochen angefangenen Vorlesungen über die verschiedenen Mittel, seine Lebensdauer zu verlängern, durch sehr interessante Betrachtungen über das, was eigentlich Lebenskraft heiße, und über die Erscheinungen dieser Kraft in der organischen Schöpfung fort. Er machte gleich zum Anfange die treffende Bemerkung, daß überall, wo das Wort Kraft vorkomme, die Philosophie sich im Gedränge befinde, wenn sie eine befriedigende Definition davon geben solle. Kraft sei eigentlich nur das × in der Algebra, die Benennung einer unbekannten Quantität. So lasse sich eigentlich auch die Lebenskraft nicht definiren, sondern nur durch gewisse Eigenschaften und Wirkungen erkennen. Dergleichen Kennzeichen wurden nun zwölf nach einander aufgezählt, z. B. sie bindet die Materie, die mit ihr durchdrungen ist, und hält zusammen. Fäulniß und Verdünstung zerstören nur todte Körper. Das Leben kann im gebundenen Zustande im Samenkorn Jahrelang, im Ei viele Monate, in der Raupenpuppe viele Wochen lang da sein. Aber so lange sind auch diese Dinge vor innerer Zerstörung und Fäulniß sicher. Gewisse Dinge nähren und

vermehren die Lebenskraft, andere zerstören sie merkbarer oder unmerkbarer.

Als Nahrungs- und Beförderungsmittel der Lebenskraft wurden Licht, Wärme und Luft aufgeführt und ihr Einfluß durch treffende Beispiele erläutert. Ohne jenen feinen ätherischen Lichtstoff ist eigentlich gar kein Leben denkbar. Ingenhouß neueste Versuche mit Pflanzen. Kartoffelkeime, die sich zu entwickeln anfangen, leuchten im finstern Keller. Faules Holz, indem es zu neuem Leben gebildet wird, schimmert im Dunkeln. In der Tiefe der Erde, wo kein Lichtstrahl hindringen kann, hört alles Leben, alle Vegetation auf. Die Wärme ist entweder Wirkung oder Folge des Lebens. Dies läßt sich noch nicht recht entscheiden. Frühlingswärme belebt Alles. Ein in Straßburg im Rhein ertrunkener Soldat ward blos durch Wärme ins Leben zurückgebracht. Das Gegentheil zerstörender Frost. Einige Bemerkungen hierüber. Luft. Dephlogistisirte, eigentliche Lebensluft. (Viele Gewächse, Fordyras Goldfische, ein französischer Offizier, der sich zu Tode hungern wollte und 46 Tage nichts aß, lebte in diesem Element.) Aus allen diesen sehr fruchtbare Folgen. Schon hieraus erhellt, daß, da die Lebenskraft nach der gleich zum Anfang von der Natur ertheilten größeren oder kleineren Summe von Lebensstoff, nach der Festigkeit oder Schlaffheit der Organe, nach dem größeren oder kleineren Aufwand, den der Mensch in seiner Lebensart davon macht, stärker oder geringer sein muß, sich auch darnach diese Kraft verlängern oder verkürzen lassen muß. Intensives — extensives Leben. Die gewöhnliche Redensart: schnell leben, ist sehr wahr. Der Schlaf unterbricht das intensive Leben, damit das

extensive länger dauere. Betrachtungen über den Winterschlaf der Thiere und Pflanzen.

Hierauf las ich (Böttiger) eine Abhandlung über die Prachtgefäße der Alten vor. Sie ist für's Modenjournal bestimmt und durch die neue Erfindung von Wedgewood, die Enkaustik der etrurischen Gefäße täuschend nachzumachen, veranlaßt. Da sehr viel von diesen gemalten Gefäßen, die in Campanien und Etrurien gefunden worden, in meiner Vorlesung vorkam, so ließ die Herzogin Mutter einige dergleichen ächte Antiken aus ihren Zimmern holen, die sie von ihrer Reise nach Italien selbst mitgebracht hat. Ich werde vielleicht künftig über die Gemälde, die sich auf diesen befinden, einige Muthmaßungen vortragen. Da fast die Hälfte der hier anwesenden Gesellschaft selbst in Italien zu Florenz und Portici die schönste Sammlung dieser Prachtgefäße gesehen hat, so waren die durch meine Vorlesung entstandenen Unterredungen mir sehr belehrend.

Der Geheimerath Goethe las hierauf Proben eines Lehrgedichts über die Pflanzen in deutschen Hexametern vor, das ihm die Gräfin Harrach aus Wien zugeschickt hatte. Der Verfasser ist ein Schüler Linné's, ein Schwede, der aber die deutsche Sprache vortrefflich in seiner Gewalt haben muß. Ich erinnere mich nicht, in diesem Fache etwas Hinreißenderes je gehört zu haben. Vater Wieland war ganz entzückt darüber. Hier war mehr als Kleist und Haller. Die Alpenscenen, die Schilderungen der ost- und westindischen Blumen, die abstracte botanische Sprache durch die glänzendsten Bilder gehoben, z. B. von der Begattung der Pflanzen, Alles verrieth einen großen Meister, dessen Werk freilich noch durch Goethe's meisterhafte Declamation sehr gehoben wurde.

Wegen Länge der schon gehaltenen Vorlesungen und der dazwischen eingetretenen Intermezzos von Gesprächen mußten einige andere Abhandlungen auf's künftige Mal verschoben werden. Unter unsern Gästen befand sich diesmal auch der Bruder des Herzogs von Gotha, der Prinz August, ein sehr gelehrter und liebenswürdiger Herr. Er ist zweimal in Rom und Neapel gewesen und erzählte einige höchst interessante Anekdoten.

(Den 23. März.) Wegen der Abreise des Prinzen August von Gotha, die künftige Woche erfolgen soll, wurde heute schon die Versammlung für den April gehalten. Aber der gute Prinz war diesen Nachmittag sehr gefährlich krank geworden. Er konnte nicht in unserer Mitte sein. Mit ihm blieben noch Einige weg, die uns heute besuchen wollten.

Professor Kästner setzte zuerst seine psychologischen Bemerkungen über das Vorstellungsvermögen der Seele fort und bestimmte und classificirte heute den Grund der deutlicheren oder dunkleren Apperception, alles noch als Vorbereitung auf die Lehre von den fixen Ideen und den verschiedenen Graden des Wahnsinns, die damit verbunden sind und wovon nun die folgende Vorlesung handeln soll. Zu den Dingen, davon das plattere oder größere Maß der Deutlichkeit unserer Vorstellungen abhängt, rechnete er u. A.: 1) die uns umgebenden örtlichen Gegenstände. Ein wohlgenährter Landprediger konnte nur bei einem gewissen bestimmten Aufputz seiner Studirstube auf seine Predigt meditiren und hatte auch einen eigenen Denkstuhl. 2) Die Schärfe gewisser Sinne für gewisse Ideen. 3) Das Interesse der Lebensart, des Berufs, der Liebhaberei, wobei man für gewisse Ideen außerordentlich empfänglich, für andere ganz stumpf ist.

Connaisseurship auf der einen, Pedanterie auf der andern Seite. 4) Das Interesse des Selbsterfundenen. Pädagogische Folge daraus für den Vortrag beim Unterricht. Wer nicht die Kunst versteht, seinen Lehrling oder Schüler zu dem Gesagten oder nur Angedeuteten Vieles selbst hinzu erfinden zu lassen, ist kein guter Lehrer. Hierauf gründet sich alle sokratische Hebammenkunst. 5) Verschiedene Ideenempfänglichkeit des zarter organisirten weiblichen und des festeren männlichen Geschlechts. Schnellere, feinere, alles im kleinern Kreise inniger umtastende Receptivität ist das Prärogativ des Weibes. Abschweifung zum Lobe dieses Vorzugs. Wunsch, ihn durch Erziehung zu schärfen und zu veredeln. 6) Verschiedene Auffassung der Ideen nach Verschiedenheit des Alters. Anders faßt und hält die Idee der Knabe, anders der Jüngling, anders der Mann, anders der Greis. 7) Nach Verschiedenheit des Temperamentes. Ausgesuchte Beispiele und ein gewählter Ausdruck gaben dieser Vorlesung einen mannichfaltigen Reiz.

Der Legationsrath Bertuch unterhielt uns hierauf vom Alter und Ursprung der englischen Gärten. Zuerst eine Blume auf Hirschfeld's Grab. Seine Gartentheorie, wozu er die Keime auf seiner Schweizerreise sammelte und wodurch er von deutschem Fleiß und Geschmack ein festbestehendes Monument lieferte, würde doch von dem trefflichen Manne noch manche wichtige Verbesserungen haben erhalten können. So scheint seine Erklärung von der Entstehung der englischen Gärten nicht recht gründlich zu sein. Er glaubt, die Engländer hätten die Idee dazu aus ihren malerischen Dichtern Milton, Thomson u. A. geschöpft. Aber dies konnte es nicht allein machen. Kent, der große Schöpfer der englischen Gartenkunst,

zerbrach das Joch des berühmten Le Notre und seinen Baumscheren- und gradlinigten Alleen-Zwang grade um die Zeit, wo die englisch-ostindische Compagnie ihre große Ausbreitung erhielt und jeder reiche Engländer von Geschmack Italien besuchte. Aus diesen zwei Quellen schöpfte der Engländer seine Gartentheorie. Die chinesischen Gärten gaben ihm die Idee der vermannichfaltigten Naturscenen. Die Betrachtung der alten Villas und der römischen Baukunst weckten und bereicherten den Geschmack an schönen Gebäuden in diesen Gärten. Castell on the villas of the Ancient kam zu London in groß Folio fast um eben die Zeit heraus, wo die neue englische Gartenkunst sich zu bilden anfing. Der königliche Gärtner Will. Chalmers reiste selbst nach China, und ließ bei seiner Rückkehr Ansichten (views) von chinesischen Gärten stechen, die, sollten sie auch hier und da etwas verschönert sein, doch gewiß nicht blos Geschöpfe seiner Phantasie sein können. Er gab auch einen Versuch über die orientalische Gartenkunst (Essay on oriental gardening) heraus. Aber was die Sache noch deutlicher und unwidersprechlicher macht, ist ein chinesisches Gedicht, das ein Mandarin, ein gelehrter Chinese, schon im Jahre 1300 unserer Zeitrechnung auf seinen eigenen Garten machte und das uns nun Bertuch aus den Mémoires sur la Chine in einer sehr getreuen, doch schönen Übersetzung am Schlusse vorlas. Der ganze Garten umfaßt 60 Morgen Landes und hatte alle die Abwechslung und Scenerie, deren nur immer der schönste englische Park sich rühmen kann. Ungeheure Grotten, zwischen Felsenwänden eingeschlossene Wasserspiegel und Seen, Einsiedeleien, Belvederes auf einem schiffbaren Strom, eine Gartenbibliothek, Kaskaden, Stauden- und Gesträuch-Pflanzungen

(shrubberies): Alles schildert der chinesische Gartensänger mit so neuen, orientalisch-kühnen Bildern, daß dies selbst schon für die Ächtheit des Stückes bürgt. Das Gedicht machte auf uns Alle einen sehr starken sinnlichen Eindruck, und es wurde hierauf Vieles über die Frage gestritten, ob man auch diesem Gedichte, oder wenigstens dem französischen Dolmetscher trauen dürfe? Als Jesuiten und Missionairs sind sie freilich sehr verdächtig. Als solche hatten sie ein großes Interesse, alles Chinesische sehr herauszustreichen.

Nun überraschte uns Goethe mit einem Aufsatz, dessen Ankündigung ebenso befremdend, als die Ausführung hinreißend und unterhaltend war. Es ging ein auf einen Bogen gezeichneter Stammbaum herum und zugleich kündigte uns Goethe an, er wolle uns etwas über Cagliostro's Stammbaum und die Familie dieses Wundermannes vorlesen.

Als ich, fing er an zu erzählen, im Jahre 1787 mich auf meinen Reisen einige Zeit zu Palermo in Sicilien aufhielt, wurde in allen Gesellschaften vom Grafen Cagliostro als einem gebornen Palermitaner, dessen nächste Blutsfreunde noch in kümmerlichen Umständen in Palermo lebten, gesprochen. Man sagte mir in einer Gesellschaft, ein sehr geschickter Advocat habe auf Requisition des französischen Hofes die Familienumstände des Herrn Landsmannes genau untersucht und darüber ein Memoire nach Paris geschickt, wo sich damals der berühmte Halsbandproceß für Cagliostro damit geendigt hatte, daß dieser freigelassen wurde und nach England ging. Meine Neugier, diesen Advocaten selbst kennen zu lernen, wurde durch die Dienstfertigkeit Eines aus der Gesellschaft bald befriedigt, der mich schon des andern Tages bei diesem Manne einführte. Dieser

legte mir hierauf den ganzen Stammbaum des Abenteurers und zugleich eine Abschrift des Memoires vor, das er nach Frankreich zur Entlarvung des Herrn Balsamo geschickt hatte. Sein mütterlicher Großvater hatte wirklich Joseph Cagliostro geheißen, unter welchem Namen sich noch Verwandte in Messina befinden. Sein Vater war ein Kaufmann, der insolvent geworden und bald gestorben war. Der junge Balsamo hatte einige Zeit in einem Kloster der barmherzigen Brüder zugebracht, wo er eben sein Bischen empirische Medicin gelernt hatte, weil dieser Orden die Krankenpflege in den Spitälern besorgte. Als er dieser Klosterzucht entlaufen war, lernte er alle Hände meisterhaft nachmachen, kam dieser Kunst wegen in's Gefängniß und entkam diesem durch eine Flucht nach Rom, wo er seine Seraphine, eine Gürtlerstochter, heirathete, durch ihren Erwerb nun die Rolle eines Grafen Pellegrino zu spielen anfing und unter diesem Namen selbst die Unverschämtheit hatte, wieder nach Palermo zu kommen. Aber hier wurde er erkannt und zum zweiten Male festgemacht. Aber auch diesmal wußte er sich seine Freiheit durch die Schönheit seiner Frau zu verschaffen, deren erklärter Liebhaber, ein roher junger Principe, den Advocaten, der gegen Balsamo diente, so mishandelte, daß dieser aus Angst nun selbst die Loslassung des Gefangenen bewirkte. Nun verließ unser Held Palermo zum zweiten Male, nahm seines Großvaters Cagliostro Namen an und durchstrich, wie bekannt, Europa. Dies und vieles Andere lernte ich aus jenem Memoire, das ich vom Advocaten zum Ansehen erhielt, sowie ich mir auch den dabei befindlichen Stammbaum copirte. Der Advocat hatte die Data zu dem letztern von Balsamo's noch lebender Mutter und Schwester auf eine gute Art zu erhalten

gewußt. Dies machte mich neugierig, diese Familie selbst kennen zu lernen. Es hielt schwer, da es arme Leute waren, die jeden Besuch eines Fremden sehr verdächtig finden mußten. Aber der Schreiber des Advocaten, der mir die Sache communicirte, erbot sich doch, mich als einen Engländer dort bekannt zu machen, der genaue Nachricht von der Befreiung Cagliostro's aus der Bastille und seiner glücklichen Ankunft in England zu überbringen habe. Der Anschlag glückte.

Nun erzählte Goethe mit seiner unnachahmlichen Kunst zu erzählen und Familienscenen zu malen, seinen Eintritt in die kleine Wirthschaft dieser armen Bürgerfamilie. In der Küche wusch Cagliostro's Schwester eben das Eßgeschirr auf und deckte sogleich beim Eintritt des Fremden, der hier durch die Küche in die Wohnstube passiren mußte, durch Überschlagen der Schürze den noch weniger abgetragenen und verschossenen Vordertheil ihres Rockes auf. In dem Wohn- und Familienzimmer, die ganze Familie hatte nur dies einzige, sah alles ärmlich doch reinlich aus. Schwarze Heiligenbilder hingen an den Wänden, die einst gefärbt gewesen waren. Die Rohrstühle waren einst vergoldet gewesen. Ein einziges Fenster erleuchtete das Zimmer, an dessen einem Ende die alte harthörige Mutter, an dem andern eine kranke, schlafsüchtige Frau saß, die man in der Familie, trotz alles eignen Mangels, aus Barmherzigkeit unterhielt. Goethe mußte nun der alten Mutter die Nachricht von ihrem Sohne weitläufig verdolmetschen lassen, da er des gemeinen Dialects der Sicilianer nicht ganz kundig war. Die Schwester, die selbst schon drei erwachsene Kinder hatte und eine arme Wittwe war, erzählte, wie es ihr kränkend sei, daß ihr Bruder, der große Schätze besitzen solle, nicht einmal die

13 Uncie d'oro (Dukaten) wieder schicke, womit sie ihm bei seiner letzten Abreise aus Palermo seine versetzten Sachen eingelöst habe. Fragen an Goethe, ob er nicht das Rosalienfest in Palermo mit abwarten wolle, ob er einen Brief an ihren Bruder in England bestellen wolle. Die alte Mutter fragte, ob er wol ein Ketzer sei u. s. w. Beim Abschied, der schon sehr traurig war, verspricht Goethe, morgen wieder zu kommen und den Brief selbst abzuholen. Er kommt auch den andern Tag wirklich wieder und erhält einen Brief und einen pathetischen (rührend geschilderten) mündlichen Auftrag von der alten Mutter, die keinen ganzen Mantel mehr hat, um in die Messe gehen zu können. Beim Abschied rührende Zunöthigung, das Fest der heiligen Rosalia noch in Palermo und in Gesellschaft dieser guten armen Leute zu feiern. — Hätte es Goethe's Reisekasse auf der Stelle erlaubt, er hätte seinen kleinen Betrug sogleich dadurch gut gemacht, daß er unter dem Vorwand, er wolle sich das Geld in England vom Bruder wiedergeben lassen, der Schwester noch vor seiner Abreise die 13 Dukaten geschickt hätte, die sie für ihren Bruder ausgelegt hatte. Was indessen damals nicht geschehen konnte, ist später von Deutschland aus geschehen. Goethe hatte diese Auftritte in einigen Zirkeln seiner Freunde erzählt. Diese setzten ihn in den Stand, der armen Familie noch mehr zu schicken, als jenes betrug. Der englische Kaufmann Corf in Palermo, an den es Goethe spedirte, händigte es ohne alle Adresse ein. Die guten Leutchen meinten, dies käme wirklich von ihrem Bruder aus England, und dankten ihm schriftlich. Auch diesen Brief, den dann Goethe von jenem Kaufmann zugeschickt bekam, las er uns jetzt vor. Er war sehr rührend, die Gabe war gerade zum Weih-

nachtsfeste angelangt. Die Mutter schrieb die Rührung des Herzens ihres Sohnes dem heiligen Mutter-Gottes-Kinde zu. Noch hat Göthe eine Summe in den Händen, die er der armen Familie, welche durch Cagliostro's neueste Schicksale in Rom aller Hoffnung beraubt sein muß, noch zuschicken wird. — Einer aus der Gesellschaft glaubt, es sei das Honorar, welches Goethe von Unger in Berlin für das Manuscript des Großkophta erhalten hat. Mir ist's auch aus andern Gründen wahrscheinlich; und so wäre es in der That höchst sonderbar, daß eine Summe Geldes, die durch ein Schauspiel erworben wurde, das Cagliostro's Betrügereien und stirnlose Frechheit geißelt, dieses nämlichen Cagliostro's alter Mutter und hülfloser Schwester in Palermo zur Erquickung gereicht, und daß Beides Ein und derselbe Deutsche that.

Vergeblich würde ich mich übrigens bemühen, die Schilderungen und kleinen entzückenden Details wiederzugeben, die Goethe in die Erzählung dieses kleinen Reiseabenteuers zu verweben gewußt hatte. Enfin la sauce valait bien la viande. So schwebt mir jetzt gleich noch das Gemälde vor Augen, wie beim ersten Besuch bei der Familie Goethe mit seinem Begleiter ins große Gemach eingewiesen worden war, so verweilte die Schwester, die sie in der Küche angetroffen hatten, noch etwas in derselben. Als sie hereintrat, erzählte Goethe, hatte sie eine reine weiße Schürze umgethan und statt der klappernden Korkpantoffeln Schuhe mit einem rothen Bändchen angezogen. Sie setzte sich mir schief über, stemmte beide Hände auf die Knie und befühlte nun so vorwärts gebogen mit arglosem, unbeleidigendem Blicke jede Muskelbewegung des ihr fremden Mannes.

Vieles, was später in den zu Rom aus dem Verhöre gedruckten Nachrichten von Cagliostro stand, war noch ausführ-

licher in jenem Memoire des palermitanischen Advocaten, das Goethe blos darum nicht ganz copirte, weil er gewiß glaubte, man würde es in Paris selbst sogleich drucken lassen. —

Den Beschluß machte für diesmal der Geheimerath Bode, indem er uns eine Probe seiner neuen Dolmetschung von Montaigne vorlas, die bei La Garde in Berlin herauskommen und gewiß nicht schlechter ausfallen wird, als seine früher allgemein bewunderten und studirten Übersetzungen des Tristram Shandy, des Tom Jones, des Predigers von Wakefield u. s. w. Es gehört gewiß sehr viel dazu, diesen alten launigen, aber oft sehr cynischen*) Sonderling schön und doch so zu übersetzen, daß der alte ehrwürdige Rost nicht ganz weggewischt wird. Die uns vorgelesene Probe des ersten Capitels des zweiten Buches: Vom Inconsequenten in unsern Handlungen, bewies hinlänglich, welches Meisterstück wir zu erwarten haben.

Zwei versprochene Abhandlungen vom Durchstechen der berühmtesten Isthmen zum Behuf der Handlung in alter und neuer Zeit, vom Geheimerath Voigt, und über die Venus vom Major v. Knebel, mußten wegen Kürze der Zeit auf's künftige Mal aufgehoben bleiben.

(Eine weitere Fortsetzung dieser Schilderungen jenes geistreichen Vereines findet sich nicht unter Böttiger's Papieren.)

---

*) Das schwerste und unsauberste Capitel im ganzen Montaigne ist gewiß das über die Einbildungskraft. Bode las uns jüngst die Übersetzung auf seiner Stube vor. Er hat sich meisterhaft geholfen. L'art de peter, die Kunst zu f....n, hat er die Bauchrednerkunst, peter: die Orgelei des Afters übersetzt.

(Über Bode wird einiges Mittheilbare, das Maurerische gehört nicht hierher, im nächsten Hefte erscheinen.)

Goethe.

Seine Versuche über Farben und Lichtbrechung, wovon er jetzt die ersten Sätze in einer Schrift, die im Industriecomptoir diese Messe herauskommt, bekannt macht, erregen bei Kennern, z. B. bei dem Herrn v. Zach in Gotha viel Achselzucken, und bei den Spöttern bon-mots. So sagte der trockene Geheimerath Bode, die Geißel der hiesigen Genies, als von Goethe's Prisma gesprochen wurde: „die Genies müssen immer eine Puppe haben, womit sie spielen, und weil sie Kraft in sich fühlen, so wollen sie mit Felsenstücken wie mit Schnellkäulchen spielen." Man erwartet jetzt ein neues Schauspiel von ihm auf die Bühne gebracht zu sehen, worin er die geheimen Gesellschaften persiflirt. Aber die Schauspieler sollen sich erst besser eingespielt haben. Man glaubt noch immer, daß er seine bisherige Maitresse, Dlle. Vulpius, einmal heirathen werde. Als vor einiger Zeit ein junger Goethe aus dieser Verbindung in die Welt gewandert kam, so bat er den Herzog zu Gevatter, der es zwar annahm, aber der Taufe nicht beiwohnte. Diese Vulpius ist übrigens eine kleine unansehnliche Person, die mit dem so wohl gewachsenen, männlich schönen Goethe (man sehe das äußerst wohlgerathene Portrait von Lips) nicht wenig contrastirt. (Geschrieben 1791.)

In seiner Jugend und Genieperiode war er als einer der schönsten Männer von Mädchen und Frauen angebetet. Oft ging er, als er noch in Frankfurt war, zu Fuß nach Darmstadt.

Da gaben ihm die artigsten Frauen das Geleite bis zur Stadt hinaus, und in Darmstadt setzte er sich vor Merk's Haus, wo auf einer steinernen Treppe einige Bänke vor der Hausthür standen, um den um ihn versammelten Mädchen Genieaudienz zu geben, die oft länger als eine Stunde dauerte.

Goethe hat nach einer reifen Überlegung, warum die Zauberflöte einen solchen unbegreiflichen Eindruck aufs deutsche Publicum macht, selbst einen Versuch gemacht, den zweiten Theil dazu im Text zu verfertigen, weiß aber keinen Compositeur dazu zu finden. Es ist nicht wie die Zauberzither und andere dergleichen Nachäffungen und Wiederholungen, sondern Fortsetzung und Erhebung des Stücks, wobei doch alle die vorigen Personen und Decorationen vorkommen, was also für die Direction sehr vortheilhaft sein müßte.

„Beim erneuerten Studium Homer's empfinde ich erst ganz, welches unnennbare Unheil der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und ägyptisch-babylonischen Grillen (?) nie kennen lernen, und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch' eine ganz andere Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben!" —

Im Anfang Januar 1795 ging er auf 14 Tage nach Jena, um 2 Stunden täglich bei Loder Syndesmologie zu hören. Beiläufig machte er mit Göttling chemische Versuche, um die achromatische Flüchtigkeit herauszubringen, die jüngst im Reichsanzeiger aus England angezeigt war.

Physiologische Bemerkung. Gewisse Configurationen im menschlichen Körperbau tragen noch die letzte Spur der veredelten Thierheit zum prototypon der organischen Schöpfung, zum Menschen sehr deutlich an sich, z. B. das os coccygis den Rest des thierischen Schwanzes, die Milz (Anekdote, die Loder Huntern von einem englischen Soldaten erzählte, der bei Culloden verwundet worden war und die halbe ihm weggeschnittene Milz mit chirurgischen Attesten zur Schau herumtrug und darauf bettelte, better than ever) und das überzwerg Schleudern der Hände, wenn man geht (Nachahmung des vierfüßigen übereck schreitenden Thieres. „Ich," sagt Goethe, „lasse meine beiden Hände schleudern, wenn ich über's Feld allein gehe, denn so geh ich naturgemäßer." Nie geht er mit einem Stock), daher auch diese Spur der Thierheit in der feinen Welt für unanständig gehalten wird. Zu was nutzen die papillae an der Brust des Mannes? Schon Sterne in seinem Koran findet dies unerklärlich. Man muß annehmen, es sei gleichsam ein allgemeiner Typus in der Natur für die menschliche Organisation. Hier sind beim Manne wenigstens noch die Spuren der Brüste, die sich beim homo lar nur auf 2 herauf vermindert haben. Die Natur hat gewisse Generalformen, die sich auch da abdrücken, wo sie kein unmittelbares Bedürfniß erfüllen, z. B. bei allen unsern Rohrgewächsen liegt am untern Schilfblatt ein Auge, das sich nie entwickelt.

Des Grafen Fritz Stolberg lächerliche Hypothesen in seinen Reisen. Gott gab den ersten Menschen eine Getreidegarbe mit aus dem Paradiese. Die alten Götter sahen in den Bildsäulen so ernsthaft aus, weil ihre Urbilder ohne Hoffnung der Unsterblichkeit waren. Dominichino's Sacrament des heiligen Hieronymus. —

Goethe machte noch von Frankfurt aus mit Stolberg, dem Grafen Haugwitz und einigen andern Genies eine Reise in die Schweiz auf physiognomische Abenteuer. Bei dieser Gelegenheit wurde das enge Freundschaftsband mit Lavater geknüpft, an welches Goethe in der Folge auch den Herzog von Weimar ankettete. Lavater borgte, unter Goethe's Vorschub, vom Herzog 1500 Rthlr. und versprach, dafür Kunstwerke und artistische Seltenheiten zu schicken. Er schickte auch wirklich von Zeit zu Zeit Gemälde und Kupferstiche mit den größten Lobpreisungen und gab ihnen den Namen von den größten Meistern, ungeachtet es abscheuliche Copien waren. Beim Rath Kraus hängen noch einige davon; der Herzog nahm auch einige Exemplare von Lavater's französischer Physiognomik. Em Ende fand sich's, daß Lavater noch 400 Rthlr. herausbekommen müsse, die aber der Herzog nie bezahlt hat. Lavater hat die Briefe des Herzogs an ihn drucken lassen, und dies kann ihm dieser nie verzeihen. —

Goethe hat in allen bildenden Künsten Versuche gemacht. Er hat in der Schweiz Landschaften, in Italien nach Antiken gezeichnet, und überhaupt im Zeichnen ein treffliches Auge und eine festere Hand, als man bei der wenigen Übung, die er gehabt hat, glauben sollte. Er hat auch radirt. Salzmann in Strasburg zeigte Storchen einige Skizzen von Goethe's Hand. —

Zur Weimarschen Genieperiode von 1775—1781.

Als der Herzog 1775 nach Darmstadt zur Vermählung reiste, bat Graf Görz Goethen in Frankfurt zum Dejeuner beim

Herzog im Rothen Hause. Der Herzog hatte Goethe's Götz gelesen und den borstigen Ritterton allerliebst gefunden, war also schon dadurch begierig geworden, den Schöpfer dieses deutschen Kunstwerks persönlich kennen zu lernen. Goethe gefiel außerordentlich, wurde nach Weimar eingeladen und der nachmalige Kammerpräsident v. Kalb, damals Kammerjunker in der Suite des Herzogs, erhielt den Befehl, das frankfurter Kraftgenie in dem von Brüssel erwarteten Staatswagen mit nach Weimar zu bringen.

So kam Goethe in Triumph in Weimar an und Kalb logirte ihn, bis er selbst eine bequemere Wohnung hatte, bei seinem Vater, dem damaligen alten Kammerpräsidenten, ein, erwies ihm, da er bald merkte, daß dies der allvermögende Liebling des achtzehnjährigen Herzogs werden würde, alle mögliche Gefälligkeit und Gastfreundschaft und hatte selbst gegen die Liebelei, die der schmucke Goethe mit seiner damals noch unverheiratheten Schwester, der jetzigen Frau von Seckendorf, trieb, nichts einzuwenden. Nur der alte Kalb rief seiner Tochter ein: Mädchen mit Rath! zu, und rettete sie. Goethe vertauschte bald diese Liebe mit der Seladonschaft bei der damals reizend aufknospenden Kotzebue (nachmaligen Gildemeister), der zu Gefallen er damals auch das liebliche kleine Stück: Die Geschwister, schrieb, worin er sich mit seiner Geliebten selbst copirte. Später kamen die Liebschaften mit der Frau von Stein, davon der Park ein so schönes Epigramm zum Denkmal enthielt.

Das Genie Goethe konnte seinen Weltgeist (damaliger Modeausdruck) nicht in einer engen Ausdünstungspfütze, vulgo Stadt, gefangen nehmen. Bertuch mußte ihm seinen Garten am Park abtreten und dort etablirte er nun seine Geniewirthschaft.

Eine gewisse Gemeinschaft der Güter machte die Genies den Quäkern und Heilandsbrüdern ähnlich. So schickte Goethe oft zu Bertuch's Frau und ließ sich ein Schnupftuch holen. Hatte er keine weiße Kannevasweste und Hosen (die damals Genietracht waren), so ließ er sich aus der herzoglichen Garderobe sein Bedürfniß holen. Versteht sich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft schickte er in ein Haus und ließ sagen, er würde heute Abend da essen.

Goethe's Fortuna zog zuerst Lenzen hierher, der gradezu als Hofnarr behandelt, als er aber einmal zwischen der alten Herzogin und der begünstigten Liebhaberin, der Frau von Stein, eine Klätscherei gemacht hatte, plötzlich fortgeschafft wurde und von Kalb noch einige Louisd'or Reisegeld bekam. Dann kam der Alles zermalmende, rohes Fleisch kauende Klinger. Mendoza-Lenz hatte auf des Herzogs Unkosten sein Genieweſen getrieben und war in Allem aus der herzoglichen Chatouille erhalten worden. Bei Klingern wurde man schon sparsamer. Nun erschien Kaufmann, der aber bald fand, daß er Goethen nicht aus der Gunst des Herzogs bringen und selbst Hahn im Korbe werden könne. Kaufmann wendete sich also nach Dessau, wo der ehrliche Leopold den zweiten Theil zum hiesigen Genieweſen, das Philanthropinweſen, betrieb. Die von Lavater exaltirte Fürstin empfing diesen Apostel Lavater's mit offenen Armen, und da sich Kaufmann das Ansehn zu geben wußte, als wolle er in das philanthropinische Chaos, das Basedow damals schon aufzugeben gesonnen war, ein schöpferisches: es werde Licht! rufen, und viel von Constitution des Philanthropins sprach (dem er doch nichts als seinen Schimmel abließ, der noch lange als der Philanthropenschimmel seine Rolle fortspielte): so gewann er auch das

Zutrauen des Fürsten. Um seinen Genieberuf zu beurkunden, ging Kaufmann in einer grünen Frießjacke und Charivaris, die Brust bis auf den Nabel nackt, mähnenartig flatternde Haare und einen gewaltigen Knotenstock. So kam er in der Fürstin Zimmer und an des Fürsten Tafel. Der damalige Pagenhofmeister Behrisch, Erdmannsdorf und der Prinz Hans Görge öffneten endlich dem gutmüthigen Fürsten die Augen über ihn, und das Genie Kaufmann trollte sich nach Marschlins, wo er Barthen ausstach, bald aber selbst auch zum Rückzug blasen mußte. Von da kam er zu Haugwitz, verliebte sich in dessen Gemahlin (sie war eine Tochter des General Tauenzien, der es Kaufmannen geschworen, ihm vor der Hauptwache den Hintern ausfuchteln zu lassen, wenn er seiner habhaft würde), ging in die Schweiz, kaufte ein Gut, nahm ein Weib u. s. w.

In Weimar trat indeß Merk auf, den Goethe selbst als seinen ersten Lehrer im einträglichen Genieweſen respectirte. Merk kannte Goethe's Schwäche, der gegen jeden Spott äußerst verwundbar ist. Er predigte Kunstgeschmack, verschacherte Kupferstiche und Kunstwerke und schnitt sich aus jedem Rohr eine Pfeife. Er logirte einige Zeit bei der Herzogin in Ettersburg und wußte sich durch seinen beißenden Witz überall in Ansehen zu setzen, war übrigens Brocanteur und Genie in Eins amalgamirt. —

Als Intermezzo diente die Erscheinung der beiden Stolberge, die mit Lavater's Gnadenöl gesalbt aus der Schweiz zurück hierher kamen. Unter andern wurde damals auf Bertuch's Stube im Fürstenhause ein Geniegelag gehalten, das sich gleich damit anfing, daß alle Trinkgläser zum Fenster hinausgeworfen und ein Paar schmutzige Aschenkrüge, die in der Nach-

barschaft aus einem alten Grabhügel genommen worden waren, zu Pokalen gemacht wurden. Fritz Stolberg hielt eine pathetische Anrede an dies heilige Gefäß, das die Asche eines echten alten Deutschen umschlossen habe, und brachte Thuiskon's Gesundheit aus, die Einer nach dem Andern aus dieser Scherbe trank.

Zu den kostbarsten Genieſtreichen gehörte eine Schweizerreise zu Pferde, die der Herzog mit Goethe machte. Man nahm, um compendiös und wohlfeil zu reisen, kaum ein Paar Hemden in einem Mantelsacke mit, bezahlte aber alle Bedürfnisse desto theurer auf dem Wege. In Stuttgart bekam man den Einfall an den Hof zu gehen. Plötzlich mußten alle Schneider herbei und Tag und Nacht an Hofkleidern arbeiten. — Nach der Rückkunft von dieser Expedition in die Schweiz war Goethe ganz metamorphosirt, erschien zuerst in gestickten Westen und Staatskleidern und stimmte einen ganz andern Ton an. Überhaupt rettete sich Goethe, wenn es in einer Periode bedenklich zu werden anfing, allezeit durch eine Reise. So ging er auch schnell und unvermuthet von Karlsbad nach Italien. —

In der Genieperiode hieß Jeder, der Ordnung und Anstand nicht mit Füßen treten wollte, Spießbürger. Alles wurde silhouettirt und Lavater's Urtheil unterworfen, der die unverschämtesten Aussprüche that und die bravsten Menschen auf die Schädelstätte zu den Räubern verwies. Überhaupt hat Lavater einen vielfältigen Einfluß auf die hiesige Genieperiode gehabt. — Man warf von innen die Fensterscheiben mit großen Thalern ein, ließ diese aber auf der Gasse sorgfältig wieder aufsuchen.

Der Kammerpräsident v. Kalb wurde dem Herzoge vorzüglich durch eine Spielgeschichte, die der Hofrath Reicker gegen

ihn geltend machte (da er die Billets aus dem Ofen wieder hervorgeholt hatte, die Kalb hineingeworfen), verdächtig gemacht. Und da die Kammer nichts mehr schaffen und borgen wollte (man hatte unter andern 30,000 Rthlr. in Bern aufgeborgt): so ließ endlich der Herzog durch Fritsch dem Kammerpräsidenten bekannt machen, daß er sein Zutrauen verloren hätte. Nun wurde Goethe Kammerpräsident.

Goethe brachte durch die Selma aus Ossian bei Kosegarten das erste lebhafte Gefühl hervor, Ossian in der Originalsprache zu studiren. (Gräter's Bragur III. 457.) —

Goethe hatte den Wunsch, in Verbindung mit Herdern und einigen andern weimarschen Gelehrten ein Musterjournal herauszugeben. Da dies aber nicht ging, verband er sich mit Schillern, den er früher gar nicht ausstehn konnte, und das um so lieber, da er von diesem die kritische Philosophie in Quintessenz vorgetragen erhielt. Goethe quetscht gern solche Citronen aus.

Iffland's Urtheil über Goethe. Es ist etwas Unstetes und Mistrauisches in seinem ganzen Wesen, wobei sich Niemand in seiner Gegenwart wohl befinden kann. Es ist mir, als wenn ich auf keinem seiner Stühle ruhig sitzen könnte. Er ist der glücklichste Mensch von außen. Er hat Geist, Ehre, Bequemlichkeit, Genuß der Künste. Und doch möcht ich nicht 3000 Rthlr. Einnahme haben und an seiner Stelle sein.

Es war eine frühere Periode, wo Goethe auf die Alten, Horaz, Virgil u. s. w. als auf alte Knasterbärte schimpfte und Wieland persiflirte, daß er sich so mit ihnen abgeben könnte. Allein in spätern Zeiten änderte sich der Ton, und Goethe sagte z. B. Wielanden über seine Übersetzungen des Horaz die übertriebensten Schmeicheleien.

(Ex ore Kalbii:) Es wurden einst eigene Künste hier gespielt, um Goethen spielfähig mit der regierenden Herzogin zu machen. Erst ging er nach Meiningen, wo er am Hofe öffentlich mit den Herrschaften Whist spielte. Nach dieser Einleitung kam er hierher, und nun mußte die Sache so eingerichtet werden, daß der Stallmeister von Stein mit der Herzogin spielte, plötzlich abgerufen wurde und nun Goethe, der schon darauf wartete, sich indeß für ihn einsetzte. Nun war das Eis gebrochen und von nun an ging die Sache ohne Schwierigkeit. —

Um die Theaterlust noch besser zu büßen (heißt es nach der bereits in der biographischen Skizze K. A. Böttiger's S. 133—134 mitgetheilten Stelle der Memorabilien) wurde das noch bestehende größere Theater gebaut. Die erste Oper auf den Geburtstag der Herzogin war auch von Goethe's Composition; ein Feenstück, wo aus häßlichen Pygmäen schöne Mädchen, aus einem rohen Felsen, den die Bergleute bearbeiteten, ein Cupido hervorsprang. In Ettersburg wurden auch die zwei Acte der Vögel aufgeführt. Weiter kam es mit diesem Stücke nicht.

Goethe hat nicht den Muth, gewissen äußern Eindrücken zu widerstehen. Viele Menschen flieht er z. B. schon darum, weil sie Taback rauchen. Neben seinem Hause wohnt ein Leinweber. Das Pochen und Anschlagen an den Weberstuhl, was das Geschäft dieses Handwerkers mit sich bringt, ist ihm so verhaßt, daß er Alles angewandt hat, um diesen pochenden Kobold zu bannen oder ihm zu entfliehen. Darauf hat sich Goethe entschlossen, lieber in seinem Gartenhause vor der Stadt zu wohnen, das er seit vielen Jahren nicht mehr bewohnt hat, weil

ihm die Erinnerungen an früher dort verlebte Tage unangenehm waren — als den Leinweber zu hören. Oft ist er deswegen auch schon Wochen lang nach Jena gezogen. Indeß muß er sich doch Manches, durch häusliche Umgebung eingeengt, gefallen lassen. Neulich fand es die Dame Vulpius sogar für gerathen, Schweine, deren Geruch ihm eine Pest ist, einzustallen. Hier indeß drang sein Widerwille durch, und die Circeischen Gesellen mußten sogleich geschlachtet werden.

(Herder den 30. Nov. 1799): Als Goethe noch Kammerpräsident war, arbeitete er dahin, daß dem Herzog ein fester Etat der Ausgaben und Einnahmen vorgelegt und der Herzog dann verpflichtet werden könnte, sich selbst anheischig zu machen, seine Forderungen nie darüber zu erstrecken. Dazu aber hatte der Herzog wenig Lust, und dies verleidete Goethen seine Präsidentschaft so sehr, daß er, um die ganze Sache los zu werden, die Reise nach Italien unternahm. —

(Die verwitwete Herzogin an eben dem Tage): Goethe kann es Niemand, der als Schriftsteller ihn um Verbesserung und Rath fragt, sagen, wie er es anfangen müsse, eine Sache zu bessern. Aber bei italienischen Opern und seinen eigenen Schauspielen konnte er sich allerdings viel Mühe zur Belehrung und Abrichtung der Schauspieler geben.

(Den 26. Nov. 1798 auf einer Reise von Jena): Goethe's Vater war ein steifer, ceremonieuser, frankfurter Rathsherr. Alles Eckigte, Gezwungene, Gezwickte, Ministerartige hat Goethe von seinem Vater, der ihn übrigens in früher Jugend selbst unterrichtete und überhaupt auch ein sehr gelehrter Mann war

(wie auch seine schöne Bücherſammlung beweiſt, wovon Goethe einen großen Theil an ſich genommen hat). Das Gewandte, Genialiſche hat er von ſeiner Mutter (J. Paul Richter merkte dabei an, daß ausgezeichnete Männer meiſt das Gute von ihren Müttern hätten. Dies iſt auch der Fall bei Wielanden). Als Knabe war er ſehr ernſthaft und ärgerte ſich, wenn ſeine Geſpielen, die er oft hofmeiſterte, Poliſſonnerien begingen. So war er in einer gemeinſchaftlichen Zeichenſtunde der Fleißigſte. Huschen aber, noch jetzt ein Kunſtkenner in Frankfurt, war immer unfleißig und aß Wecken. Da rief Goethe immer: der Huschen frißt Wecken. Auch war er Schiedsrichter, wenn ſich die Andern bei den Perrücken zerrten, die damals die Knaben noch trugen. Goethe's Mutter iſt noch jetzt eine der lebhafteſten und modiſchſten alten Frauen in Frankfurt. Sie trägt eine Perrücke, hoch friſirt, und lebt alle Tage hoch. Mit Goethe's Verbindung mit der Dame Vulpia iſt ſie zufrieden, weil ſie es ſein muß. Als er ihr die Nachricht von ihrer letzten Entbindung ſchrieb, antwortete ſie: es ſei ihr lieb, doch wünſche ſie, daß ſie ſich dieſes Enkels auch rühmen könne. Als Goethe 1797 die Reiſe nach der Schweiz zu Meyer antrat, nahm er die Vulpia nebſt ſeinem Sohne mit nach Frankfurt. Da bekam die Mutter ſie Beide erſt zu ſehen und betrug ſich ſehr artig gegen ſie, fand ſie auch ſehr artig und rühmte ſie.

Goethe fühlte indeß das Misverhältniß ſeiner Verbindung ſehr gut und kaufte deswegen in Roßla das Gut, weil auch ſein Sohn große Luſt zur Ökonomie hat.

In Jena iſt er darum ſo gern, weil er dort zwölf Stunden zu ſeiner Dispoſition hat. Nach dem Mittagseſſen geht er gewöhnlich eine halbe Stunde im Zimmer der Verdauung

widmend auf und ab. Er trinkt dabei viel Bier, aber keinen Kaffee.

Auch an die Mutter schreibt er durch die Hand seines Bedienten und sie nimmt es nicht übel. (Ex ore Gerningii.)

(Lerse im Club den 30. Nov. 1798.) Im Jahre 1770 kam Lerse von Gießen nach Strasburg, nachdem er vorher schon in Leipzig mit Clodius bataillirt und viele Genieſtreiche gemacht hatte. In Strasburg sollte Goethe Doctor juris werden. Dazu schrieb er eine Dissertation, worin er bewies, daß die zehn Gebote nicht eigentlich die Bundesgesetze der Israeliten wären, sondern daß nach Deuteronomium zehn Ceremonien eigentlich die zehn Gebote vertreten hätten. Sie passirte die Censur des Decans nicht, und nun schrieb Goethe eine, die noch viel ketzerischer war. Lerse war sein Respondent und stellte sich zum Schein gewaltig orthodox. Er trieb Goethe so in die Enge, daß dieser deutsch anfing: „Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden!" Wie Lerse merkte, daß dem Decan der Spaß zu arg wurde, schloß dieser mit einem fein gedrechselten Compliment und die Sache hatte damit ihr Bewenden. Sie waren in dieser Zeit unzertrennlich. Oft gingen sie auf den Münster und saßen stundenlang auf seinen Zinnen. Dort entstand Goethe's Erwin, die erste Schrift, die Goethe drucken ließ. Oft fuhren sie den Rhein hinauf, lasen bei der Laterne in Ruprechtsau Ossian und Homer, schliefen in einem Bette zusammen, ohne doch zu schlafen. Da gerieth Goethe oft in hohe Verzückung, sprach Worte der Prophezeiung und machte Lerse Besorgnisse, er werde überschnappen. Er hatte ein unbegrenztes Zutrauen zu Lerse, der ihn lenken konnte, wohin er wollte. Sechs

Wochen, nachdem er aus Strasburg war, schickte er ihm seinen Götz von Berlichingen ganz vollendet, da er vorher gewiß noch nicht daran gearbeitet hatte. Lerse tadelte einige gar zu freie Stellen, und diese blieben auch weg. Er schrieb damals sehr fleißig an Lerse, der auch diese Briefe, zum Theil die interessantesten, die Goethe jemals schrieb, noch aufbewahrt. Jetzt sind sie bei Pfeffel in Verwahrung. Als Goethe nach Weimar gekommen war, fingen seine Briefe an seltener zu werden. Dafür empfahl er Lerse an seine Schwester, die Schlosserin. So wurde Lerse mit Schlosser bekannt, bei welchem er oft wochenlang in Emmendingen sich aufhielt. Mit Schlosser correspondirte Lerse zehn Jahre fast wöchentlich über die interessantesten Vorfälle im politischen und literarischen Kreise.

Goethe — erzählte Bertuch bei dieser Gelegenheit — wälzte sich damals oft in Bertuch's Zimmer im Schlosse auf der Erde, band sich die langen Haare auf, um einen recht tragischen Nimbus zu bekommen, und tragirte so nach Herzenslust.

(19. Jan. 1799.) Ich fahre mit Bertuch nach Belvedere zu Mounier. Im Wagen: Goethe will eine Biographie des Tigers schreiben, dessen gefrornen Cadaver der Herzog aus Nürnberg bekommen hat. Die Ahnen wird er von dem Menageriehalter Albi erfahren. Loder, der immer geschäftige Handlanger Goethe's und des Herzogs Procyon, wird anatomische Vorlesungen öffentlich über den Tiger halten. —

Das Geld zum Gutkauf in Oberroßla hat sich Goethe theils erschrieben, theils von seiner Mutter bekommen. —

Mellish, Kammerherr des Herzogs, obwol ein zu früh geborner, dringt darauf, daß seine Frau, eine geborne v. Stein,

am Hofe diniren könne. Darein willigt die regierende Herzogin nicht, die streng auf's Ceremoniel hält; denn die Frauen der Kammerherren können nur soupiren. Der Herzog weiß sich nicht zu helfen. Er räth Mellish selbst, preußischer Kammerherr zu werden. Nun kann seine Frau auch am Hofe diniren. Der Legationsrath Gerning kann nicht zum adligen Ball gezogen werden.

Unterredung mit Falk im Wagen auf der Reise nach Leipzig Ende April 1804 über Goethe und Schiller.

Es ist unwahrscheinlich, daß sich Beide stets von Herzen achten und fördern werden, und die Scene, während der letzten sechsstündigen Probe von Wilhelm Tell, wo Beide in der herzoglichen Loge zuschauend einen Toast auf ihre Meisterschaft im Champagner tranken (und die armen Schauspieler hungern und schmachten ließen), dürfte nicht oft wiederholt werden. Goethe ist wahrhaft naiver Dichter und stets im Object. Alle Gestalten haben bei ihm Rundung und feste Umrisse. Sie leben in der poetischsten Poesie. Schiller irrlichterisirt in Farbenreflexen und Idealen. Keine einzige seiner Figuren im Trauerspiele hat wahrhafte Haltung und feste Selbständigkeit. Aber er gefällt durch falschschimmernde Farbengebung und ist jetzt der Götze des Tages. Nur die Johanna gelang ihm, weil diese auch nur in der Idee und nie in der Wirklichkeit war. Goethe ist auch durchaus eine weit kräftigere Natur; im Überfluß gewiegt und erzogen, auf den aber die Hofluft frühzeitig Einfluß bekam.

Schiller arbeitet am liebsten des Nachts, daher sind selbst in seinen Tragödien so viele Nachtstücke und Lampenlichter. Wenn er Abends aus dem Schauspielhause kommt, geht's erst an die Arbeit. Zwei Flaschen Wein müssen auf dem Nachttische stehen. Früh um 3—4 Uhr geht's erst zu Bette, und oft steht er erst Nachmittag auf.

Goethe sah nie ein Blatt des Freimüthigen. Man drang es ihm auf. Er gab es ungelesen zurück; hat aber darum keineswegs es verschworen, einmal Rache an jenem Gesindel zu nehmen. Er gab einmal eine Caricatur an: Goethe mit einigen andern Kunstfreunden wandelt in den Propyläen unter den Säulengängen vornehm gutmüthig herum. Unten hat Kotzebue die Hosen abgezogen und setzt einen Sir Reverence, indem er sehnsuchtsvoll hinanblickend spricht:

Ach könnt' ich doch nur dort hinein,
Gleich sollt's voll Stank und Unrath sein!

Bei der eleganten Zeitung schlug er vor, den Buben, der die Greifen zügelt, umzukehren und dem Publicum das Gesäß zeigen zu lassen. Überhaupt liebt Goethe dies Genre des Aristophanes. Auch Nicolai hat er einmal vorgestellt, wie er auf Werther's Grabhügel einen Haufen setzt. Die Xenienlaune kehrt oft bei ihm ein. Nur läßt er sich nicht immer von ihr fortreißen.

Anhang.

(Den 6. Febr. 1796 Abends als Gotter da war.)
Von den Gemmen, die Goethe aus Hemsterhuys' Sammlung durch die Fürstin Gallizin besitzt, fing Meyer die vorzüglichsten zu zeichnen an. Zehn sind davon fertig. Auch zeichnete Meyer den priapischen Carpophoros, den Goethe von dem Herrn von Murr bei seiner Rückkehr aus Italien kaufte. Schon bei der Hinreise hatte ihn Murr und wollte 20 Dukaten dafür haben. Jetzt bekam ihn Goethe durch die feine Art, mit der er dem Brocanteur Gold zeigte, für die Hälfte.

Hierbei einige Anekdoten von Murr's Erwerbfleiß. Als Goethe bei ihm war, kam die Magd herein und hatte in einem Korbe alte Bücher, die eben draußen auf dem Trödel feil geboten würden. Murr beschwerte sich höchlich über den lästigen Überlauf und kaufte einige davon für wenige Kreuzer. Wollen Sie, sagte er zu Goethe, nicht etwa auch so einen Rathkauf machen? Goethe ließ sich wirklich beschwatzen und legte einige Zwanzigkreuzer hin. Hinterdrein erfuhr er, daß Murr den ganzen Boden voll solchen alten Praß, den er zentnerweise kauft, hat, und den Fremden, die bei ihm zusprechen, auf diese Weise einige Kreuzer ablockt, daß er ihnen unter dem Schein eines fremden Trödels einige davon aufhängt. Er hat selbst allerlei alte Schächer, Unkepunze u. s. w. drucken lassen. Diese verschenkt er an die Fremden, die sie aber durchaus nicht selbst mit nach Hause nehmen dürfen. Er schickt sie ihnen durch die Magd ins Logis und das Trinkgeld, was man dieser geben muß, bezahlt diese Maculatur vielfach. Vermuthlich ist die Magd auf diesen Erwerb angewiesen.

Goethe kaufte herrliche Handzeichnungen und Cartons in Rom, unter andern einen Ezechiel von Pietro von Cortona und andere fast kolossalische Zeichnungen, zu denen er einen eigenen großen Saal, wie man etwa zu Florenz und Mailand für die Cartons besonders hat, haben müßte. Jetzt liegen sie auf seinem Boden zusammengerollt, und oft deliberirte er mit Meyer, ob er nicht die bloßen Köpfe davon besonders ausschneiden wollte. Meyer hat einen Poussin für ihn in Gouache gekauft, den er eben noch vom Untergange rettete, da das Weib kurz vorher drei andere Poussins, um die Leinwand zu bekommen, ausgewaschen hatte. Meyer ist zweifelhaft, ob er die Ariadne im Vatican oder die Madonna von Raphael in der Villa Borghese, oder die Aldobrandinische Hochzeit mit größtem Fleiße malen solle. Er fragte Goethe darüber, der ihm aber die Frage zurückschob. Meyer wird wol die Aldobrandinische Hochzeit malen.

Hamilton in Neapel hatte in den frühern Jahren noch herrliche Gelegenheit, Antiken um ein Spottgeld zu kaufen. Als Goethe dort war, fand er selbst in seinem Gewölbe, wo verkäufliche Sachen standen, einige prächtige Candelabern, die aus Portici gestohlen worden, ganz nachlässig in Breter eingenagelt. Als Goethe wieder nach Rom zurückkam, hörte er, daß großer Lärm darüber entstanden sei und Hamilton habe sie dem König zurückgegeben. Jetzt mag Hamilton leicht selbst für eine gute Vase 20—30 Dukaten bezahlen müssen. Sonst konnte er sie wohlfeiler haben. —

(Den 28. Mai 1797 in Jena.) Goethe hat die Idee, Bernhard's von Weimar Biograph zu werden, wozu er große Sammlungen angelegt und unter andern von Gotha, wo das Meiste darüber ist, ganze Kisten voll Acten erhalten hatte, völlig

aufgegeben. Seine Sammlungen hat er theils dem Geheimenrathe Voigt, theils dem Professor Woltmann abgetreten. Letzterer ist fest entschlossen, das Werk nach Goethe's Plan auszuführen. Bernhard's Größe bestehe weit weniger in Thaten, als in großen Entwürfen, in Visionen eines Reichs, das ihm sein Heldenmuth erwerben solle. Von dieser Seite müsse also der Biograph Interesse in das Leben zu bringen und mehr Das zu beschreiben suchen, was er thun wollte, als was er gethan hat. Man denke an Vogt's Gustav Adolf oder die deutsche Republik *).

Goethe arbeitet seine Gedichte alle erst im Kopfe aus, wo er sie fest eingeprägt mit sich herumträgt. Sind sie so weit vollendet, läßt er sie niederschreiben, und da kann er die niedergeschriebenen noch acht Tage lang feilen und verbessern. Dann ist es ihm aber unmöglich, wieder dazu zurückzukehren. Sie sind ihm gleichsam zum Ekel geworden und es kostet ihm die größte Überwindung, noch einmal auf sie zurückzukommen. Ganz anders bei Wielanden. Man sehe seine sämmtlichen Werke und in diesen den Amadis und Oberon.

Jeder Mensch hat einen chien à tondre, wie es die Franzosen nennen, sagte Goethe Schleußnern, der sich Reinhard's annahm. Man hat ja wol selbst etwas der Art, aber man spricht nicht gern davon. Die Geschichte mit den Sachsenhäusern, die über den Erstudenten herfielen, der auf ihrer Gasse

*) Dies Urtheil, es mag herrühren, von wem es will, ist jedenfalls zu einseitig. Gewiß auch Heldenthaten bezeichnen den großen Ernestiner, aber auch die Klugheit, mit der er in den verwickeltsten Verhältnissen mit Kursachsen, Schweden und besonders mit Frankreich — Richelieu — sich zu benehmen und seiner hohen Geburt und deutschen Reichsfürstenwürde eingedenk zu bleiben wußte.

wetzte, ihn aber herzlich bedauerten, als sie hörten, er sei voll süßen Weines.

(Den 16. Jan. 1799 bei Goethe.) Schiller wünschte keineswegs die Ausrottung der Pocken noch, weil es die einzige Krankheit sei, bei der durch Austreibung des Krankheitsstoffes nach Außen die Ärzte das Fieber studiren und etwas lernen könnten. Censeo, Carthaginem *non* esse delendam. Schiller bewundert das Mühlthal bei Jena und sieht es im Geiste in einen Park umgeschaffen. Trockne Luft sei ihm äußerst fatal, beim Regenwetter ihm am wohlsten. Bei Tische erzählte er seine Unterhandlungen mit Herrn v. Braun in Wien wegen seines Wallensteins. Man verlangt ihn zu kaufen. Schiller erwiderte, da er es noch beträchtlich umändern müsse, wenn es nur irgend in Wien tolerirt werden solle, so wünsche er doch vorher zu wissen, ob es überhaupt die Censur passiren werde, damit die Mühe nicht vergeblich sei. Nach vier Wochen kommt die Antwort: es werde unter keiner Gestalt die Censur passiren. Schiller schrieb an den Grafen von Waldstein, einen Seitendescendenten des großen Wallenstein, um handschriftliche Nachrichten. Dieser aber entschuldigte sich mit den Verdrüßlichkeiten, die daraus entstehen könnten, subscribirte aber auf drei Exemplare. Die Schauspieler können nicht einmal den Unterschied eines fünf- und sechsfüßigen Jambus fassen. Schillern ist bange vor der Aufführung. Herder findet nur die Periode Wallenstein's wahrhaft brillant, wo er zuerst auftritt und gar nichts vom Kaiser als unumschränkte Gewalt verlangt. — Der todt gekaufte, von Nürnberg gefroren geschickte, von Roux in Jena gezeichnete, von Loder anatomirte und von Lenz ausgestopfte und scelettirte Tiger kommt auch an die Tagesordnung. Der Herzog

hatte ihn vorigen Winter schon lebendig hier von Meyer zeichnen lassen. — Voigt bringt die Medaille auf die Zorndorfer Schlacht ob barbaros prostatos aus der Tasche; sie circulirt und ihre Unform wird belacht. Herder war damals in Königsberg. Arnold, der erste Schloß- und Hofprediger, mußte für diesen vorgeblichen Sieg der Russen eine Dankpredigt in der Schloßkirche thun, sprach von etwas ganz Anderem und schloß nur am Ende mit den Worten: Es ist auch befohlen worden, die siegreiche Schlacht bei Zorndorf abzukündigen und Gott dafür zu danken. Es steht geschrieben: Freuet euch mit den Freuenden und weinet mit den Weinenden. Amen! Der Gouverneur Korf, der selbst in der Kirche war, that, als ob er schliefe, wurde aber von Andern gereizt und schickte dem Prediger nach der Kirche Wache ins Haus. — Bertuch spricht vom doppelten Nashorn und der Mühe, die er sich gegeben, ächte Abbildungen davon zu erhalten. Krause hat der Sängerin Calderini Moden abgesehen und soll seinem Vetter Mylius deutsche Lustspiele für die Nationalbühne in Mailand schicken. — Nach Tische wird die Aldobrandinische Hochzeit (jetzt unter Glas in der Mauer) aufgezogen, unter schöner Beleuchtung von dem gegenüber auf den Dächern liegenden Schnee. Goethe äußert dabei die Muthmaßung, daß vielleicht der Maler, der eine etwas frechlustige Composition machen wollte, die Hauptfiguren, der pronuba und der nova nupta nach einem Gemälde des Echion, das Plinius (xxxv, 10) nova nupta, verecundia notabilis nennt, copirt, das andere aber aus verschiedenen Stücken componirt habe. — Die Gemälde aus der Villa Negroni kommen als farbiger Staub in England an. — Der König von Spanien läßt ein köstlich geachtetes Oelgemälde von Mengs von sieben Schuh Höhe hinter

eine besonders dazu gegossene Glastafel stellen, um es desto gewisser in der stockenden Luft hinter dem Glase verderben zu lassen. Das Ambigu Jupiter mit dem Ganymed, von dem man nicht weiß, ob es alt sei oder von Mengs, war für 500 Scudi zu verkaufen. Weil es aber zweifelhaft war, kaufte es Niemand. — Schiller spricht mit Bitterkeit von dem Leichtsinne der Franzosen in der Behandlung geraubter Kunstwerke, darum würden auch die Rollen von Portici schlecht in ihren Händen sein. Man solle sie wie Kuxe im Bergbau behandeln und auf alle Universitäten und Akademien austheilen. Gerning sagt dies dem König. Wir können es selbst, erwiderte dieser. Von 900 sind höchstens 100 aufgewickelt. Aber chemische Processe sind noch nicht daran versucht. — Goethe's Witz über Gerning: er nehme die Königinnen nicht in Acht. Die syracusanische Königin Philistis sei ihm abhanden gekommen. Voigt zieht bei Tische die Zeitung heraus über den Krieg, der Sachsen (?) erklärt worden sei. Er hat den Sectionsbericht über den verstorbenen Minister Gutschmidt. —

Ein Hauptunterschied zwischen Goethe und Wieland ist in ihrer sinnlichen Organisation. Wieland hat äußerst blöde Sinne, besonders Augen. Daher ist alle seine Poesie Feenwerk, Phantasiespiel, Vision und Exaltation des inneren Auges, ohne ganz reine, bestimmte äußere Form. Goethe hat sehr scharfe äußere Sinne, hat selbst frühzeitig zeichnen und malen gelernt (doch waren seine Zeichnungen immer nicht blos fest, sondern auch hart), und daher umfaßte er die sinnlichen Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt und Wahrheit. Daher seine krystallhelle Klarheit im Ausdruck, sein kurz geschlossener, fest und sym-

metrisch gegliederter Periodenbau, sein Hang zur rein-epischen Dichtung, da Wieland's Gedichte alle nur romantische Epopöen sind (den 8. Juli 1799.). —

Den 25. December 1796. Goethe liest seinen Hermann und Dorothea.

Warum ist das Städtchen so leer, so öde die Straßen? Damit fängt sich, ohne alle weitere Ankündigung oder sonst gewöhnliche Anrufung der Muse, das Gedicht sogleich dramatisch an zu bewegen. In einem niedlichen Landstädtchen ohnfern dem Rhein ist Alt und Jung und Alles, was Füße und Wagen hatte, hinaus auf die Landstraße gegangen, um dort einen langen Zug von Auswandernden mit ihrem Gepäck und Gewirre vorüberziehen zu sehen. Der Dichter denkt sich die Scene zu Anfang des Julius dieses 96. Jahres, wo vor dem Andringen der Neufranken sich die wohlhabendsten Anwohner des Rheins in unabsehlichen Haufen flüchteten. Der Wirth zum goldenen Löwen mit seiner verständigen Hausfrau ist zwar aus Bequemlichkeit, und weil ihn der Anblick zu sehr verwunden würde, zu Hause geblieben, hat aber seinen einzigen zwanzigjährigen Sohn Hermann zu Wagen hinausgeschickt, und die sorgsame Mutter hat ihm ein Paket alte Leinwand und des Vaters kattunenen Schlafrock, sowie auch Mundprovision mitgegeben, um den Nothdürftigsten damit auszuhelfen. Unterredung des auf der steinernen Bank vor dem Hause sitzenden Wirths mit seiner Frau, die sich mit dem Wunsche endigt: wenn

doch mein Hermann mir bald eine junge Wirthin ins Haus brächte!

Unterdessen kommen die Haufen der Neugierigen zurück, es wird lebendiger auf den Straßen, es kommt auch der geschäftige Apotheker und der ehrwürdige junge Pfarrherr zurück, der erste der Nachbar, der zweite der Hausfreund des Gastwirths. Beide referiren, was sie gesehen. Eine hohe epische Stelle, wobei man sich doch der Thränen kaum enthalten kann. Laßt uns in die kühle Hinterstube gehen und dort ein Glas Wein zur Stärkung und Erquickung trinken. (Ende des ersten Gesangs.)

Hermann kommt zum Hofthore hereingefahren, tritt dann in die Stube und erzählt, daß er, über dem sorgsamen Einpacken der Mutter verspätet, den eigentlichen Emigrantenzug nicht mehr angetroffen, wohl aber einen einzelnen Wagen mit zwei großen ausländischen Ochsen bespannt, und von einer trefflichen beihergehenden jungen Dirne getrieben, eingeholt habe. Die Treiberin bittet ihn mit edelm Stolze um Hülle und Leinwand für die im Wagen befindliche, grade vor Eintritt der Flucht entbundene junge Frau. Hermann langt mit bewegtem Herzen sein mütterliches Paket hervor und eilt ihr, als der Wagen schon vorwärts ist, um dem im nächsten Dorfe Nachtquartier machenden Zuge nachzukommen, noch einmal nach, und hier gibt er der holden Treiberin auch noch die Lebensmittel zur Vertheilung und Selbstgebrauch, die er anfänglich selbst ins Dorf zu überbringen entschlossen war. So weit die höchst rührende, herzergreifende Erzählung des jungen Hermann. Reflexionen der Gesellschaft. Der Vater wiederholt seinen schon früher gegen die Mutter allein geäußerten Wunsch noch einmal laut

gegen den Sohn, er möge sich doch bald von den Töchtern des gewerbsamen Kaufmanns im schönen grünen Hause gegenüber eine zur Frau aussuchen. Es sei gut, eine bemittelte Frau sich zu wählen. Da würden Kisten und Kasten gefüllt u. s. w. Nun erwidert Hermann seine Zweifel. Er sei sonst auch der Meinung gewesen; sei aber, als er jüngst im erwählten Sonntagsputze die Mädchen besucht habe, vom Vater und Mutter wegen seiner Unwissenheit, wer Tamino und Pamina seien, spöttisch verlacht worden, da eben Minchen am Clavier die Arie gespielt habe. Diesen Spott könne er nie vergeben. Nun poltert der Vater hitzig auf, schilt den Sohn einen Bauerntölpel, der ihm nie Ehre machen werde, und versichert gradezu, ein armes Mädchen werde er nie als Schwiegertochter über die Schwelle kommen lassen. Der Apotheker spricht seine Sentenzen über den Luxus der Zeit und Hermann schleicht betrübt zur Thüre hinaus. (Zweiter Gesang.)

Während der Pfarrherr zum Frieden redet, schleicht die gute Mutter dem Sohne nach, erfährt im Hofe, er sei in den Garten am Hause gegangen, findet ihn auch da nicht, geht durch die Pforte in der Stadtmauer hinaus in den hart anliegenden Weinberg und geht ihm da bis an den großen Birnbaum, der hinten ihre Äcker begrenzt, mit schwerem Herzen nach. Hier beschleicht sie den Sohn, mit einer Thräne im Auge aufs Gebirge blickend. Der Unmuthsvolle will Soldat werden und fürs Vaterland fechten. Sohn, sagt die Alte, du täuschest mich nicht. Dir blutet eine tiefere Wunde. Rührende Geständnisse des Sohns im Schooße der treuen Mutter. Das holde Mädchen, die den Wagen trieb, muß heute noch meine Braut werden, oder ich heirathe nie. Aber der Vater will nicht. Also —

Tröstender Zuspruch. „Stehen wie Felsen doch zwei Männer gegen einander" u. s. w. Du mußt bitten können, ich will auch helfen. (Dritter Gesang.)

Eben hat der Prediger ein treffliches Wort zu seiner Zeit gesprochen, als die Mutter mit dem Sohne hereintritt und in sanfter doch fester Rede den Entschluß ihres Hermann dem Vater kund thut, worauf auch dem Sohne die Zunge gelöst wird. Der Prediger stimmt ein. Der Apotheker erbietet sich sogleich, als Brautwerber ins Dorf zu fahren. Endlich willigt der überwundene Vater ein, daß Hermann sogleich mit dem Prediger und Apotheker hinausfahren soll. Jene Beiden sollen sich nach dem guten Namen und den Umständen des Mädchens erkundigen. Dies soll entscheiden. Es wird angespannt. Hermann fährt sie fort und hält, als sie ans Dorf gekommen sind, unter den Linden am Anger. Die Abgesandten gehen, nachdem ihnen Hermann zuvor durch eine meisterhafte Schilderung das Mädchen kenntlich gemacht hat. —

So weit las Goethe auch den 4ten Gesang vor. Man erräth schon das Ende. Dorothea, so heißt das Mädchen, wird noch beim Mondschein diesen Abend heimgeführt. So läuft die ganze Geschichte ununterbrochen fort, in den engen Zeitraum von Nachmittag 3 Uhr bis Abends um 9 Uhr eingeschlossen.

Man sieht, daß die Fabel des Gedichts so äußerst einfach ist, daß sie sich kaum auch nur erträglich erzählen läßt. Aber desto mehr Breite, desto belebenderes Detail gestattet nun diese scheinbar einfache Alltagsgeschichte. Und hier ist Goethe homerisch groß und neu. Stellen wie die Episode, wo die Wirthin erzählt, wie vor 21 Jahren, als das Städtchen abbrannte, ihr jetziger Mann ihr auf der rauchenden Brandstätte seine Hand

anbot, Schilderungen, wie der Gang der Mutter durch Garten, Weinberg, Kornflur mit den bezeichnenden Localumständen, Lebensſprüche, wie ſie der edle Pfarrherr zu verſchiedenen Malen ausſpricht, müſſen alle Claſſen und alle Stände gleich ſtark ergreifen und hinreißen. War je eine Epopöe Volksgedicht, ſo muß es dies werden. Der gemeinſte Verſtand wird es fühlen, der geübteſte und gelehrteſte wird es bewundern.

Goethe ging ſeit zwei Jahren mit dieſem Sujet ſchwanger und verſuchte es erſt als Drama, dann als eine Idyllenreihe. Aber grade durch dieſe vorbereitenden Studien wurde er erſt des Gegenſtandes ganz mächtig, und konnte nun alle dieſe mühſamen Vorbereitungen wie Blütenblätter zu einem Fruchtknoten ſchließen.

Des großen Meiſters würdig ſind folgende Rückſichten bei dieſem Gedichte. Es ſteht auf einer ungeheuern Baſis, auf der franzöſiſchen Revolution, und eilt ſchon dadurch einer ganzen Generation zuvor, indem es Effecte ſchildert, deren Umfang und Größe erſt nach 30—40 Jahren ganz gemeſſen werden wird. Nur durch dieſen fürchterlichen und in ſeiner Art einzigen Länderumſturz wurde dies Gedicht möglich; und doch ſieht man die Schreckniſſe nur aus der Ferne, hört das Gewitter nur hinter dem Gebirge, wird nie im fröhlichſten Genuſſe der ſichern Gegenwart geſtört. Dabei kennt der Dichter kein Vaterland, keine Partei. Das Gedicht kann jenſeits des Rheins mit ſo herzlicher Theilnahme durchgenoſſen werden als dieſſeits. Es ſind menſchliche, nicht Nationalſcenen. Es kann ſogar in alle Sprachen überſetzt und in allen Zungen gleich herzlich empfunden werden. Es iſt die einzige Odyſſee, die in unſern Tagen noch möglich ſchien. Denn wie ſich dort die Irrſale eines einzigen Men-

schen doch auf den gewaltigen Hintergrund des Kampfes zweier Welttheile mit einander, des zerstörten Trojas und der bei der Rückkehr verderbten Griechen lehnen: so stützt sich hier die schnelle Bewerbung eines ehrbar redlichen Gastwirthssohns um eine in flüchtender Armuth edle Braut auf eine Kriegsflut und Emigration, wie sie vielleicht kein folgendes Jahrhundert wiedersieht.

Das Colorit des Gedichts ist das hellste, was nur unser nordisches Klima gewähren kann. Es ist ein heller, klarer Sonntag in der Jahreszeit, wo Alles den Scheunen und Kellern entgegenreift, in schwellender Üppigkeit und glühender Sonnenbeleuchtung. Darum wandeln auch alle Figuren in so reinen, klaren Umrissen; man sieht im Anfang des Gedichts den Flüchtlingszug auf der bestaubten Chaussee, man fühlt die Kühlung im Hinterzimmer des Wirths, man greift den Segen des Jahres im Dahingehen der Mutter durch den Obstgarten, wo sie die Stützen der Bäume richtet und die Raupen vom Kohl ablieset und in die Geißblattlaube guckt, und alle die Naturgeschenke, die ihr gehören, mit hausmütterlicher Ämsigkeit durchschreitet. Man erblickt von der Anhöhe des Birnbaums herab das Kammerfensterchen Hermann's, auf das er im Gespräch der Mutter hindeutet, von den Strahlen der sinkenden Sonne beschimmert u. s. w. Um dies Kunststück zu vollenden, wird im sechsten Gesange eben diese Gegend noch einmal im vollen Mondschein aufgethan werden.

Die Charaktere der handelnden Personen sind aus der Menschenclasse genommen, die in unsern Tagen allein noch Individualität und Naturgepräge haben, und doch ist es keine phantastische Idyllenwelt. Es sind die sogenannten Honoratioren

einer kleinen Stadt, wie sie leiden und leben. Dies, sagte Goethe, ist Vossens Verdienst, ohne dessen Luise dies Gedicht nicht entstanden sein könnte. Voß hat durch die epische Behandlung einer Landpredigersfamilie einen verständigen Fingerzeig gegeben, wo unser Epos hingehört. Nur kann seine Luise schon darum kein eigentliches Heldengedicht sein, weil ihm alle Continuität, aller Zusammenhang fehlt. Dann hat er auch durch allzu ausführliche Malerei der kleinsten hors d'oeuvres den epischen Eindruck vernichtet. —

Die Charaktere selbst vereinigen die zwei so schwer zu vereinbarenden Foderungen, daß das bestimmteste Individuum doch überall Repräsentant seines ganzen Geschlechtes sei. Man hat solche Mütter, solche Väter, wie Hermann's Ältern sind, solche verschlossene, tiefe, aber im entscheidenden Augenblicke unwiderstehlich hervordringende Gemüther, wie das des jungen Hermann ist, solche behagliche Apotheker, wie hier der Nachbar aus der Engelsapotheke, oft schon im Leben bemerkt. Aber durch die sinnige Behandlungsart des Dichters würde man doch die hier gezeichneten Menschen wieder unter Tausenden ihrer Art und Gattung herausgreifen können.

Da alle Cultur der neuern Zeit von der Bibel ausgegangen ist: so kann der kluge Epopöendichter, der sich in dem angeführten Kreise bewegt, kaum der Citate und Anspielungen auf die Bibel, auf gewisse Kernsprüche und Trostsentenzen entbehren. Auch in diesem Gedicht läßt der Dichter den Wirth einigemal biblisch sprechen. Der Prediger hingegen, der schon auf einer höhern Culturstufe steht, bedient sich dieser Sprache nie selbst. Seine selbst erprobte Weisheit ist aus keinem Spruchregister geschöpft. Er ist gleichsam der Gott des Stückes selbst, der nicht

durch fremde Offenbarung zu helfen braucht, und erhält schon dadurch den Rang der ersten und vornehmsten Figur in dieser Galerie.

Denn an eine Maschinerie einer von außen herein übernatürlich eingreifenden Kraft, die man sonst vom Heldengedicht unzertrennlich dachte, konnte natürlich ein Goethe nicht mehr denken. Sein höheres Wesen, sein Jupiter, seine Minerva ist, wie gesagt, der Prediger.

Der Gang des Hexameters in diesem Gedichte ist der rascheste Wechseltanz, in dem je eine nordische Sprache in griechischer Modulation einherschwebte. Wie verschieden von dem leichtsinnigen Hüpfen im Reineke Fuchs und von dem pathetischen Gange in einigen Übersetzungen homerischer Hymnen. Man fühlt es, daß der Dichter bis auf das Sylbenmaß selbst, in dem er sich bewegt, Schöpfer war und sein wollte. Jeder Vers malt, und doch ist kein Gedanke an kindische Ziererei. Freilich um Alles zu verstehen, müßte man den göttlichen Rhapsoden sein Gedicht selbst declamiren hören.

Den 15. April 1797. Ich habe diesen Abend die letzten fünf Gesänge von Hermann und Dorothea vom Meistersänger selbst vorlesen hören. Welch' eine Welt voll Handlung und Gefühl, in welchem engen Raume, mit wie wenigen Mitteln?

Goethe fühlt, daß, sobald seine Dorothea auftrete, Hermann gewissermaßen nur zur zweiten Figur herabsinken müsse und daß, je später sie auftritt, desto größer die Spannung der Hörer (Leser möchte ich bei einem Gedicht nicht sagen, das eigentlich nur durchs Ohr empfangen werden sollte) sein müsse. Im fünften Gesange fährt Hermann mit den zwei Braut-

werbern ins Dorf. Da ist noch gar nicht die Rede von ihr. Aber im sechsten dreht sich Alles um sie. Hermann signalisirt sie nach Kleidung und Wesen, damit sie von seinen Begleitern, die sie unterm Getümmel im Dorfe aufsuchen sollen, erkannt werden könne. Hier die erste sinnliche Beschauung der Heldin, die doch noch nicht gesehen wird. Nun erzählt der Richter jener fliehenden Menge dem Pfarrherrn eine Großthat vom Mädchen, die ihre geistige Physiognomie ohngefähr ebenso treffend charakterisirt, als vorher Hermann's Schilderung ihre Äußerlichkeit. Immer höher wird die Erwartung gespannt. Jetzt hat sie auch der spähende Apotheker unter dem Apfelbaum im Garten die Docke wickelnd gefunden. Er kommt und erzählt es dem Pfarrherrn. Beide gehen hin. Von da an erscheint sie wirklich, durch alle Vorbereitungen ein Wesen höherer Art. So wird bei einem Schaugepränge oder theatralischen Aufzuge dadurch die Hauptfigur, der König, der Gott auf dem Triumphwagen, durch jeden Vorausgehenden im Zuge gleichsam um eine Stufe höher gestellt.

Als sie der Pfarrherr erblickt, gesteht er, so ein Mädchen finde er selbst vor allen ihres Geschlechts liebenswürdig. Die Art, wie er dies Geständniß ablegt, ist im Kleinen völlig mit jenem berühmten Geständnisse der trojanischen Greise auf dem Skäischen Thore von der Helena im dritten Gesange der Ilias parallel: *οὐ νέμεσις* etc.

Aber noch immer wird sie nur gesehen. Hermann entläßt seine Begleiter, die nun zurückfahren. (Ein herrlicher Kunstgriff! Hätte Hermann, wie man anfangs erwartet, oder vielmehr befürchtet, seine Dorothea im Wagen heimgeführt: so wäre alle patriarchalische Hoheit und Simplicität des Gedichts,

auf welches doch Alles zusammengehalten ist, verloren gegangen. Er muß mit ihr im Mondschein nach Hause gehen.) Hermann bleibt in Gedanken verloren am Brunnen vor dem Dorfe sitzen.

Siebenter Gesang. Da tritt Dorothea plötzlich, wie Pallas Athene oft in der Odyssee erscheint, selbst hervor. Sie kommt mit zwei Wasserkrügen, reines Brunnenwasser an diesem Quell zu schöpfen. Hier finden sich die Liebenden. Hermann hilft ihr schöpfen. Ihre im Quelle sich spiegelnden Gesichter begegnen sich. Eine unbeschreiblich schöne, rührende, patriarchalische Pastorale! Aber Hermann erblickt an Dorotheens Finger einen goldenen Ring. (Sie hatte wirklich einen Liebhaber gehabt, der aber in Paris guillotinirt worden war.) Fürchterliche Zweifel bekämpfen seine Brust, und als nun das Mädchen fragt: Warum kamst du hierher? antwortet er sich verstellend: Dich als Haushälterin bei unserm großen Hauswesen zu dingen. Sie entschließt sich auf der Stelle; sie will, statt ein herumstreifendes Leben zu führen, dienen. Hier eine der schönsten Stellen über die Bestimmung des Weibes. Nur durch Dienen kann sie herrschen! Abschied von den Ihren im Garten. Eine Scene, wobei der Vorleser und wir die Thränen im Auge hatten.

Achter Gesang. Nun wandeln sie, Hermann vorausleitend, den Fußpfad zur Stadt durch reifende volle Kornfelder. Ein Gewitter thürmt sich vor der untergehenden Sonne. Wechselgespräch. Hermann beschreibt seiner Geworbenen die Gemüthsart seiner Ältern. So gelangen sie unter den Birnbaum. Dies Alles ist mein! sagt Hermann. Nur der Anblick des verhaßten Ringes kämpft das Geständniß zurück in die pochende Brust. Im Mondschein schimmert das Kammerfenster Hermann's.

Dorothea tritt fehl und sinkt dem vorausgehenden Jüngling an die Brust. Aber er bekämpft sich, er bleibt starr und unbeweglich. Dadurch wird er Dorotheens werth, die den Muth hatte, sich zum Dienen zu erniedrigen. Ein magischer Zug des Gedichts.

Neunter Gesang. Ängstliches Harren im Hause des Gastwirths. Endlich treten sie wie höhere Gestalten zur Stubenthüre ein. Gewaltige Misverständnisse. Ehe der auf die Seite gerufene Pfarrherr dem alten Vater das Verständniß öffnen und ihm sagen kann, daß die eigentliche Brautwerbung noch gar nicht gethan sei, platzt dieser los und bewillkommt sie als Braut. Dies muß Dorothea als bittern Spott nehmen. Ihr gekränkter Stolz macht sich Luft. Der Pfarrherr reizt sie absichtlich noch mehr. Nun gesteht sie selbst ihre Liebe zu Hermann, aber auch den festen Entschluß, auf der Stelle zu den Ihrigen zurückzukehren. Hermann, die Mutter springen dazwischen. Alles entwickelt sich. Die letzten hundert Verse ein treffliches Nachhallen und Besänftigen.

Es ist eine unnennbare Kunst in der ganzen Composition. Man kann es kühn versuchen, irgend einen Fall, einen Knoten der Verwickelung anders anzunehmen. Nirgends käme dieser Effect heraus. Die Alten sagten eben dies von der Odyssee. —

Im ganzen Gedichte kommen nur zwei Gleichnisse vor und die Anrufung der Musen erst im letzten Gesange. Die herrlichen Verse, die in einen vollen Spondäus ausgehn. —

Bemerkungen über die Voſſiſche Ueberſetzung der Ilias.

In einem alle Freitage ſich verſammelnden Abendzirkel für den Winter zwiſchen 1794 und 1795 wurde beſchloſſen, jedesmal einen Geſang der Ilias nach Voß vorzuleſen und ſich dann die dabei von ſelbſt kommenden Bemerkungen mitzutheilen. Goethe iſt Vorleſer. Einige leſen im Originale nach. Die Andern ſitzen im Zirkel herum.

Den 31. October 1794.

Die härteſten Stellen wurden durch Goethe's treffliche Declamation und richtig wechſelndes Andante und Adagio außerordentlich ſanft und milde. Es iſt unleugbar, daß Voß nur fürs Ohr und den lebendigen ſucceſſiven Eindruck, nicht fürs Auge und zergliedernden Überblick des Styls gearbeitet hat.

Fragen. 1) That Voß recht daran, das anſtößige *κυνῶπα* V. 159 und *βοῶπις* 551, jenes durch Ehrvergeſſener! dieſes durch Hoheit blickende zu mildern und das echthomeriſche 588 *θεινομένην* nur durch das ſanftere: wenn er dich ſtraft, zu überſetzen? Antw. Keineswegs! in allen drei Fällen wird das ſtark Sinnliche durch abſtractere Vorſtellungen entnervt. Auch iſt das Hoheit blickende nicht einmal im Sinne Homer's, da es blos die auch in den Kunſtwerken charakteriſtiſchen großen Augen der Juno (ſ. Winkelm. Geſch. der Kunſt V, 2. T. 1. p. 316. ed. Fea. So die Ludoviſiſche Juno) bezeichnet. Sollte Voß nicht blos das Farrenäugige ſeiner Vorgänger haben vermeiden wollen,

dnu weil er fühlte, er könne nichts Besseres geben, lieber eine unbefriedigende Abstraction gesetzt haben?

2) Ist das ἀμβρόσιαι χαῖται ἐπερρώσαντο wol ganz richtig von Voß übersetzt: sie walleten vorwärts? Voß dachte sich das Haar im Augenblick des Zunickens. Aber so dachte sie sich wenigstens Phidias nicht. Da ist diese gewaltsame Bewegung, wenn sie überhaupt stattfand, schon vorbei und die Locken zittern nur noch dem Scheitel entlang.

In einigen Stellen ist der Nachdruck des Originals merklich geschwächt als V. 132. μὴ κλέπτε νόῳ: Sinne nicht auf Trug! Nach dem Original war dies schon geschehen, und jetzt suchte er nun wirklich Ausflüchte. Das χόλον καταπέπτειν ist auch zu schwach übersetzt und Galle wollte Goethe der verschiedenen Nebenbegriffe wegen durchaus nicht gefallen. So tadelte Goethe auch das mehrmals wiederkommende: traun!

V. 151. ist bei Homer ein distributiver Satz: ἢ ὁδὸν ἐλθέμεναι, ἢ ἀνδράσιν ἶφι μάχεσθαι. In Vossens Übersetzung: Einen Gang dir zu gehn, und kühn mit dem Feinde zu kämpfen, fließt dies in einen einzigen Begriff zusammen. Voß wollte das gehässige oder vermeiden.

Über die Rohheit der ältesten Mythen, z. B. die Vorstellung vom Briareus V. 400 ff. Goethe verglich sie mit dem Gradlinigten und Steifen des alten Styls in der Kunst. — Unverdauliche Abgeschmacktheit im Götterſystem Homer's. Seine Menschen handeln viel edler als seine Götter.

Den 7. November.

Zweiter Gesang der Ilias.

Goethe hatte bei einer vorausgehenden Durchlesung die Bemerkung über den Catalogus navium gemacht, daß Homer

nach einer fest angenommenen Rangliste die Völkerschaften sich neben einander stellen lasse. Dies erhelle ganz deutlich daraus, daß er da, wo die Myrmidonen jetzt nicht standen, weil sie mit dem Achill still saßen, sie doch in Reih und Glieder stellt V. 681—694. Die hier von der Rechten zur Linken gehende Ordnung war also beim Dichter nicht willkürlich, sondern er singt nach Stammsagen und empfangenen Registern. Agamemnon führt allem Anschein nach das Corps de Bataille. Zugleich wurde nach d'Anville's Charte von Griechenland der Weg aufgespürt, in welchem Homer bei der Aufzählung geht. Er fängt mit Aulis an und macht einen doppelten Kreis.

Diesmal war Wieland bei der Vorlesung, der auch in seinem kleinen Berglerschen Homer, so gut es gehn wollte, nachlas. Dieser war äußerst streng gegen Voß und gab besonders darüber seinen Unwillen zu erkennen, daß er oft blos die natürlichste Art der Übersetzung darum verworfen habe, um nicht einerlei mit seinem Vorgänger zu sagen. Besonders ärgerte er sich über das häufig vorkommende: Jener sagt's, z. B. V. 84., da doch das Jener in Relation mit dieser stehen müßte, im Homer aber das ὡς ἔφατ' dies gar nicht sagen wolle. Goethe las also von nun an, um Wieland's Ohr zu schonen, immer: also sprach er. Auch rügte Wieland das Willkürliche im Gebrauch oder Nichtgebrauch der Homerischen Conjunctionen. So habe z. B. Voß selten das ἐπεί gesetzt, wo es im Griechischen stehe. Ferner die Auflösung des Adjectivs als Beiwort in ein neues Substantiv, z. B. V. 89. ἄνθεσιν εἰαρινοισιν, wo Voß übersetzt: Blumen des Frühlings. Wieland behauptete nach einem sehr richtigen Gefühl,

daß lenzische Blumen weit individueller und malerischer sei als jene Zerstücklung in zwei Begriffe.

Stellen, wo der griechische Ausdruck in der Übersetzung nicht erschöpft ist, V. 117. κατέλυσε κάρηνα, 132. πλάζουσι, 147. ἐπαιγίζων; διότρεος bei König sei gar nicht das Vossische weit verkünstelte: Götterbeseligt. 266. Θαλερὸν δάκρυ. 269. ἀχρεῖον. 399. κάπνισσαν. 595. ἀντόμεναι, misbilligte Goethe fanden.

V. 209. 210. Hier hat Voß ein Paar Hexameter im Klopstockischen Sylbentanz sehr passend angebracht, wie Goethe bemerkte.

V. 225—43. Das herrlichste Original einer sansculottischen Demagogenrede. Auch Voß ist mit guter Absicht hier etwas niedriger in seinem Ausdrucke geworden.

Den 14. November.

Dritter Gesang.

Bei dem Schreien der Trojaner und dem stillen Anrücken der Griechen, welches schon die Alten als einen charakteristischen Zug der wahren Tapferkeit bemerkt haben, erinnerte Goethe noch sehr fein, daß dieser Contrast durch den im zweiten Buch vorhergehenden Catalogus noch auffallender werde, wo die Schiffs- und Heerliste der Griechen so viel mehr Platz einnehme und Nachdruck zeige, als das enge Verzeichniß der Troer und ihrer Genossen, die doch nun grade, nach Art aller Poltrons, den größten Lärm machten.

V. 33. übersetzt Voß δράκοντα, Natter. Dachte dies wol Homer dabei? V. 39. hat Voß für das schleppende: unglückseliger Paris! wie Stolberg das δύσπαρι über-

setzt hat, gradezu nur einen andern Begriff gesetzt: Weichling! *Ἀλέξανδρος* war unübersetzbar. Aber Weichling drückt doch auch gar nichts von dem aus, was in *Ἀλέξανδρε* liegt. Es ist: verhaßter, verderblicher Paris!

V. 54. werden *δῶρ' Ἀφροδίτης* durch Huld Aphroditens übersetzt, und weiter unten V. 64. wörtlicher: Gaben der goldenen Aphrodite. Diese Ungleichheit ist nicht im Homer.

V. 75. Jene entschiffen zu Achajas rosigen Jungfraun. Ist ganz etwas anders, als das Homerische *Ἀχαϊάδα καλλιγύναικα*. Nach Vossens Übersetzung wären die Zurückschiffenden nicht viel weniger als *παρθενοπίπαι* gewesen.

V. 130. *νύμφα φίλη* Voß: du trautes Kind! Es ist die Schwägerin Laodice, nicht Priamos, der spricht (wie unten V. 162. du trautes Töchterchen, *φίλον τέκος*). Ich ziehe daher Stolberg's Geliebte! vor, obgleich auch dies das *νύμφα φίλη*, liebes Weibchen! nicht ganz ausdrückt.

V. 152. *ὄπα λειριόεσσαν*, hellschwirrende? Stolberg noch schlechter: schwacher Gesang.

V. 166 ff. „Nur den einzigen Agamemnon nennt uns Homer nicht in voraus und hebt ihn durch die so gespannte Erwartung vor den Übrigen heraus." Goethe.

V. 176. *τέτηκα*, in Thränen verschwind ich. Zerschmelz ich, wie es Stolberg hat, wäre weit besser. Allein Voß verwarf es nur darum, weil es Stolberg schon vor ihm gebraucht hatte.

V. 180. *Δαὸς αὖτ' ἐμὸς ἔσκε κυνώπιδος, εἴποτ' ἔην γε.* Voß: Schwager mir war er vordem, der schändlichen (?) ach er war es. *Κυνώπις* ist auch hier, wie oben I, 159.

βοῶπις verwässert. Das εἴποτ' ἔην γε drückt etwas ganz Anderes aus, als Voß übersetzt hat. Es soll heißen: wenn er überhaupt je mein Schwager war, wenn ich's überhaupt verdiente, je seine Schwägerin zu heißen. Stolberg hat es lieber ganz weggelassen.

V. 224. „Sinn: Nun wunderten wir uns nicht mehr so sehr darüber, daß Odysseus ein so dummes Ansehn gehabt habe." Wieland.

Ζάκοτος im 220sten V. ist unvergleichlich durch tückisch übersetzt.

Man könnte hierbei fragen: Hat blos Homer's Phantasie diese Körperformen geschaffen, oder hatte er sie durch Bild und Überlieferung?

V. 286. 87. Die τίμη, die hinfort auch daure bei kommenden Menschengeschlechtern, veranlaßt in der Übersetzung leicht den Begriff eines fortdauernden Tributs. Homer will aber nur eine Buße andeuten, die auch den Nachkommen unvergeßlich bleibe.

V. 362. φάλος kann nicht durch gekegelten Helm gegeben werden. Es waren die φάλοι kleine polirte Metallplatten, womit der Helm ausgeschmückt war. Dies lehrt schon das abgeleitete Wort τρυφάλεια. Das Misverständniß ist aus der gewöhnlichen lateinischen Übersetzung conus entstanden. S. Ernesti in Clav. Cic. s. v. *phalerae*.

V. 399 ff. „Helena behandelt hier die Venus wie eine Kupplerin." Goethe.

V. 419. κατασχομένη, gesenkt.

V. 449 ff. Goethe fand den Contrast zwischen der Gardinenscene und dem auf dem Schlachtfelde wüthenden Menelaus

um so lächerlicher, weil hier der wüthige Menelaus mit seinem Aktäonischen Schmuck, als cocu, herumlaufe. Wieland macht einige Gegenbemerkungen, aus dem frühen Zeitalter hergenommen.

Über die Aufführung des Jon auf dem Hoftheater zu Weimar*).

Zu den erwünschtesten Etrennes de Melpomene gehörte den 2. Januar die Aufführung des Jon, eines Trauerspiels in fünf Aufzügen, dessen Verfasser bis jetzt in der strengsten Verborgenheit geblieben ist. Es war lange im Voraus darüber gesprochen und durch die ungewöhnliche Sorgfalt, womit das Stück einstudirt und Alles dazu vorbereitet wurde, die Erwartung darauf aufs Höchste gespannt worden. Mancherlei Betrachtungen und Kunstfragen waren vorausgegangen. Man las das griechische Original des Euripides. Der Eine erinnerte sich, beim Vater Brumoy gelesen zu haben, daß nach einer lange schon bestehenden Kunstmeinung nichts theatralischer gedacht werden könne, als der Stoff jener Fabel, wie sie Euripides behandelt hat. Eine zärtliche Mutter, die ihren Sohn vergiften, ein edler Sohn, der den Pfeil auf seine Mutter abdrücken will, während dieser

---

*) Dies ist allem Anschein nach der handschriftliche Entwurf zu dem satirischen Aufsatz im Journal für Luxus und Moden, der Goethe's Zorn so erregte, daß der schon abgedruckte Bogen nicht ausgegeben werden durfte. Darum ist er ein Anekdoton, über welches jetzt Goethe vielleicht selbst in keinem so achilleischen Zorn entbrennen würde. S. Biographische Skizze K. A. Böttiger's S. 51. und Zeitgenossen XLIII.

doppelte Frevel die gegenseitige Erkennung herbeiführt; was kann uns mehr ergreifen, spannen, befriedigen? Ein Anderer, der die fröhlichen Erinnerungen aus seinem Racine gern mittheilte, ermangelte nicht, auf dessen Athalie hinzudeuten und zu erzählen, wie fein der französische Tragiker seinen Joas nach dem Jon des Euripides zu bilden gewußt habe. Ein Dritter endlich wollte die Anekdote selbst aus dem Munde des ehrwürdigen Dichters gehört haben, unter dessen unsterblichen Werken auch der Agathon glänzt, daß die Lecture des Euripideischen Jon in ihm die erste Idee zur Hervorbringung jenes Meisterwerkes geweckt und befruchtet habe. Alle aber stimmten darin überein, daß die Bearbeitung und Wiedererweckung dieses Stoffes für unser Theater zu den schwierigsten Aufgaben gehöre, die im Kreise der dramatischen Dichtkunst lägen. Schon die unvermeidliche Weglassung des Chors, der doch hier nicht blos durch Mitleid, sondern auch durch rasches Eingreifen in die Handlung selbst Theil nimmt, macht große Abänderungen in der Ökonomie des Stückes und Eintheilung in Acte nöthig, die bei dem griechischen Tragiker kaum angedeutet sind.

Die schöne Einfachheit der griechischen Fabel ist für unsern, von hundertfachen Verstärkungen verwöhnten Geschmack zu nüchtern und einschläfernd. Wie mislich sind hier aber alle Zusätze und Erweiterungen. Endlich, und dieser Zweifel schien besonders alle gebildete, aber doch noch nicht aller moralischen Beschränkung überhobene Damen hart zu ängstigen, wußte man nicht recht, wie der Dichter eines neuen Jon über gewisse schlüpfrige Confessionen mit Ehren wegkommen könne, da sich die ganze Verwicklung des Stückes um die Wiedererkennung eines Jungfernkindes und um die kritischen Augenblicke dreht,

wo Jon sein Dasein empfing. Das hatte nun auf der atheniſchen Bühne gar nichts auf ſich. Keine ehrbare Frau beſuchte dort jemals das Theater, und ſelbſt die weiblichen Rollen wurden nur von männlichen Schauſpielern gegeben. Was in einer puren Männergeſellſchaft nicht den geringſten Anſtoß gab, kann in unſerm aus beiden Geſchlechtern gemiſchten Zuſchauerpublicum durch üppige Verſchleierungen vielleicht nur noch mehr Ärgerniß geben.

Wer wollte alſo nicht im Voraus dem kühnen Dichter Dank wiſſen, der, alle dieſe Bedenklichkeiten nicht achtend, aus jenem Euripideiſchen Jon uns eine neue herrlichere Schöpfung mit der zarteſten Schonung des weiblichen Publicums hervorrufen konnte. Aber, fragte Jemand, hat nicht eine gewiſſe durch ihren vorlauten Ton hinlänglich gekannte Schule den armen Euripides neuerlich erſt ganz ehrlos gemacht? Wie kommt es denn, daß der Verfaſſer dieſes Stückes, dem dieſe Stimmung unmöglich entgangen ſein kann, grade eine Tragödie dieſes Dichters, über deſſen flache Erbärmlichkeit unter allen Kennern in den obern Regionen längſt abgeſprochen iſt, einer neuen Umarbeitung würdigte. Grade darum am erſten, antwortete eine andere Stimme; habt nur Acht, meine Freunde, wie Euripides diesmal in die Schule genommen und Alles darauf angelegt werden wird, zu zeigen, wie dieſer Stoff unter den plaſtiſchen Händen eines höhern Genius wenigſtens zu einem Apollino gedeiht, während der Sohn der atheniſchen Kohlverkäuferin kaum einen erträglichen Priapus daraus geſchnitzt hat? —

Und wahr iſt es, es verließ Niemand, der ſeinem Euripides nicht erſt ſeit heute oder geſtern befreundet iſt, die Vorſtellung dieſes neuen Jon ohne die lebendigſte Überzeugung, daß von

jenem griechischen Tragiker die Fabel auch nur in ihren Hauptumrissen so bearbeitet und entwickelt zu sehen, beinahe nicht viel weniger als eine baare Unmöglichkeit sei. Die Lücke, die durch die Entfernung des Chors entstehen mußte, hat der neue Dichter durch die vielfache Einflechtung der Pythia in den Gang des ganzen Stückes zu ersetzen gewußt. Beim Euripides tritt sie, der heilige Prophetenmund des Gottes, der alles Unreine flieht, erst gegen das Ende zum ersten Male majestätisch auf, um auf die unmittelbare Eingebung ihres Gottes das räthsellösende Körbchen zu überbringen. Hier eröffnet sie gleich den ersten Dialog mit Dion, empfängt, befragt und berath als eine gute Schaffnerin des Apoll die neugierigen soeben angekommenen Fremdlinge, und macht nun die gutmüthige Zwischenträgerin, die trotz ihrer hohen Jungfräulichkeit Manches anhören und aufklären muß, was auch schon manche Äbtissin und Oberpriesterin in unsern modernen Dramen nicht von sich abwehren konnte. Eine solche Pythia hätte Euripides selbst dann nicht erschaffen können, wenn er die ganze Lumpengarderobe, die dort im Scherz Dikäopolis in den Acharnern des Aristophanes ihm abfodert, um sich versammelt gehabt hätte. Hier ist echter griechischer Genius! Doch es wird zu seiner Zeit gewiß nicht an trefflichen Dramaturgen ermangeln, die diese Überlegenheit des neuen Jon über den alten in der Anlage und Ausführung des Stückes zergliedern und das lesebegierige Publicum mit allen Verdiensten desselben ausführlicher bekannt machen werden. Es wäre sträfliche Anmaßung, dies jetzt Alles schon, wo wir uns kaum von dem ersten allgemeinen Erstaunen erholt haben, haarklein erzählen zu wollen.

Nur einiges Wenige noch zur Probe. In diesem neuen Jon

entdeckte die hohe Pythia schon in der ersten Unterredung mit dem Tempelknaben den Fund mit dem Körbchen, was beim Euripides ganz zu Ende geschieht, also eher, als es ihr Phöbus eingegeben hatte. — Im griechischen Jon hat Xuthus grade vor sechzehn Jahren, als er die Orgien des Bacchus auf dem benachbarten Helikon besuchte, mit einer Bacchantin beim Pervigilium sich zu tief ins Gebüsch verirrt. Im deutschen Jon wird er als Sieger in den pythischen Spielen gekränzt und geräth nun Abends beim Siegerschmaus mit einer Mänade in allerlei Vertraulichkeiten*). Beim Euripides ist das Herzensblut der Gorgo heilbringend, der Geifer ihrer Nattern aber tödtend. Hier unterscheidet sich Verderben und Heil nach den Herzkammern, und das heiligste Familienkleinod, was dort Kreusa in ihrem Armband verschlossen trägt, bewahrt hier, man weiß selbst nicht wo, der alte Erzieher.

Doch dies sind wahre Kleinigkeiten gegen die wesentlichen Umwandlungen und Amplificationen, durch welche uns die einfältige Fabel des Euripides nun erst recht genießbar gemacht wird. Besonders sind die letzten zwei Acte ganz neu erschaffen. Die schon von den Alten belobte Erkennungsscene, wo Jon die dort im Euripides auf dem Altar selbst sitzende Kreusa jedes einzelne Stück der im Körbchen befindlichen Putz- und Spielsachen ihr ungesehen errathen läßt, hat der neue Dichter verschmäht und uns dafür eine förmliche Aussöhnung mit dem Xuthus, den der alte Tragiker viel zu schnell abfertigt, erleben

*) Fleißige Alterthumsforscher (setzt Böttiger in einer Note hinzu) werden den merkwürdigen Umstand, daß bei den pythischen Spielen zugleich bacchische Orgien begangen wurden, ihrem Exemplare von Meursii Graecia feriata oder ihrem Corsini beizuschreiben nicht vergessen.

lassen. Dort macht eine Erscheinung der Minerva, hier des Apollo den Schluß. Die französischen Kunstrichter über das Anstößige der häufigen Selbstbekenntnisse in diesem Stücke natürlich sehr allarmirt, wissen es dem Euripides doppelten Dank, daß er wenigstens zuletzt den Apollo noch etwas geschont und statt seiner die Minerva hervorgerufen habe, die freilich hier, wo es nicht mehr auf Enthüllung eines mislichen Misverständnisses, sondern auf die Verherrlichung ihres auserwählten Volkes durch eine Reihe großer Stammfürsten ankam, nichts weniger als unschicklich eintrete. Auf alles dies ist hier wie billig nicht die geringste Rücksicht genommen. Die göttliche Unverschämtheit Apoll's erreicht ihren höchsten Gipfel. Hat doch die Pythia selbst im Vorhergehenden die Kreusa wacker ausgescholten, daß sie, um sich ein einziges Erröthen zu ersparen, es zu solchen Weiterungen habe kommen lassen.

Die Diction ist, um auch von dieser wenigstens ein Wort zu sagen, ganz wie sie dem wahren Kothurn gebührt und nicht selten auch außer den lyrischen Sylbenmaßen ans Lyrische streifend. Wie kahl erscheint diesem gegenüber der rhetorische Euripides mit seinen nimmer endenden Sentenzen, die nur der Grieche stets im Herzen und auf der Zunge hatte. Welch' ein Garten pierischer Blumen entblüht hingegen der Phantasie unsers Dichters? Mit welchem Reichthum glühender Farben ist der entscheidende und auf den höchsten Effect berechnete lyrische Monolog ausgeschmückt, wo Kreusa am Altar des Phöbus diesem ihrem Verführer selbst alle Umstände des Beilagers in der Grotte vorerzählt. Wer mag dagegen die nüchternen Anapästen des Euripides (V. 860 ff.), wo sie dieselben Geständnisse freilich nicht den Lüften und Bäumen, sondern dem

Chore ihrer Frauen ablegt, auch nur der Vergleichung werth halten? Dafür schlugen auch hier bei dieser wollüstigen Bildnerei viele Zuschauerinnen beschämt die Augen nieder und freueten sich heimlich, doch wenigstens nicht an der Stelle der Schauspielerin zu sein, die so etwas sagen müsse. Aber was ist auch der edelste alte Chierwein gegen das flüssige Feuer unserer neuen Destillirkolben?

Nun wäre auch von der Gelehrsamkeit zu reden und von dem Bestreben des Dichters, uns Nicht-Athenern alle Stammsagen der Erechthiden und alle Wunder der Trophoniushöhle kundzuthun, welches, verbunden mit dem kunstreich verschlungenen Periodenbau und dem dithyrambischen Auffluge in den lyrischen Stellen, über alle Zuschauer ein angenehmes Staunen ergoß; von dem unablässigen Kampfe, die einförmigen Bilder des Euripides mit der Phantasie eines Marino auszumalen und von so viel andern Schönheiten, die nur ein wiederholter und ruhiger Genuß zum vollen Bewußtsein bringen kann. Aber es ist hier nicht der schicklichste Ort dazu, der sich vielleicht anderswo finden dürfte. Nur das bedauert mit uns jeder Freund des Euripides aufrichtig, daß dieser jüngere Dichter nicht als Zeitgenosse des Euripides geboren wurde. Von ihm, nicht von dem Agathon hätte dann Aristophanes in seinen Thesmophoriazusen den geängsteten Tragiker das bewußte Darlehn von Weiberröcken und andern schönen Sachen sich erbitten lassen.

Einen seltenen Genuß gewährten in der That die mit dem geübtesten Kennerblicke angeordneten Decorationen, Maschinerien und Gewänder in diesem Stücke. Man hätte sogar sehr harthörig sein können und würde doch blos durch Das, was in einer ganzen Reihe zierlicher Gruppirungen und Tableaus

dem lüsternen Auge dargeboten wurde, eine wahre Befriedigung empfunden haben.

Wie erhaben und durch den Contrast der stillen Ruhe mit der regsten Bewegung ergreifend war zum Beispiel die Erscheinung der Pythia im vierten Act oben an der Halle des Tempels, dessen innere Lichtmasse auf die vortheilhafteste Beleuchtung der eintretenden Personen trefflich berechnet war, und ihr ruhiges Zuhören der stürmischen Leidenschaftlichkeit der Kreusa im Vordergrunde gegenüber? Hier war der ganze Chor gleichsam in eine einzige, stille und doch höchst theilnehmende Figur zusammengedrängt. Was müßte sie aber erst für einen Eindruck gemacht haben, wenn sie dem griechischen Dichter zufolge hier zum erstenmal erschienen wäre. Die höchste Überraschung war fürs Ende aufgespart, wo bei der Erscheinung Apoll's durch einen höchst einfachen und eben darum vortrefflichen Mechanismus zwei Wolken sich plötzlich um die Tempelhalle lagerten, aus welchen hervor nun die Glorie des indeß auf eine Basis tretenden Gottes, im Hintergrund noch durch einen flammenden Transparent gehoben, uns Alle majestätisch überstrahlte. Wie fein wurde hierdurch den mannichfaltigen oft lächerlichen Misgriffen und Übelständen abgeholfen, mit welchen sonst wol unsre Götterfuhren herabzuschaukeln pflegen. (Freilich ist nicht überall ein Tempel im Hintergrunde. Allein die Alten, von welchen der Deus ex machina doch zu uns gekommen ist, hatten ja gar keine Decken über der Bühne. Die Götter mußten also immer von unten heraufkommen, wenn sie auch durch gewisse deckende Maschinen das Ansehn des Schwebens in der Luft erhielten. Warum könnten nicht also bei uns wenigstens Wolken schnell herabgelassen und hinter denselben eine schnelle Beleuchtung und

eine Basis für den Gott, der nun durch eine Versenkung heraufkäme, eingeschoben werden?)

Die sämmtlichen Costumes zeugten von einem tiefen und glücklichen Studium der Alten und waren nach besonders darüber mitgetheilten Handzeichnungen verfertigt worden. Musselin zu den unteren Gewändern und wollenes Zeuch oder Casimir zu den Obergewändern drappirte hier vortrefflich. Wann wird man aufhören, zu dergleichen Vorstellungen die lyoner Waarenlager in Anspruch zu nehmen! Nur Wolle und was dieser am nächsten kommt, drappirt im alten classischen Sinne. Aller Atlaß ist nur auf Opernbeleuchtung berechnet. Muß es ja Taffet sein, so darf er wenigstens durch Gummi weder glänzen noch rauschen. Man glaubte hier im Ton lauter Figuren wo nicht aus den Sälen des Capitols oder Vaticans, doch wenigstens aus der Aldobrandinischen Hochzeit oder den besten herculanischen Gemälden zu sehn.

Sämmtliche Schauspieler verbanden mit dem schicklichsten Geberdenspiele*) ein ungemein feines und lobenswürdiges Studium im Faltenwurfe, in deren malerischem Spiele man die Winke und Belehrungen eines großen Meisters nicht verkennen konnte. Aber das größte, lauteste Lob gebührt dem rastlosen

*) Nur das Aufstemmen der Hände an dem zur Seite stehenden Altar im Vordergrunde, da wo der Schauspieler nur einen Tisch vor sich zu haben wähnte, auf welchen man wol bei der Unterredung die Hand zu legen pflegt, würde nach den Begriffen des Alterthums eine große Unschicklichkeit gewesen sein. Einige Dreifüße, von welchen nach dem Berichte der Alten mehre Tausende in und um den Tempel zu Delphi aufgestellt waren und die zugleich ein charakteristisches Merkmal der Scene zu Delphi gegeben hätten, würden dies vertrautere Auflehnen besser vertragen haben. Denn nur sie waren die Tische in Delphi. —

Eifer und den unvergleichlichen Anstrengungen der sämmtlichen Schauspieler selbst, die diese Aufführung zu einer der vollendetsten und rundesten machten, die wir je in Weimar gesehen haben. Mlle. Jagemann trug den Jon mit aller der Mischung knabenhafter Unschuld und stolzen Bewußtseins hoher Abkunft vor, die schon das Alterthum in diesem seltenen und so selbst auf der griechischen Bühne nirgend weiter vorkommenden Charakter bewundert hat. Ihr Anstand, ihre Figur, Alles stimmte darin überein, aus der Künstlerin einen Apollino zu machen, zu dem dann das Urbild in der letzten Scene erscheinen sollte. — Mad. Vohß trug die Kreusa mit so viel Würde vor, als das Leidenschaftliche ihrer Rolle nur immer gestattete, und schmelzte durch ihre weichen Klagetöne und ihre Anmuth jeden widerspenstigen Busen. Herr Vohß spielte nicht, nein, er war der König Xuthus selbst und die längste Erzählung erhielt durch seinen kunstreich steigenden und nie ermattenden Vortrag Haltung und Leben. — Herr Graff legte in den alten Phorbas alle Tiefe des lang verhaltenen Gefühls, die er so glücklich zu motiviren versteht, und gab uns, was er sein sollte, einen noch nicht ausgebrannten Vulkan unter einer Decke von Eis. — Die Pythia, Mad. Teller, blieb durch das Feierliche ihrer Stimme in ihrem Spiele stets in reinem Einklang zu dem Übrigen, zeigte überall die denkende Künstlerin und unterlag nie der auf sie vorzüglich drückenden Last des Vortrags. Den lieblichen Kranz dieser Darstellung schloß Herr Haide als Apollo mit der würdigsten Figur, die man zu einer solchen Repräsentation wählen konnte. Es dürfte in der That schwer fallen, unter dem weit zahlreicheren Personale mancher größerer Bühnen sechs so erlesene Schauspieler zu sechs solchen Rollen zu finden. Noch seltener aber

dürfte die Vereinigung so vieler und großer Talente mit diesem Grade von Aufopferung und Anstrengung, wie hier durchaus bemerkt wurde, und zu einem solchen Ensemble, auf unsern gepriesensten Theatern anzutreffen sein. Was vermag der ernste gute Wille nicht, wenn er von nicht gemeinen Kräften unterstützt und vom belebenden Hauche eines Genius durchdrungen wird, von dem geleitet zu werden, jeden deutschen Künstlers erster und höchster Stolz sein müßte. Und wie viel Dank verdient nicht der Dichter, wer er auch sei, der zur Lösung von einer so mislichen Aufgabe so viel innere und äußere Hülfsmittel aufzubieten und mit so viel Phantasie, Kunst und Gelehrsamkeit zu vermählen wußte. Wo blieb je eine mit so viel Kraftaufwand begonnene Sache beim ersten Versuch stehn!

— B....r.

Goethe's Urtheil über Iffland's Schauspiele.

Sie haben alle zwei Hauptfehler. 1) Alle moralische Besserung wird in seinen Stücken von außen herein, nicht von innen heraus bewirkt. Daher das Gewaltsame, unwahrscheinlich Zusammengedrängte und Überhäufte in seinen Stücken, z. B. der Commissair Wallmann in der Aussteuer ist schon viele Jahre bei der verkehrten Wirthschaft seines Bruders Augenzeuge, schon viele Jahre ebenso heftig, auffahrend, gewaltsam gewesen. Aber erst heute, wo das Stück zu spielen anfängt, regt sich der Brausekopf, stürmt an der großen Glocke, poltert und will Das gut machen, was bei frühern, nur halb so heftigen Warnungen an seinen Bruder und dessen Kinder nicht halb so schlimm ge-

worden wäre. Es ist also durchaus keine zureichende Ursache da, warum dies Alles erst jetzt, wo das Stück eintritt, so von außen herein kommen müsse. So macht der Stabschirurg Rechtler im Scheinverdienst heute erst Lärm und Ordnung, da er doch schon zwanzig Jahre lang sein Pfeifchen bei seinem amicus geraucht und die Scheinversuche seiner Frau und Kinder mit angesehen hat. Eben darum, weil alle Motive nur von außen herein blos zufällig zur Hauptentwickelung wirken, nicht aus dem Charakter selbst hervorgehn, braucht Iffland so viel Nebenfiguren und unnütze Ausstaffirungen zu seinen Stücken, weil er durch sie den Ausgang motiviren will.

2) Er setzt überall Natur und Cultur in einen falschen Contrast. Cultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit; wenn seine Menschen gut werden sollen, so kehren sie in den Naturstand zurück; der Hagestolze geht auf seine Güter und heirathet ein Bauermädchen u. s. w. Dies ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem er alle Cultur verunglimpft, da vielmehr das Geschäft eines Schauspieldichters in unserm Zeitalter sein sollte, zu zeigen, wie die Cultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne. Die Idyllenscenen aus Arkadien, die in Iffland's Stücken so wohl gefallen, sind eine süße, aber darum nur um so gefährlichere Schwärmerei. Freilich sieht er auch in M. die Grundsuppe der sogenannten Cultur in ihrer hassenswürdigsten Abscheulichkeit. Losgerissen von diesen herzlosen Modepuppen, würde er auch ganz andere Charaktere zeichnen und ganz neue Ansichten in seine Stücke bringen können.

Böttiger hat nur einen Theil obiger Bemerkungen von Goethe in seine bekannnte Entwicklung des Ifflandischen Spiels in

vierzehn Darstellungen, April 1796. Leipz. b. Göschen, mit aufgenommen. Sein handschriftlicher Nachlaß enthält außer vielen Briefen von Iffland und den Verhandlungen, als er von Manheim nach Weimar kommen sollte, Manches, was in jene Schrift nicht mit aufgenommen worden ist. Es sei nur Einiges ausgehoben:

Iffland empfing schon als Knabe bei seinen Ältern in Hanover Eindrücke, die den späteren Schauspieldichter zu Hauptrollen in seinen besten Stücken begeisterten. Hierher gehört z. B. der Stabschirurgus Rechtler im Scheinverdienst. Diesen hat er ganz lebendig nach einem hanöverschen Stabschirurgus Döcht copirt, der alle Abende zur gesetzten Stunde sein Pfeifchen bei seinem Vater rauchte, alle Abende die nämlichen Geschichten von seinen Kriegsabenteuern in England gegen den Prätendenten erzählte und den kleinen Iffland durchaus zu seinem Stand anwerben wollte. Oft ergriff er die Hände des Knaben und betastete sie forschend, ob sie fürs Accouchement nicht zu lange Finger bekommen würden. Ohne diese Reminiscenzen hätte auch der wackre Rechtler, eine Lieblingsrolle des Dichters und Schauspielers, sein Dasein nie erhalten.

Vom feurigsten Theaterdrang ergriffen, entlief Iffland seinen Ältern und kam 1777 zur Seylerschen Gesellschaft nach Gotha, wo er anfangs nur zu Juden- und Bedientenrollen gebraucht wurde und daher sogar den Beinamen der Judenjunge erhielt. Iffland wurde bald seiner Mängel gewahr und nahm Eckhof zum Vorbild. Bei seinem höchst glücklichen Talent zur Mimik copirte er Eckhof bald so vollkommen, daß dieser oft ernsthaft darüber entrüstet wurde. Aber Iffland mußte Alles abstehlen. Eckhof, selbst ein Naturalist, der wol spielen, aber das Spiel nicht lehren konnte, wäre nur ein sehr dürftiger Lehrmeister gewesen.

Die Corruption in M. muß man durch einen Iffland selbst erzählen hören, dessen tausendgestaltiges Mienenspiel, dessen Sprachäffung sogleich die dramatis personas lebendig vormalt. S. und L. sind eigentlich die Buben, die O.'s Verruchtheiten Kopf und Hand liehen. Den Zweiten hatte Iffland in seinem Vormund in der Person des Hofrath Kreber leibhaftig abconterfeiet. Ausdrücke wie der: „o, ich könnte mehr sagen, mehr wirken, wenn ich nur wollte", sind ihm aus dem Munde geschrieben. Dieser Bube hat das Siegel der Verworfenheit auch dadurch, daß er mit seinen schwärzesten Bosheiten laut prahlt und Einem z. B. sehr offenherzig die Art erzählt, wie er KR. geworden. Er hatte sich als Subaltern viele Jahre heimlich alle Deserteure protokollirt, deren Vermögen nach einem alten Landesgesetze confiscirt sein sollte, aber durch die sanfte Nachsicht des Landesherrn den Verwandten ungestört gelassen worden war. Auf einmal wirkte er sich die Erlaubniß aus, zum Besten der herrschaftlichen Gefälle dies Gesetz in Ausübung bringen zu dürfen, und durchzog nun, wie ein der Hölle entsprungener Teufel, mit fiskalischer Brutalität das Land, um alle von Schwestern und Schwesterkindern vielleicht schon in zweiter Generation besessene Erbgüter der Deserteure einzukassiren. Dies brachte ungeheure Summen, dem Zwingvogt aber doch nur den Titel eines Flügels vom damaligen K.-Präsidenten von N. ein. Allein nun kam ein einsichtsvollerer Oberer und L. ließ ein neues Stück ausgehen. Eins der schönsten Ämter war durch Misjahre und Hagelschlag in starke Reste gekommen. Er erhielt den Auftrag, diese mit Schonung einzutreiben. Allein, so pflegte er diesen Auftritt selbst zu erzählen, ich kannte das Interesse meines gnädigsten Herrn. Alles mußte bei Heller und Pfennig

auf der Stelle bezahlt werden. Ich brach den Ofen aus der Stube und verkaufte die ausgepfändeten Betten auf dem Markte. So kam er mit strotzendem Seckel zurück und ward zur Belohnung K.-Rath. — Der Schauspieler, der im Vormund sein Conterfei zu spielen hatte, Müller, copirte ihn bis in Gang und Kleidung. Alles schrie laut auf und rief: Er ist's! Der Schauspieler war aus der Hauptstadt. Bei der ersten Vorstellung klatschte L., der nicht fehlte, vor Allen voraus: Ei, der macht's ganz charmant; es freut mich nur, daß doch einmal ein gebornes Landskind so gute Anlage zeigt. Dem muß man Beifall zuklatschen. Dies seine Äußerung mitten unter dem Jubel der ihn mit Blicken von allen Seiten anspießenden Zuschauer, und nun klatschte er durchs ganze Stück. Eine gewöhnliche und Niemand dort befremdende Sache war, daß die Weiber der — — zu den Parteien, deren Processe jetzt anhängig sind, herumgehen und ihnen ins Gesicht sagten: Gestern hat mein Mann ihren Proceß zum Vortrag erhalten! Man kann leicht ermessen, wie ein solcher Wink erwidert und wie diese Erwiderung angenommen wird.

Iffland hatte von Nassau Saarbrück eine Pension von 300 Thalern, wofür er jährlich einige Wochen dort spielte. Diese ist mit der französischen Invasion, die das Saarbrückische bis auf seine Habe unter der Erde, die Steinkohlen, rein ausgeplündert hat, natürlich weggefallen; ein Umstand, der eben nicht dazu beigetragen hat, Iffland zum Republikaner zu fraterniſiren. Bei einer solchen Anwesenheit in S. wurde auch einmal des Nachts auf einem Theater unter freiem Himmel ein ausdrücklich dazu verfertigtes Drama gegeben, wobei der Kreis von mehr als 8000 Zuschauern, die auf den amphitheatralischen Rasenbänken herumsaßen, und die Theaterbeleuchtung durch lo-

dernde Pechpfannen allerdings ein neues Schauspiel gewährten, aber der Effect des Stückes in Rücksicht auf Sprache und Action ganz verfehlt wurde. Es wurde endlich ein Bacchanal aus der Sache. Man hatte bei Tage schon wacker gebechert und trank Abends, um sich gegen die Kühle zu schützen, noch mehr. Der Erfolg war der natürlichste von der Welt. —

Iffland gefiel gar nicht in Hamburg, als er vor mehr als acht Jahren mehre Gastrollen dort spielte. Zum Unglück debutirte er mit dem Hamlet. Dies scheint er den Hamburgern nicht vergessen zu können und er erzählte Vieles auf ihre Unkosten, woran sie doch wol unschuldig sind. Dazu rechne ich die Geschichte mit dem Kuchen auf dem großen runden Tisch, den Niemand erreichen konnte und den endlich Büsch mit einer Latte aus dem Garten noch fortstieß. Dahin gehört sein Unwille auf Klopstock, der in großer Gesellschaft Windeman*) eine seiner Oden vorzwitschern ließ und durch seinen Cynismus zurückscheuchte.

Aber bei dieser Gelegenheit gab Iffland zugleich einen auffallenden Beweis seines mimischen Künstlertalents. In Hamburg dürfen die Juden Niemand anschreien oder ihren Trödel mit lauter Beredtsamkeit anbieten. Sie geberden sich daher, wenn sie Jemand aus dem Fenster herausblicken sehn, oft wie Besessene, um ihm ihr mercantilisches Anliegen zu verstehen zu geben. Iffland logirte in der Stadt London am Jungfernstieg und hatte daher Gelegenheit, diese hebräische Pantomime oft anzusehn. Nun machte er mehre Minuten hintereinander dieses

*) Über Klopstock und Hamburg wird das folgende Heft Manches aus Böttiger's Reisetagebuch enthalten, was noch nicht gedruckt ist.

ganze stumme Spiel so lebhaft nach, daß wir, von unsterblichem Lachen, wie Homer sagt, überwältigt, bitten mußten, daß er aufhöre. —

Die Muse der Sittlichkeit und der moralischen Empfindung ist Iffland's begeisternde Gottheit. Ihr opfert er dramatische Wahrscheinlichkeit und alle Regeln der Kunst bei der Verfertigung seiner Stücke auf, die nur aus diesem Gesichtspunkt betrachtet sein wollen. Schröder mochte diesen Gesichtspunkt nicht gleich gefunden haben, als er ihm über seine Dienstpflicht schrieb: dies Stück könne er in Hamburg nicht aufführen. Übrigens schreibt Iffland, sobald er sich von der Situation seiner Helden durchdrungen hat, seine Stücke unbeschreiblich schnell und flüchtig nieder. Schade nur, daß es dann immer bei diesem ersten Erguße bleibt und die spätere Feile fast gar nichts abraspelt. Und wo fände er in M. einen kritischen Freund! „Indem ich den ersten Act niederschreibe (so sagte er mir selbst), weiß ich gewöhnlich selbst noch nicht, wie sich's in der Folge entwickeln werde, und kann mich oft selbst, als wäre ich ein Dritter, recht herzlich auf den Ausgang freuen, den das Ding nehmen wird, und recht neugierig auf die Entwickelung sein*). Dann windet es sich denn so von selbst ab." —

Einen sonderbaren Auftritt hatte er einmal mit dem Markgrafen von Baden in Karlsruhe. Der Geheimerath von Ettinghofen beschied ihn, da er dort mit großem Beifall gespielt hatte, zum Markgrafen ins Audienzzimmer. Iffland kam voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Der Markgraf ging

*) Etwas Ähnliches fand auch bei Lafontaine statt, wie ich an einem andern Orte mittheilen werde.

grade auf ihn zu, blieb hart vor ihm stehen und blickte, ohne ein sterbliches Wort zu reden, ihn mit forschendem Auge vom Fuße bis zum Wirbel eine lange, lange Zeit an. Endlich trat er zurück und sagte zum Minister ganz leise: Sagen Sie es ihm! Dieser trat nun näher und sprach: „Se. Durchlaucht fragten, ob er ihn, den Markgrafen, selbst wol so lebendig copiren könne, daß dieser sich selbst getreu nachgebildet in ihm wiederfinden könnte?" Es war ein wahrhaft fürstliches Gelüst, sich in einem Andern lebendig abconterfeien und zurückspiegeln zu lassen. Iffland sagte ganz entschlossen: Ja, das könne er wol; doch, setzte er nach einiger Besinnung hinzu, müsse dies vor einer größeren Anzahl von Zuschauern geschehen, deren Gegenwart ihm erst das wahre Talent dieser mimischen Darstellung gäbe. Der Markgraf sagte: dazu könne Rath werden, stand aber natürlich von dieser Stunde an von seiner sonderbaren Zumuthung ganz ab. —

Herder.

Heute früh (26. Septbr. 1791) predigte Herder in der Schloß- oder Garnisonkirche. Dies war das erste Mal seit länger als einem Halbjahr, und da es schlechterdings zum guten Ton gehört, Sonntags Nachmittags im Vauxhall oder in der Theegesellschaft fragen zu können: Haben Sie Herdern gehört? so wallfahrtete noch vor 9 Uhr die ganze beau monde in diese in der äußersten Vorstadt gelegene Kirche. Wirklich fand ich auch unter den Zuhörern weit mehr Vornehme als aus den niedern

Ständen, die es wol fühlen mögen, daß Herder's Kanzelvorträge bei aller scheinbaren Simplicität doch für ungebildete oder ungeübte Zuhörer schwer oder fast gar nicht aufzufassen sind, weil sich hier alle Begriffe nur an einen locker gehaltenen Faden anreihen und nicht in die gewöhnliche auch den Geübtern aus den niedern Ständen leichter zu übersehende Schlachtordnung von Proposition, Theilen und Unterabtheilung gestellt und eingegliedert sind. Disposition, auf welche Herder selbst in seinen Briefen über das Studium der Theologie (IV. S. 282) einen so ausschließenden Werth setzt, ist gewiß auch in jeder seiner Predigten, die er, wie er mir noch diesen Nachmittag sagte, dem Inhalte nach ganz aufschreibt; aber es verfließt ein Theil in den andern so sanft und unbemerkt, daß höchstens nur die Haupteintheilung allgemein bemerkbar wird.

Aus dem Evangelium von den zehn geheilten Aussätzigen nahm Herder den einzigen dankbaren Samariter heraus, und dieser veranlaßte ihn, über das Gefühl der Dankbarkeit als ein wahres menschliches und menschenwürdiges Gefühl eine hinreißend schöne Betrachtung anzustellen. Statt der gewöhnlichen Eintheilung sagte er: er wolle etwas zur Beschämung und etwas zur Belehrung sagen. Beschämend müsse die Untersuchung der Ursachen sein, warum die Dankbarkeit so selten unter den Menschen sei. Belehrend würde die Angabe der Mittel sein, wodurch dies Gefühl geweckt und gestärkt werden könne. Sehr treffend führte er bald anfangs den Gedanken aus, daß der Undankbare in der Erniedrigung der Thierheit sei. Je mehr sich selbst die Thiere dem Menschen nähern und vom Menschen Wohlthaten erhalten, desto treuer und dankbarer sind sie ihm. Das Beispiel der Hunde, so mancher Vögel, des Rosses und

selbst wilder Thiere, die nach Jahren ihren Wohlthäter erkannten (der Löwe des Androklus), wurde hier leise berührt. Zu den hervorstechendsten Stellen dieses Vortrags gehörte auch eine kurze Ausführung der Worte: „und dies war ein Samariter", wie er mit Nachdruck gegen die hohltönende, nichts fühlende und zum Menschenwohl nichts beitragende, sogenannte Rechtgläubigkeit eiferte und damit schloß: daß ein solcher selbst in den Himmel eine Hölle mitbringen müsse. Unter die Mittel zur Dankbarkeit rechnete er zuvörderst einen gesunden Leib und eine gesunde Seele. Nur ein Reingewordener war dankbar im Evangelium. Scharfe Säfte machen scharfe Gedanken. Hier ermahnte er die Ältern, ja auch aus diesem Grunde für die frühe Gesundheit ihrer Kinder zu sorgen. — Bei aller scheinbaren Prunklosigkeit und Einfachheit blühte doch in jedem Satze ein an dieser Stelle natürlich hervorsprießendes Blümchen. Nichts war gehascht oder gesucht. Man sah gleichsam sein Entstehen aus dem augenblicklichen Bedürfniß des Redners. Offenbar bildete und formte sich jede Periode jetzt erst, sowie sie ausgesprochen wurde, in die liebliche Rundung und honigsüße Fülle des Ausdrucks, dessen allbiegsame Gewandtheit ich nicht genug bewundern konnte. Eins ist auffallend. Herder macht vom Anfange bis zum Ende keine einzige Bewegung mit den Händen, die er immer im Priesterrock zusammengeschlagen hält. Aber desto sprechender ist die übrige Haltung des Körpers, desto ausdrucksvoller jede Hebung und Beugung seiner schönen sonoren Stimme, die jedoch, da sie in stetem Flusse schnell fortläuft, eine größere Kirche kaum ausfüllen kann.

Ich hatte von Herder's Predigt viel erwartet, und seit ich jene schöne Stelle in Sturzens Schriften (II. S. 332), die sich

anfängt: „ich habe Herdern in Pyrmont gehört", gelesen, es Jahre lang sehnlich gewünscht, ihn einmal zu hören, aber alle diese Erwartung ist übertroffen worden. Herder ist auch in seinen Predigten einzig und unnachahmlich, und dennoch sagte er mir diesen Nachmittag, daß er stets unzufrieden mit sich von der Kanzel steige und dann erst recht fühle, was er zu sagen nicht vermocht habe, da mitten im Vortrage erst das Ideal desselben ihm vorzuschweben anfange. Er hatte die lieblichsten Blumen gestreut, und doch wollte er selbst eine kanzleimäßige Trockenheit in dem heutigen Vortrage an sich bemerkt haben; Äußerungen, die in dem Augenblicke, wo er mir sie that, unmöglich Grimasse sein konnten und nur dazu beitrugen, mich mit noch größerer Hochachtung gegen diesen Mann zu erfüllen. —

(Den 4. October.) Heute legte Herder bei meiner Einführung auch einen Beweis seiner guten lateinischen Sprachkenntniß ab. Ich habe nur Kleinigkeiten bemerkt, die ich anders ausgedrückt oder ausgesprochen haben würde; z. B. er legte den Schulcollegen das Motto der Republik der vereinigten Niederländer: Concordia res parvae crescunt etc. ans Herz. Hier sprach er Batävi. Zuletzt trat er noch einmal aufs Katheder und hielt mit der vorausgeschickten Bemerkung, daß, da bis jetzt Alles lateinisch verhandelt worden sei, doch wol mancher Zuhörer leer ausgehen würde, noch eine treffliche deutsche Rede, worin er den bekannten Satz: daß Schulen keine Privatsache seien, herrlich localisirte. Es war mancher strafende Seitenblick auf das hiesige Publicum darin. Deswegen weigerte er sich aber auch, sie mir zum Druck zu überlassen. Als er nach seiner Wiederkunft von Italien zum ersten Male wieder predigte, so redete er Weimar mit den Worten: du liebes kleines

Städtchen! an; ein Diminutivum, das dem von den Vorstellungen Roms und anderer großen Städte noch erfüllten Redner leicht zu verzeihen, aber in den Ohren der Weimaraner ein schrecklicher Übellaut war. In dieser heutigen Rede ging er noch weiter. Da nannte er das ganze Fürstenthum ein Ländchen. Auch dies ist aufgefallen. Herder's Frau, ein herrliches gebildetes Weib, die jedoch ihre Kenntnisse aufs weiseste zu verbergen weiß, entschuldigte dies, da ich mit ihr davon sprach, sehr fein: „Mein Mann arbeitet jetzt an dem letzten Theile seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit, wo er immer Blicke über ganz Europa und die Verhältnisse der größten Staaten gegeneinander thun muß. Gewöhnt an diese großen Blicke, muß ihm freilich das Ländchen unsers Herzogs in einem sehr verjüngten Maßstab erscheinen."

(Den 16. November 1794.) „Um eine schöne, wenigstens gern gelesene Reise schreiben zu können, muß man auf der Reise selbst grade so wohl und behaglich gewesen sein, um seine Individualität zur Hälfte vergessen und zur Hälfte mit Allem, was man niederschrieb, verweben zu können. Wer schon mit einem bestimmten Zwecke, z. B. um Alterthümer, Gemälde u. s. w. aufzusuchen reiset, trägt überall nur allein seine Individualität zur Schau. Die höchste egoistische Individualität ist in der enthusiastischen Schilderung. Daher sind mir z. B. Meyer's Darstellungen über Italien so unausstehlich. Ich habe mich nie ganz behaglich in Italien gefunden; daher werde ich es auch mir nie einfallen lassen, eine Reise über Italien zu schreiben. Muster von jenem Geheimnisse zu interessiren sind Baretti's Reisen durch Spanien und Brydone's durch beide

Sicilien. Riedesel ist schon weit einseitiger und ungenießbarer, weil er gar nicht individuell ist. Weit besser lesen sich seine übrigens sachleeren Reisebriefe über Griechenland, die Dohm aus dem französischen Original übersetzt hat."

Herder's Beschäftigung in Bückeburg nicht lange nach seiner Verheirathung war die Kritik des neuen Testamentes, Wetstein, Griesbach und die Varianten. Daher hat seine Frau noch immer einen innigen Grimm gegen alle Varianten und freute sich heute der lustigen Persiflage über das leidige Variantenwesen, die Henke im Archiv 1. Jahrg. IV. St. S. 188 ff. hat abdrucken lassen. Bei dieser Gelegenheit wurde über die dort ebenfalls protokollirte Absagung vom Lutherthum der drei mittelmärkischen Gemeinden gesprochen, wobei Herder behauptete, der König habe nicht anders sprechen können, als er dort gethan habe, und überhaupt viel Anhänglichkeit an die Form bewies, auch Teller's frühere Neuerungssucht bei den Neckereien auf die Trinität und die Taufformel nicht billigte. —

(Den 22. November.) Herder wartete mit Ungeduld auf de Pamo's noch ungedruckt liegende Recherches sur les Américains. Da wird er ja wol auch das tatarische Blut, das in den Deutschen rinnt, nicht vergessen. Wir gehören eigentlich zu den Saporogern und an das caspische Meer zu Hause. Unsre Fürsten verleugnen diesen tatarischen Ursprung am wenigsten. Hier sind zwei oft wiederkommende charakteristische Züge merkwürdig. Herder's bittre Verachtung der plumpen deutschen Nation und der fürstlichen fox-hunters. Es machte ihm daher außerordentliche Freude, als er von ungefähr in der neu herausgekommenen Übersetzung des Icon animorum von Barkley uns

heute den Charakter der Deutschen vorlesen und darin so viele, leider auch jetzt noch treffende Züge zur Bestätigung der deutschen Unförmlichkeit anzeichnen konnte. —

Urtheil über den nun verstorbenen Archivar Ignaz Schmidt, den Geschichtschreiber der Deutschen. Einige leicht abzuwischende Provinzialismen ausgenommen ein trefflicher Historiker. Herder, der eben den Theil, worin er den Anfang des dreißigjährigen Kriegs beschreibt, gelesen hatte, lobte seine höchstmögliche Unparteilichkeit. Ihm (Herdern) würde angst sein, wenn er als Protestant ebenso unparteiisch über diesen Krieg schreiben sollte. —

Er hat viel Herrschsüchtiges und einen großen Egoismus, dem nichts gut dünkt, dem er nicht selbst das Siegel der Billigung aufgedrückt hat. Wer sind sie? zu Fr. Schulz, als sie zusammen an Reinhold's Hochzeitabend aus Wieland's Wohnung nach Hause gingen. — Er konnte es Reinhold nicht verzeihen, daß er ohne ihn nach Jena gekommen war, da er doch sonst Reinhold's großer Schutzpatron gewesen war. Aus eben diesem Grunde ist er jetzt Fichte's erklärter Gegner. Denn er ist ja in seinen Augen nichts als eine Creatur von Voigt. Er protegirte einst das Liebesverständniß, das Schiller mit der Majorin v. Kalb unterhielt, und als diese auf einer Scheidung von ihrem Manne bestand, handelte sie sehr wahrscheinlich nach seinen Eingebungen.

(Den 15. December.) Die Aufführung von Kotzebue's Benjowsky machte einen unaussprechlich fatalen Eindruck auf H. Er wollte beim dritten Act schon herausgehn und aß vor Angst alle Bonbons in seiner Tasche auf. Ihm ward die russische Unform wieder so lebhaft, und er erinnerte sich, wie er selbst

zweimal dem russischen Scepter huldigen mußte; einmal als Student in Königsberg, als die Russen Preußen besetzt hielten; das zweite Mal, als er schon Collaborator in Riga war und grade bei der Feier des Friedensfestes die Thronbesteigung Katharinens bekannt gemacht und ihr in Riga gehuldigt wurde. Empfehlung von Opitz's Schicksalen in der kalmückischen Gefangenschaft. Eine äußerst darstellende Lecture.

Ein wahres Wort wurde heute beim Abschied gesprochen, als sich die Herdern über die schlechten Theaterstücke beschwerte: Wenn nirgend mehr Gerechtigkeit auf Erden ist, so muß sie auf dem Theater sein.

Schöne Vergleichung des italienischen und deutschen Don Juan. Diesseits der Alpen kommt unsre moralisirende Religion ins Spiel. So moralisirt bei uns Leporello, woran im italienischen nicht zu denken ist.

Die Engländer haben außer Shakspeare keinen Dichter. Sie haben nur gereimte Gedanken. Sie können kein ganzes Bild auffassen. —

Herder las einmal die ganzen Götting. gel. Anz. vom Anfang an durch und zieht noch jetzt diese Zeitung allen andern vor. Die Allg. Lit.-Zeit. liest er, seitdem er im 4ten Stück des 1sten Jahrgangs auf die unfreundliche Recension von Kant über seine Ideen zur Geschichte der Menschheit gekommen ist, gar nicht mehr und hat einen bittern Widerwillen gegen Alles, was darauf Beziehung hat. Auch spottet er bei jeder Gelegenheit über die Lächerlichkeiten der kritischen Philosophie, den Imperativ u. s. w.

Was er mit den Göttinger gel. Anz. gethan hatte, wollte er auch mit den Actis erudit. Lipsiens. thun. Hier erdrückte

ihn aber doch die Last des ungeheuern Werkes und er mußte seine Idee aufgeben.

Als ich mein Vaterland Preußen zum ersten Mal verließ, erzählt er, hätte ich vor Freude an der Grenze bei Polangen auf die Erde fallen und sie wie Brutus küssen mögen. In Riga habe ich die fröhlichste Blüte meines Lebens gehabt und ich erinnre mich noch immer mit Vergnügen daran. Bei meiner Reise durch Frankreich hat mir's in Bretagne am besten gefallen.

(Den 25. Jan. 1795.) Nirgend, sagte Herder, fühle ich die zwei Seelen in mir lebhafter, als wenn ich in schlaflosen Nächten durch den Andrang der Lebensgeister zum Kopfe mich beim wunderlichen Spiele der bildlichen Ideen, die sich fast jede Secunde mit seltsamer Plastik in neue Kunstformen umbilden, leidend verhalten und gleichsam zusehen muß, wie dies Gaukelspiel oft halbe Stunden lang fortdauert. Um diese Vorspiegelung los zu werden, springe ich plötzlich aus dem Bette auf und gehe einmal im Zimmer auf und ab, wodurch ich Herr meiner Ideen werde.

In Neapel verrichtete Herder zwei Trauungen. Des englischen Consul Douglas Tochter mußte wegen allzugenauer Bekanntschaft mit einem jungen Engländer schnell copulirt werden. Heigelin, der Bankier der Herzogin und der Hausfreund bei Douglas, bat also Herdern, die Trauung nach englischem Ritus in Gegenwart eines Notarius zu vollziehn. Der alte Douglas las sorgfältig nach, damit auch die französische Übersetzung dem Original vollkommen entspräche und nichts ausgelassen würde. Herder bekam nie einen Dank für diese Bemühung, geschweige ein Präsent. — Die zweite war in Hamilton's Hause, wo

eine Genferin mit einem Hausfreunde nach genfer Ritual getraut werden mußte. Auf der Stelle, wo die Trauung vollzogen worden war, machte Miß Heart gleich darauf ihre Attituden.

Herder schrieb während seines Aufenthalts in Neapel immer in seinen Briefen an seine Frau Lobpreisungen der Angelica Kaufmann. Dafür rächte sich seine Frau durch ebenso große Panegyriken, die sie nach Italien von Moritz schrieb, der sich damals hier aufhielt und Alles durch seine köstliche Art zu erzählen an sich fesselte. Aus diesen gegenseitigen Neckereien wäre bald eine wirkliche Erkältung entstanden.

In Rom besuchte Herder den alten wackern Reifenstein sehr oft. Reifenstein ließ sich ganz von einem häßlichen Weibe, einer Römerin, bei der er im Hause wohnte und deren Töchter ihn aussogen, tyrannisiren. Er hatte eine einzige Stube im Erdgeschoß, wo die Fenster sehr hoch von der Erde waren. Daher nannte Herder dies nur Reifenstein's Wolfshöhle. Einmal gab er feierliches Dejeuner. Bei dieser Gelegenheit führte Reifenstein seine Gäste durch ein anderes Zimmer in einen Saal, den er sich vermuthlich von seiner Gebieterin zu dieser Absicht erbettelt hatte. In dem Zimmer, durch welches man dahin kam, standen eine Menge Antiken, Gemälde und Kunstwerke. Als Herder über diesen Schatz seine Verwunderung zu erkennen gab, erklärte Reifenstein das Räthsel dadurch, daß dies lauter Sachen wären, die seine Freunde durch ihn gekauft, aber weder zu bezahlen noch abzuholen für gut befunden hätten. Herder nannte daher dies Zimmer den Gottesacker seiner Freunde. Reifenstein war durch seine Charge, die er von der russischen Kaiserin hatte,

Oberſter. Wer ihn daher necken wollte, rief ihm zu, wenn er unter ſeinen Büſten und Anticaglien ſaß: Voilà vos troupes, Mr. le Colonel! Er hatte die Raſerei, den Protector machen zu wollen, und wurde dadurch gegen fremde Talente ſehr ungerecht. Azara war darum ſein großer Gönner, weil er mit Winkelmann und Mengs gelebt hatte. Der Kaiſerin von Rußland ſchickte er viel verlegne und nichtsnützige Kunſtwerke zu, um ſeine Protégés zu bereichern. Dies zog ihm, wie der ruſſiſche Miniſter v. Kalkof im Haag verſicherte, eine Verkältung in Petersburg zu.

In Neapel ging Herder viel mit Hackert um. Dieſer hat bei aller ſeiner Generoſité (beſonders gegen ſeine arme Familie im Brandenburgiſchen) einen großen Hang zur ἀλαζόνεια und verachtet ſeine Malertalente blos darum, weil er eigentlich zum Miniſter geboren ſei. Bei einem köſtlichen Gaſtgebot, das Hackert Herdern zu Ehren gab, war er unausſtehlich durch das großſprecheriſche Hererzählen aller Schüſſeln und Weine, ſodaß Herder, der damals ſeine Art noch nicht kannte, im Ernſte für ſeinen Verſtand beſorgt zu ſein anfing. Artige Anekdote mit dem würtemberger Maler Gmelin. Dieſer arbeitete mit Hackert's jüngerm Bruder, Georg Hackert, täglich bei Hackert und hatte von ſeiner Laune viel auszuſtehn. Endlich ſagte er zu ſeinem Leidensgefährten, dem jüngern Bruder: Er wolle heute gewiß den alten Brummbär zahm machen. Er ſolle nur Acht haben. Als ſie nun alle Drei in einem Zimmer zuſammen malten, fing Gmelin auf einmal an: „Herr Hackert!" Was gibt's? erwiderte jener äußerſt unfreundlich. Nun ſagte Gmelin: „Ich denke, Sie ſind ein großer Meiſter. Jedermann, ſelbſt Ihre Neider müſſen Ihren Talenten Gerechtigkeit widerfahren

lassen." Hackert, unverwendet fortmalend: Meint Ihr das im Ernste? „Sollte ich nicht," erwiderte der Andere, „da ich selbst Augenzeuge von Dem bin, was Andere zum Theil nur aus Hörensagen lobpreisen?" und so geht der unverschämte Panegyrikus immer fort, während der jüngere Hackert seinem Freund bald die Fußzehen abtritt, damit er doch die Sache nicht zu weit treiben möchte. Auf einmal legt der ältere Hackert den Pinsel weg und sagt: Nun, das muß ich gestehn, Gmelin, ich habe Ihn seither ganz verkannt. So viel Verstand und Klugheit habe ich Ihm nicht zugetrauet. „Ja, aber," erwiderte Gmelin, „bei alle dem hätte ich doch viel an Ihnen auszusetzen." Wie meint Er das? — „Sie sind zu ganz etwas Anderem geboren als zu einem Maler. Sie sollten bei Ihren Talenten Minister sein und ein ganzes Land glücklich machen." Hier konnte sich Hackert nicht länger halten, schmiß die Staffelei um und die Palette zu Boden und flog mit heißer Umarmung Gmelin an den Hals, der von dieser Zeit an sein Liebling war.

Einen besondern Widerwillen hatte Hackert auf Tischbein geworfen. Als sie einst zusammen malten, kramte Hackert seine Idee aus, daß jeder Mensch eine Thierphysiognomie habe. Weiß Er, fragte er, wem Reifenstein ähnlich sieht? einem Löwen; Ich? einem Adler; Er? einem Strauß. Nun machte er zu Jedem die Auslegung, wobei denn Tischbein, als ein sehr dummes Gesicht, wenig geschmeichelt wurde. Dies nahm natürlich der ehrliche Tischbein sehr übel und sagte: „Nun, der Strauß versteckt seinen Kopf und zeigt seinen Feinden den Hintern." Mit diesen Worten kehrte er Hackerten den Rücken zu und ging zur Thür hinaus. So erzählte es Tischbein Herdern selbst. Hackert's Stärke besteht in Seestücken, Bäumen

und Thierstücken. Historische Portraits malt er abscheulich. So sah Herder ein fertiges Gemälde für den König bei ihm, wo der Act vorgestellt war, da in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes ein Kriegsschiff in die See gelassen wird. Alle Figuren und besonders die aufgezogene Wache waren unausstehlich steif und widerlich. Er bewohnt einen der schönsten Paläste in Neapel, den ihm der König geschenkt hat, mit der herrlichsten Aussicht. Dort einen von ihm selbst mit ausgelernter Kochkunst bereiteten Kaffee zu trinken, ist die größte Delicatesse. —

(Den 14. Mai 1795.) Zwei Dinge sind schändlich. Der erborgte falsche Schimmer, mit dem man auswärts Gleisnerei treibt, und die jämmerliche Geistes- und Bücherarmuth, in der man schmachtet. Ich werde künftig Breitkopf's Buchdruckerzeichen, den Bär, der an seiner Tatze saugt, zur Titelvignette aller meiner Bücher nehmen, mit der Unterschrift: ipse mihi sum nutrimentum. — „Auch die Völker haben ihr eignes Schicksal, wie die Individua. Aber dies mag ich nicht schreiben."

Seine aus Leberverstopfung und Hämorrhoiden complicirte Krankheit nennt er einen ehernen Reif, der um seine Lenden gelegt sei.

Die genievollsten Menschen sonnen sich am liebsten. Der König von Preußen ließ sich zuweilen recht durchsengen und ausrösten. Herder ging vorigen Sommer in den brennenden zurückprallenden Strahlen am Mittag spazieren, um sich auszukochen. Insolatio der Alten.

In Italien fehlt die Mittelclasse der Leser, die bei uns die Lesebibliotheken und dergl. erhält. Daher ist dort auch keine Schriftstellerei für sie möglich, kein Roman, moralische Schriften und dergl. Wegen dieser Geistesarmuth möchte Herder auch nicht sein Leben in Italien beschließen.

In dem Portrait, das Tischbein für Frauenholz gemalt hat, ist Herder im geistlichen Ornate. Wieland sagte über dies ihn trefflich kleidende Costum: wenn man dies sieht, so erkennt man es recht lebhaft, daß Herder dazu gemacht ist, um der Erzpriester des menschlichen Geschlechts zu sein.

Seine freie Stirn zeigt Licht und allumfassende Übersicht. Sein helles Späherauge scheint die Natur in ihren verborgensten Geheimnissen ausspähen zu wollen. Er hat oft die Haltung eines lauschenden Horchers, um die leisesten Töne und Harmonien in der Geisterwelt zu vernehmen.

Von Riga aus erhielt er den Antrag, den Erbprinzen von Oldenburg auf seiner Reise durch Deutschland und Frankreich zu begleiten. Er nahm dies unter der Bedingung an, seine Station sogleich, wenn es ihm beliebte, verlassen zu können und schlug, um sich frei zu erhalten, alle fesselnden Belohnungen aus. Der Prinz, der nachmals für wahnsinnig und für unfähig erklärt worden ist und noch jetzt im Schlosse zu Plön sein Wesen treibt, war schon damals ein Sonderling, ohne doch Spuren der Verirrung und Neigung zur katholischen Schwärmerei zu zeigen*). Weder sein Oberhofmeister, der Herr v. Kappelmann,

---

*) Diesem Prinzen werden wir in Böttiger's Reisetagebüchern noch einmal begegnen. Es ist rührend, wie der unglückliche Prinz, als er hörte,

noch der Hofjunker von Quälen, seine zwei übrigen Begleiter, vermochten das Geringste über ihn. Aber Herder hatte große Gewalt und arbeitete seinem Hange zum sinnlichen katholischen Pompe und den Marienbildern aus Kräften entgegen. Als sie aber nach Strasburg kamen, fand es Herder gerathen, nach Oldenburg zu schreiben und seine Dimission zu fodern, weil man hier an der Grenze grade noch einen andern Begleiter finden, er aber hier nicht bleiben könne. Später, als Herder schon in Bückeburg war, erhielt er noch einmal von den Ältern des unglücklichen Prinzen die Auffoderung, nach Darmstadt zu reisen, um dort den Prinzen zur Heirath mit einer hessischen Prinzessin zu bereden. Er reisete auch hin und fand ihn eben über Tasso's Gerusalemme liberata, wo er Stellen angestrichen hatte, denen er einen mystischen Sinn unterlegte. Herder steht noch jetzt mit ihm in Briefwechsel und ist überzeugt, daß, wenn er sanfter von seinem Vater (der ihn bei der Rückkunft von der ersten Reise mit dem Stock empfing) behandelt und von seiner Mutter weniger verhätschelt worden wäre, und wenn man ihm eine Frau mit einem Mariengesichte gegeben hätte, die ihn dann zu regieren verstanden, er dann ein so guter Regent geworden wäre als hundert Andere, die vielleicht den Verstand nicht haben. Denn eine große mathematische Combinationsgabe (er konnte auf den ersten Blättern oder bei den ersten Scenen sogleich das Ende des Romans oder des Schauspiels sagen), viele Sprach- und artistische Kenntnisse sind ihm nicht abzusprechen. Jetzt scheint er Wasser im Kopf zu haben. —

---

daß Jemand aus Weimar bei Amtmann von Hennings sei, zu diesem kommt und nun Böttigern dringend nach Herdern fragt.

(Den 20. Novbr. 1795.) Man muß es meinen Schriften ansehen, daß ich sie in einer gepreßten Lage schrieb, und daß es mir an der Kraft fehlte, Alles so recht bestimmt und handgreiflich herauszusagen. Da lob' ich mir Wieland. In seinem Danischmend, z. B. in den ersten Capiteln, da ist kein Räthsel; da ist Alles fein hübsch breit und verständlich. Er hat darin sich selbst und seine frühern Empfindungen zum Leben abconterfeiet.

Auch ich bin einmal in jener ängstlichen Stimmung und schwärmerischem Rigorismus gewesen, wo ich Alles für eine Todsünde hielt (vermuthlich bei Hamann).

Canitz hatte weit mehr Gedichte hinterlassen, als der pietistische Bogatzky in Halle gesammelt hat. Herder sah noch im Holsteinischen in seinen jüngern Jahren ein Gedicht in Handschrift, worin Canitz die Einweihung der Universität Halle unter Friedrich I. komisch schilderte, alle Ceremonien und die Begleiter des Königs einzeln aufführte. Er bedauert es sehr, daß er es damals nicht abschrieb. Jetzt erinnert er sich nur noch eines Verses daraus:

Der arme Wurm Cellarius
erregte Manchem viel Verdruß,
und stieg nun aufs Katheder.

Canitz ist einer der zartesten Dichter, ein Horaz seines Zeitalters, der nicht vergessen werden sollte. Als er sterben wollte, sagte er voraus, er werde mit der aufgehenden Sonne verscheiden, ließ sich aus der Stube hinaustragen und sah wirklich die Sonne aufgehen, ehe er zum letzten Male athmete.

Auch um Liscov's beste Sachen sind wir dadurch gekommen, daß seine Papiere an eine engbrüstige Frau in Sachsen

vererbten, der ihr Beichtvater so lange das Gewissen darüber schärfte, bis sie solche in seiner Gegenwart ins Feuer warf.

Die Deutschen haben die Unart der nordischen Völker, die Worte nur mit Einem Hauptton auszusprechen und die darauffolgenden Sylben alle abzuschleifen aus Faulheit.

Die Engländer thun es noch ärger. Aber wir auch, z. B. Größmüth. Wir sagen Alle Größmuth, da doch Muth seiner Natur nach so lang ist als Groß. Aber diese verkürzende Faulheit muß der Dichter nicht nachahmen und das Alles für Daktylen halten, was unsre faule Zunge nur dafür herauspoltert. Er muß vielmehr das als zwei lange Sylben brauchen, was seiner Natur nach zwei lange Sylben hat. Er ist os populi und das Volk muß von ihm sprechen lernen; nicht aber muß er dem Volke nachsprechen. Herder hat in mehren seiner Distichen diese Regel zur Norm gemacht, ist aber darüber von Manso und andern Recensenten gemeistert worden, weil man ja solche Worte auch daktylisch aussprechen könne. Klopstock geht vielleicht auf der andern Seite zu weit, wie z. B. in seiner Feldmaus, Stadtmaus. Aber die andern Hexametrisere machen doch offenbar auch Unfug und daher werden wir mit so vielen Daktylen überschwemmt, die es doch ihrer Natur nach gar nicht sind.

Den 17. Januar 1797 bei Knebel.) Herder findet nur zwei Nationen in Europa, wo die Männer sehr schön sind. Die Italiener (die Lazaroni in Neapel betteln auf ihre Schönheit) und die Schweden (der Graf von Fersen); nur daß der Letztern Schönheit zu wenig belebt ist.

Herder erhielt den Ruf nach Göttingen, als er noch in Italien war. Er machte daher absichtlich eine Reise zu Frank in Pavia, um von diesem Auskunft über Göttingen zu erhalten, und brachte einige Tage bei ihm zu. Frank lebte nur mit Volta in einigen Verhältnissen, war aber übrigens überall angefeindet und verfolgt. Selbst der wackre Graf Wilzek, der Gouverneur von Mailand, hielt ihn von sich entfernt. Die Vorlesungen dauern nur vier Monate. Die übrige Zeit kann der Professor machen, was er will. Frank wurde bis nach Genua zu Kranken geholt und imponirte durch sein Äußeres.— Großer Widerwille gegen die Engländer. Ihre beste Geschichte von Henry kennt fast Niemand in Deutschland.

Herder findet die Erklärer bei Beschauung von Kunstwerken, besonders der Gemälde, unausstehlich. Hirt war ihm daher in Rom äußerst zuwider. Nur Meyer's wenige, aber sinnige Winke waren ihm angenehm, und daher ging er mit diesem am liebsten. Als er mit Jacobi die düsseldorfer Galerie sah, fand er, daß Jacobi blos auf den Effect der Farben und ihre Haltung reflectire und daß er blos aus diesem Gesichtspunkt die ganze Galerie beurtheile und nun auch Herdern darauf blos aufmerksam machen wolle. Herder sieht aber lieber auf Zeichnung, Haltung und andere wesentliche Stücke.

(Den 24. September 1794.) „In Bückeburg war zu meiner Zeit Kleuker Hofmeister bei einem Justizrathe. Durch mich lernte er den Zend-Vesta kennen. Von mir hatte er ihn geborgt. Da spukten lauter Arimans und Dromasden in seinem Kopfe. Einstmals war es bis zu Schlägen zwischen ihm und seinem Principal gekommen. Da kam er schreiend zu mir ge-

sprungen und rief, die Wunde auf seinem Gesicht zeigend: Da hat Ariman seine Krallen eingesetzt! Er hat den Classikern nie Geschmack und Form abgewinnen können und sein Hang zum Mysticismus hat ihn immer verworrener und schwärmerischer gemacht. Auch in Lemgo war er nicht glücklich. Dann hat er eine brave Frau bekommen, eine Verwandte von Möser, ein Fräulein. Er möchte gern von Osnabrück aus der Schule zu einer theologischen Professur. Er hing mit Falk in Hanover zusammen, daher sein *Μαγικόν*. Gegen diese Schwärmerei wollte ich einmal schreiben und ich hatte schon ein Gespräch fertig liegen. Bode widerrieth es aber, weil es mir zu viel Feinde machen würde." —

„Ich statuire drei Völkerstämme in Europa: 1) Die Celten, die superieuren Menschen, diese hatten wahre Regierungsform. 2) Die Germanen, die konnten über Bündnisse der Stämme und Hermanneien nicht hinaus. Noch jetzt ist Alles Völkerbund. 3) Die Slaven, ein Hirten- und Kaufmannsvolk, das aber gegen die Germanen, die immer zuschlugen, nicht bestehen konnte.

Nur die Sprache ist eine wahre Umgangssprache, wo ich Du oder Ihr sage. Da seh' ich dem Menschen ins Gesicht. Unsere Sprache geht durch die dritte Person des Singular oder Plural immer kriechend um die andern herum.

Ich nehme keine Zirkel in der Geschichte der Menschheit an. Es kommen wol ähnliche Ereignisse in der spätern Geschichte vor, aber immer in erhöhter Potenz. So ein Recidiv, wie die Engländer unter Karl II. erlitten, kann in Frankreich kaum stattfinden. Es wird nicht bei der gegenwärtigen Regierungsform bleiben, aber es wird etwas Chinesisches werden.

Die Religion der Aufgeklärten, der Bonzen und Das, was mitten inne ist. — Unsere Sprache nannte schon Leibnitz eine Jäger- und Bergmannssprache."

„Ich habe die glücklichsten Tage in Bückeburg verlebt. In einer schönen, nach italienischer Bauart gebaueten Kirche, vor einer äußerst wohlgezogenen Gemeine, wo, ungeachtet zwei Dörfer mit eingepfarrt waren, die pünktlichste Ordnung herrschte, Jeder auf seiner Stelle saß, jeder Bauer seine Bibel mitbrachte und nachschlug, die Confirmation äußerst rührend war u. s. w. — hatte ich nur eine Predigt Sonntags zu thun, die ganze Woche ganz frei für mich, alle Vierteljahr nur einmal Consistorium und den dritten jeden Monats nur eine Armenconferenz, eine schöne Wohnung, vorn und hinten Garten, eine bestimmte Einnahme in baarem Gelde, die administrirt wurde und zu der der Graf so viel zuschoß, als an der bestimmten Summe fehlte, einen Collegen im Amte (es ist außer dem Superintendenten nur noch ein zweiter Prediger da), der mir Alles an den Augen absah und zu Gefallen that. Was sollte man mehr wünschen. Tausendmal habe ich mich in der hiesigen weimarischen Kirche und bei der Unvernunft des hiesigen Pöbels nach Bückeburg zurückgesehnt. „Mein Mann," fiel die Herderin ein, „predigte einmal ein ganzes Jahr über das Leben Jesu. Da war selbst der gemeinste Bauer so aufmerksam auf die Fortsetzung an jedem Sonntag, daß er um keinen Preis auch nur Eine Predigt verfehlt hätte."

(Den 18. November 1798.) Schütz hatte gestern Herdern die Recension von den Humanitätsbriefen, die er selbst in der Allg. Lit.-Zeit. 1798. 345. 346. davon gemacht hat, zu-

geschickt. Herder sagte, sie sei in Schütz's leichtsinniger, frecher Weise gemacht. Besonders verdroß ihn die Berührung der Stelle, wo Herder vom Homer spricht und doch noch keine Kenntniß der Wolfischen Hypothese zeigt, wiewol dies dort auch nicht nöthig sei (ein offenbarer Widerspruch, wo das Folgende das Vorhergehende wiederaufhebt), und das Aufmutzen seiner Anonymitätssünde vor zwanzig Jahren. Er will ihm scherzend antworten, daß er gar wol ein Exemplar auf so schönem Papier lesen werde (Schütz hatte ihm geschrieben, da er die Allg. Lit.-Zeit. nicht läse, schicke er ihm hier die Bogen), wenn er's umsonst erhielte. — Theinet gab 1772 eine neue frankfurter gelehrte Zeitung heraus, worin Goethe damals sehr genialische Recensionen machte und Herder auch ungefähr sieben bis acht anonym lieferte, die gewaltig viel Lärmen machten; eine gegen Michaelis, die dieser so übel aufnahm, und gegen Schlözer, wogegen Schlözer ein ganzes Buch, den zweiten Theil seiner Weltgeschichte, voll Anzüglichkeiten gegen Herder schrieb. Der Graf von Bückeburg sagte damals zu Herdern, indem er ihm zuerst Schlözer's Angriff kund that: „Machen Sie es wie ich; ich lese nie das Urtheil, wenn ich einen Proceß verloren habe." Herder las auch die Schlözer'sche Schrift nie, die auch Schlözern in der Folge selbst leid that, wie er denn erst im vorigen Jahre seine zwei neuesten historischen Schriften über das Alter der Wechsel u. s. w. ihm mit einem sehr höflichen Brief und der Bitte schickte, sie in der erfurter Zeitung anzuzeigen, welches auch Herder mit vieler Feinheit wirklich gethan hat. Von Theinet bekam Bahrdt die frankfurter Zeitung in seine Klauen. Man vergleiche Bahrdt's Briefwechsel, wo viel darüber vorkommt, auch über Herdern. Letzterer glaubt sich nicht

schämen zu dürfen, daß er in Absicht auf Namensnennung seine Meinung geändert habe. Herder erörterte heute aufs Neue seine Meinung, die er schon in den Humanitätsbriefen so treffend vorgestellt hat. Schlechte Bücher werden gar nicht recensirt. Gute werden ihrer Haupttendenz nach gebührend gewürdigt. In mittelmäßigen wird doch die Absicht des Verfassers herausgehoben und der Recensent zeigt, wie sie leichter und besser erreicht werden könnte. Lessing's Spruch, den Schütz für die Anonymität angeführt habe, sei, wie Vieles, ein Sophism. Lessing sagt nämlich: der Recensent sei bescheidner, wenn er nicht durch Autorität seines Namens wirken wolle. —

Gerning bringt eine schlechte Nemesis auf einer Gemme vor. Dergleichen habe man, sagte Herder, als wir in Rom gewesen, auf dem Platz Navona zu Dutzenden, das Stück zu drei Paolo gekauft. Es sei unter der weimarischen Colonie eine Convention gewesen, daß Niemand eine Gemme über vier Paolo bezahle.

(Den 17. November 1798.) Herder hat aus seinen Jugendtagen noch immer die empörenden militairischen Executionen und Korporalsmishandlungen in Erinnerung, womit man damals in Preußen die armen Polen, wenn sie desertirt waren, nachdem man ihnen den Contract nicht gehalten hatte, belegte. Dies hat ihm auf immer den preußischen Adler (damals regierte schon Friedrich II.) verleidet. — Er war in Italien außerordentlich munter und genialisch. So hat ihn die Angelica in einem Bilde dargestellt, das Gerning aus Italien mitbrachte und gegen ein von Reifenstein angefangenes, von der Angelica nur rétouchirtes, vertauschte. Die Herderin urtheilte von dem erstern Bilde der Angelica, sie habe ihn verjüngt. Aber Herder

war auch wirklich dort im Quell der Hebe gebadet. Er war mit dem Kammerherrn Einsiedel in Neapel bei Philipp Hackert, der ihm zu Ehren ein Ministermahl gab, den ersten Platz oben einnahm und Herdern zur Rechten und Einsiedeln zur Linken sitzen ließ. Herder besorgte wirklich bei diesem Gastgebote, daß es mit Hackert, der viel trank, überschnappen möchte. Denn beide Gäste turlepinirten den guten Hackert auf die Dauer.

Herder's Urtheil über Melodramen: Musik und Declamation begegnen sich alle Augenblicke und können doch nicht zusammenkommen. Daher war ihm Iffland's Pygmalion unausstehlich.

(Den 2. Decbr. Abends bei Herder mit Meyer.) Meyer hatte sein menschliches Leben, einen Cyclus von Genienspielen, die das menschliche Leben von der Verkörperung einer Psyche bis zum Eingang zu der Pforte des Hades, wo Hypnos und Thanatos vor der Thüre stehen und was in einem runden Vorzimmer der Herzogin Luise im neuen Schlosse als Fries gemalt werden soll, darstellen, zu unserer Aller Erbauung vorgezeigt. Ich erzählte etwas aus meinen mythologischen Entwickelungen. Meyer läßt die Genien noch vor der Geburt an die Alma Mater, die vielbrüstige ephesische Diana, anspringen. Den einen aber, der eben verkörpert werden soll, hält sie auf dem Arm, und dieser hält die Mutter nur beim Daumen. Ach! sagt Herder, mich hat diese Mutter nicht vor der Geburt auf den Armen gehalten, ich bin blos einer von denen, die da unten heraufguken. Wir protestirten natürlich dagegen und erklärten ihn für ein Schooskind. Darauf begann er Folgendes aus seiner Jugendgeschichte:

„Mir wurde es in der Jugend gar nicht süß gemacht. Ich habe den schlechtesten Unterricht gehabt. Mohrungen, mein Geburtsort, ist so klein, daß die Schule eigentlich Niemand auf die Universität dimittiren konnte und durfte. Es waren in Preußen nur vier Städte, die dies Recht hatten. Durch einen sonderbaren Zufall traf sich's, daß der damalige Rector vorher schon auf einer größern Schule Rector gewesen war, sich aber dort durch Zänkereien und Zwistigkeiten so übel verwickelt hatte, daß er die höhere Stelle verließ und diese kleinere annahm. Ab equis ad asinos descenderat, sed mox eum poenituit consilii. Er fing also an, auf dieser kleineren Schule seinen Stolz darein zu setzen, Knaben gleich zur Universität zuzustutzen." Dazu gehörte auch Herder mit vier andern seiner Äqualen. Aber der Ehrenmann, der Rector, der noch im vorigen Jahrhundert geboren war, fühlte doch seine Schullast sehr stark und war mürrisch und pedantisch. Herder blieb bis ins neunzehnte Jahr auf dieser Trivialschule und kam von da gleich auf die Universität nach Königsberg. Auf der Schule waren das neue Testament und höchstens einige Gesänge Homer's gewaltig durchanalysirt worden. Baumeister's Compendium der Wolfischen Logik und ein handfestes Compendium der Theologie waren wacker getrieben worden, daher auch Herder versicherte: alle seine Theologie und seine Syllogismenfertigkeit schreibe sich blos noch von jener Schule her. Das junge, aufsprossende Gemüth wurde unmenschlich mit finstern Schulstunden geplagt, früh von 7 bis 11½ Uhr, Nachmittags von 1 bis 5 Uhr. Herder schilderte noch mit lebhafter Erinnerung die Freude, mit welcher er und seine Gespielen, bedachtsam auf Befehl des Rectors aus dem Schulhofe gehend, im schnellsten Galopp davonrannten, sobald

sie um die Ecke herum dem Späherblick ihres Seelenhirten entschlüpft waren.

In Königsberg war damals auch eine jämmerliche Trockenheit und Barbarei unter den Lehrern. Langhanse, der Oberhofprediger, war der langweiligste Saalbader und Polemiker und Herdern durchaus ungenießbar; ein gewisser Bock war Professor der alten Sprachen, ein erbärmlicher Hecht, der das neue Testament voranalysirte und bei welchem es Herder nur eine Stunde aushalten konnte. Dieser Bock ist übrigens doch als Schriftsteller in einigen Fächern bekannt. Kypke war damals auch Professor der Theologie, wohnte aber weit draußen in der Vorstadt, wo er Mohrrüben und Zwiebeln aus seinem Garten verkaufte und über die Genesis ein sehr ungenießbares Collegium las. Ein gewisser Buck las Mathematik, aber immer nur nach Wolf's Anfangsgründen und nie darüber hinaus; indeß hörte ihn Herder doch mit großem Fleiße, sowie auch die Physik, die äußerst plump vorgetragen wurde. Zum Theil mußten die Professoren so schülermäßig Collegia lesen, weil die Zuhörer äußerst unvorbereitet waren. Da war das Albertinum für die Polen, wo der häßlichste Pennalismus herrschte und die kleinen Buben den großen aufwarten mußten. Von diesem Collegium wurde nun die Universität bevölkert. Vor Allen ein Gott strahlte damals schon Kant auf dem Katheder. Bei ihm allein hörten auch die Liefländer und Kurländer, die nur galante Studien trieben. Aber er sprach viel confuses Zeug untereinander. Herder konnte seinen Vortrag nur dadurch sich nützlich machen, daß er sich in den Collegien die Hauptpunkte anmerkte und nun das Gehörte zu Hause auf seine eigne Weise ausspann und verarbeitete (s. Herder's Urtheil über Kant in den Humanitäts-

briefen, das auch Schütz in seiner Kritik ausgezogen hat). Aber eben die grundlose Sophisterei Kant's trieb Herdern unwiderstehlich zu den Alten, die nun sein Lieblingsstudium wurden nebst der Literatur. Auf der Schule hatte er zuerst im achtzehnten Jahre Haller und Hagedorn kennen lernen. Nun betrieb er Sprachstudium und Philologie mit der zweckmäßigsten Benutzung der Quellen. Schon im zweiten Jahre seines Universitätsaufenthaltes wurde er Collaborator an dem Fridericianum, wo er die obere Secunda in den Classikern zu unterrichten bekam. Dort herrschte freilich damals der fürchterlichste Pietismus und die Directoren der Anstalt mochten wol manchmal den heiligen Geist anbeten, daß er dem profanen Herder das Herz regieren möchte. Allein weil durch ihn die Classe herrlich gedieh, getraute sich doch Niemand, ihn in seinem ketzerischen Separatismus anzutasten. Damals waren Borowski und Moldenhauer seine Schüler im Fridericianum (Hippel war schon Advocat.)

Außerordentlich wohlthätig für fernere Ausbildung war Herdern der Aufenthalt in Riga, wo er grade die Wissenschaften zu lehren hatte, die hier in Weimar der Professor vorträgt. Damals hatte der brave Hartknoch seinen Buchhandel in Riga errichtet, und dieser ruhte nicht eher, bis er Herdern jedes Buch, auch das kostbarste, zum Lesen geschafft hatte. —

Ich bin überzeugt, sagte Herder, daß, seit diese Superintendur steht, nicht so viel Heidenthum hier getrieben worden ist, als so lange ich hier wohne. Wieland hatte noch an diesem Morgen (es war der erste Advent, der hier mit den großen Glocken eingeläutet wird) eine feierliche Satire auf die Liturgie in Herder's Stube gemacht: „Da werden die Menschen zusam-

mengeläutet! Wozu denn? Da käme ein Pfäfflein und plärrte etwas am Altar; dann antworten die Jungen oben in eben dem Jargon" u. s. w. Herder's treffendes Urtheil über Lerse. —

Herder an Merkel den 12. Decbr. 1799: Streichen Sie alle Lobesworte über die Ideen aus und reden von diesem Buche wie von den beiden vorhergehenden. Eigentlich folgen wir so aufeinander: Iselin, ich und Kant. Der Verleger brachte dem Letzten meine Ideen, und er setzte sich flugs hin, sein Ideal einer kosmopolitischen Geschichte zu schreiben, und schickte es an Ehren Biester, worin er anzeigte, daß ein eigener Newton zu solcher Philosophie gehöre, und damit andeutete, daß das eben erscheinende ein verfehltes Ding sei; weshalb er auch den eben aufgehenden Sonnen der Lit.-Zeit., die ihn einluden, nur dies Buch allein recensiren zu können — — — den Willen that. So stehn wir Drei in der Weltgeschichte: ich habe von ihm nichts geborgt, sondern er ist, wie sein Name sagt, das letzte höchste Pünktchen .·. Kant.

(Den 12. Juli ohne Jahr.) Heute predigte Herder über das Evangelium der Eintracht: wer zu seinem Bruder sagt, du Narr! wahre Worte des Lebens. Feindschaft und gehässige Gesinnungen verkürzen uns und Andern das Leben. Im Gegentheil ist Offenherzigkeit Milde, Verzeihlichkeit Lebensbalsam für uns und Andere. Gleich das Exordium hatte herzergreifende Schilderungen des Unfriedens und des Kriegs. „Was muß die uns umschwebende Allliebe, der Geist, der alle Erschaffnen in einer Kette der Harmonie verknüpfen möchte, über die bittre Feindseligkeit empfinden, womit einzelne Menschen und ganze Völkerschaften sich wechselseitig verfolgen und morden. Wenn Geister von andern Planeten, vom Jupiter oder vom Monde

herabschwebten, oder hörten, daß es auf der Erde Geschöpfe gebe, die sich mit unbeschreiblicher Wuth zerrissen, mordeten, bekriegten, wie würden sich diese verwundern! Was würden wir von einer Classe von Thieren sagen, die immer heerdenweise gegen ihr eigenes Geschlecht zu Kampf und Mord auszögen? Geist des Christenthums, werde lebendig unter uns!"

Herder arbeitet jetzt an einem neuen Landeskatechismus. Er sagte, für ihn sei es keine schwere Aufgabe; er werde Vieles aus dem Lutherischen beibehalten. Was in der Bibel mit klaren Worten stehe, sei christlicher Lehrbegriff und dies müsse aus einem christlichen Lehrkatechismus nicht hinausgedeutelt werden. Eine ganz andre Frage sei freilich die, ob nun dies Christenthum für alle Zeitalter gültig und gleich brauchbar sei? Hier müsse man aber als Diener des Staats und der Kirche beiden getreu bleiben. Er misbillige daher die plumpe Heterodoxie der preußischen Aufklärer. Der achtungswürdigste scheine ihm immer noch Teller. Aber seine Religion der Vollkommnen und alle übrigen Schriften wären ihm doch unausstehlich neuerungssüchtig. Löffler in Gotha schlage dem Fasse den Boden ganz ein. Auch hätten die preußischen Theologen dabei eine unverzeihliche Nachlässigkeit und Aufgebundenheit im Styl und Ausdruck, die ihm sehr ekelhaft sei. So in Teller's Predigten. Er (Herder) wisse nicht, wie er (Herder) bei diesen Grundsätzen so sehr in den Geruch der Heterodoxie gekommen sei. —

In eben der Stunde, wo er sich so lebhaft für die altgläubige Form erklärt hatte, sprach er mit vieler Stärke und Wärme für die Aufrechthaltung des neuen Franzinism und hoffte mit Zuversicht, daß Sièyes und Consorten es nie zu einem

Recidiv der ganzen Nation in den christlichen Aberglauben kommen lassen würden.

(Den 30. Octbr. 1800, als Hartknoch bei Herder war.) Herder stand mit Haman in ununterbrochenem Briefwechsel. Zu der Zeit, da Haman sein Golgatha und Scheblimini herausgeben wollte, schrieb er Herdern: er habe eine Metakritik über Kant's Kritik der reinen Vernunft geschrieben. Herder bat um deren Mittheilung und communicirte eine Abschrift dieser äußerst unleserlich geschriebenen Blätter an Jacobi. Wahrscheinlich hat sie dieser seinem Schwiegersohn Nicolovius mitgetheilt und durch diesen sind sie in Rink's, des Herausgebers der Sammlung über die metakritische Invasion, Hände gekommen. Denn da das dort Abgedruckte bis auf die geringste Kleinigkeit mit dem Originalaufsatz in Herder's Händen übereinstimmt: so ist es unwahrscheinlich, daß der junge Haman in Königsberg das Manuscript seines Vaters mitgetheilt haben könne, das gewiß Varianten gegeben hätte.

Haman wollte zu Herdern, als er auf seiner Reise nach Westphalen zur Fürstin Gallizin begriffen war, schrieb noch aus Magdeburg, daß er seinen Plan höchst ungern aufgebe, und wollte auch von Westphalen aus noch zu Herdern. Ja, als er an einem Faulfieber sterbenskrank war, stand schon der Wagen angespannt, der ihn zu Herdern bringen sollte. Jacobi hatte ihn aber so umlagert, daß er nicht fortkonnte und eher seinen Geist aufgab. Herder besitzt einen herrlichen Schatz von handschriftlichen Aufsätzen, worunter viele sehr bitter gegen Magister Kant's Dünkel und neue Hypothesen sind. Diese könnte Herder jetzt mit Fug ediren, da Kant ihn gereizt hat, scheint aber doch

keine Luſt dazu zu haben. (Man fodert im Reichs-Anzeiger 1800, Nr. 179. zu einer Ausgabe der Haman'ſchen Schriften auf, worauf ein Ungenannter antwortet, Jacobi, Herder und J. Paul würden ſie vielleicht herausgeben. Nr. 251.)

Als Herder Königsberg verließ, ſprach Kant mit dem damals 19jährigen Jünglinge und ermahnte ihn, er ſollte doch nicht ſo viel über Bücher brüten, ſondern vielmehr ſeinem Beiſpiel folgen. Er ſei ſehr geſellig und nur in der Welt könne man ſich bilden. (Wirklich war damals Herr Magiſter Kant der galanteſte Mann von der Welt, trug bordirte Kleider, einen postillon d'amour und beſuchte alle Coterien.) Darauf erhielt Herder in Riga einen Brief von Kant, worin er ihn zur Theilnahme an einem neuen philoſophiſchen Syſtem ermahnt, und erinnert, ob er auch ſeinem Rathe getreu viel in Geſellſchaften komme u. ſ. w. Darauf iſt nun der Brief, den Kant in Rink's Invaſion ſelbſt hat publiciren laſſen (eine Aufführung, die ſelbſt der kantiſirende Recenſent dieſer Invaſion in der goth. gel. Zeit. 1800. Nr. 86. S. 717 nicht billigt), blos eine Antwort.

Herder verſichert, es ſei ihm nicht eingefallen, daß er Haman's Manuſcript habe, ſonſt hätte er ſelbſt Stellen daraus angeführt. In einer neuen Ausgabe werde er den ganzen Aufſatz von Kant vordrucken laſſen. Es gereut ihn nicht, ſo ſtark und bitter in der Metakritik geſprochen zu haben. Denn nur durch dieſen ſchneidenden Ton konnte Aufmerkſamkeit erregt werden. Die Metakritik ſchrieb er in einem Fluſſe unglaublich geſchwind, wie keines ſeiner andern Bücher. In der Kalligone ſind ganze Abhandlungen weggeblieben, weil das Werk unter der Hand zu drei Bänden anwuchs.

Fr. v. Schiller.

Nirgends weht in Schiller's Geistesproducten die leichte genialische Muse, die es uns ganz vergessen läßt, daß dem Dichter seine Erzeugnisse Anstrengung und Arbeit gekostet haben. Auch rächt sich der Mangel an Schulkenntnissen und einer gebildeten Erziehung sehr oft an ihm. Der Vorwurf in den Gegengeschenken an die Sudelköche in Jena und Weimar von Manso, daß er nicht einmal den Strada zu seiner niederländischen Geschichte habe lesen können, ist vielleicht sehr treffend. —

Er konnte ein sehr glücklicher Mann sein, wenn er das sich ihm darbietende Glück in Manheim nicht mit Füßen gestoßen hätte. Der alte Buchhändler Schwan hatte eine einzige Tochter, ein schönes, muntres Mädchen, die Schillern liebte und in seinem Besitze sehr glücklich gewesen wäre. Er war damals Theaterdichter. Wenige Tage vor seiner Abreise von Manheim hielt er förmlich beim Vater um sie an. Dieser hatte eine herzliche Freude darüber und versprach ihm seine Tochter mit dem ganzen Vermögen von 50,000 Fl. zu geben, wenn er das unstete Theaterdichterleben aufgeben und die trefflich organisirte Buchhandlung annehmen und fortsetzen wolle. Er selbst, der alte Schwan, habe die Buchhandlung nicht kunstmäßig gelernt und die Sache sei so schwer nicht, zumal da er sich einen guten Factor halten könne. Habe er aber dazu keine Lust, so solle er sein medicinisches Studium fortsetzen, wozu er ihm die Kosten

gern geben wolle, und dann als Arzt seine Tochter heirathen. — Schiller reiste einige Tage nach diesen Verhandlungen fort und soll heute noch auf diese Erbietungen des Vaters antworten. Er liebte die unbeschränkte Freiheit. —

Als sich im Jahr 1792 die Nachricht selbst in den Zeitungen verbreitete, daß Schiller todt sei, wollte ihm der Herzog von Augustenburg ein Monument setzen. Diese Gesinnung benutzte Reinhold und wirkte Schillern eine Pension von 800 Thlrn. aus, die ihm der Herzog noch jetzt in Verbindung mit der Schimmelmannischen Familie auszahlt. Um so mehr sollte Schiller seine niedersächsischen Freunde schonen. In seinem Aufsatz in den Horen: Die sentimentalischen Dichter, hatte er in einer langen Note einen bittern Ausfall gegen Claudius gethan. Herder, dem er das Manuscript vorher zur Durchsicht schickte, brachte es durch seine dringenden Vorstellungen endlich doch dahin, daß er diese Note wieder ausstrich. —

Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schiller's Munde. Den 26. Nov. 1801.

Das Mädchen von Orleans ist ein in seiner Art einziges Sujet in der Geschichte und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenia bei den Griechen. Schiller hatte dreierlei Plane mit der Bearbeitung desselben, und hätte er Zeit, so würde er die beiden andern auch noch ausführen. Besonders lockend ist ihm der, wo ein treues Gemälde der damaligen Sitten und der gedankenlosen Ausgelassenheit am Hofe

Karl's VII. (den Schiller jetzt nur schwach und liebenswürdig geschildert hatte, dessen asotische Denkart aber wahre Verachtung verdient) mit den Angriffen der Engländer und der begeisterten Entschlossenheit der Jeanne d'Arc ganz anders contrastirt und Alles blos historisch geschildert werden müßte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt. Überhaupt kostete es ihm großen Kampf, als er mit den ersten vier Acten fertig war, von der Geschichte abzugehn. Er reiste deswegen nach Jena, und erst nach einer wochenlangen Ablenkung aller Gedanken von seiner bisherigen Arbeit kam ihm der Geist und Entschluß zu der romantischen Ausführung, wie sie nun ist. Er arbeitete im Ganzen sieben Monate daran.

Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und Landmanns gegen die stolze Gewalt der Vasallen und des Adels. Darum mußte er der Schäferin Johanna schon in einem milden, rettenden Lichte erscheinen, und darin glaubt Schiller einen Zug der weiblichen Natur durchgeführt zu haben, daß Johanna, die das Reich als Abstractum gar nicht denken konnte, sich doch nur immer den guten liebenswürdigen König bei allen ihren Anstrengungen als letzten Zweck dachte. Daraus erklären sich mehre Stellen, besonders im Abschiede am Schluß des Prologactes.

Die Scene mit dem Walliser Montgomery ist eine Lieblingsepisode des Dichters, die er ganz im Geiste homerischer Dichtung nach der Art bildete, wie dort in der Ilias Lykaon das Leben von Achilles erfleht, und darum nahm er auch hier die Jamben des alten Trauerspiels, die Senarios und Trimetros, zur Ausführung. Diese sind der Cäsur wegen außerordentlich schwer, aber auch so schön und volltönend, daß es Schillern

schwer wurde, nun wieder zu den Fünffüßlern zurückzukehren. Montgomery muß durch ein Frauenzimmer gespielt werden.

Das Stillschweigen der Johanna, als sie vor allem Volk vom Vater der Zauberei angeklagt wird, ist in ihrer visionairen Schwärmerei selbst vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Bei diesem wirkt die gemeine Natur, in der es im Mittelalter und im Christianismus gegründet ist, bei außerordentlichen Erscheinungen weit lieber auf ein übermenschliches böses als gutes Principium zu schließen, und überhaupt lieber Böses zu denken und böse Motive unterzuschieben. Dazu ist Thiebault ein melancholischer, schwarzgallichter Mensch, mit dem auch Johanna nicht ein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter und es ist psychologisch, daß von einem solchen Vater eine solche der Schwärmerei empfängliche Tochter geboren werden konnte. Der Himmel bekräftigt des Vaters Zeugniß und er entsühnt sie wieder durch ein Donnerwetter, auf dessen Erfolg sich Johanna auf einmal wieder für schuldlos hält.

Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Band an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten miteinander spielen. Eigentlich dachte sich Schiller den Geist des kurz vorher verschiedenen, als Atheist der Hölle zugehörigen, Talbot. Immer sind die Menschen auf der höchsten Spitze stehend gefallen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Vollenden ist nur Sache der Götter. Sie muß, da sie nun ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt und wozu sie keinen Auftrag vom Himmel hatte,

Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England untergeht,

für diesen Übermuth gestraft werden. Die Strafe folgt in der Verliebung in Lionel auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt ihren Arm.

Am Ende ist doch der ganze Handel mit der Verliebung nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend erhält zuletzt die kanonisirende Palme.

Die Frau v. Wolzogen, Schiller's Schwägerin, schrieb zu ihrer Agnes von Lilien eine kleine Nachschrift, die ganz am Ende des zweiten Theils als von der Agnes von Lilien an ihre Kinder geschrieben abgedruckt werden sollte. Der Buchhändler Unger versteht das falsch und glaubt, dieser im Geiste des Romans geschriebene Epilog sei eine Vorrede der Verfasserin in ihrer eigenen Person, und läßt also diese Blätter besonders paginirt dem zweiten Theil der Agnes als Dedication vordrucken. Nun entstehen daraus die lächerlichsten Qui pro quo's. — Karoline von Wolzogen ist eine junge, blühende Frau und hat erst mit ihrem jetzigen Mann ein einziges Kind, mit dem sie in der Schweiz niederkam und es dort von einer gesunden Schweizerin säugen ließ. In dieser Vorrede spricht ein altes Mütterchen zu ihren Kindern. Die Frau von Wolzogen war untröstlich, als sie vor acht Tagen ein ganzes Paket Freiexemplare bekommt und in allen diesen den lächerlichen Misgriff fand. Sie hat von Schillern, der das Manuscript an Unger gegeben hatte, auf der Stelle verlangt, daß er bei Unger auf einen Umdruck dieses Bogens dringen soll. Indeß sind schon die Exemplare an aller Welt Enden ausgeflogen; die Verfasserin bleibt ein altes Mütterchen. Dies hat zu mancherlei Scherz hier Anlaß gegeben.

Ihre Bekanntschaft mit dem stuttgarter Hofe, wo sie mehre Jahre lebte, setzte sie in den Stand, gewisse Hofscenen in diesem Roman in Absicht auf weibliche Herzen treffender zu schildern, als es bis jetzt in irgend einem Roman geschehen konnte. —

Wieland.

(Nach einem Abendessen bei Wieland, am 8. Oct. 1791.) Seine Hauptidee, auf die sich fast alle seine Lecture und Schriftstellerei bezieht, ist die französische Constitution und Legislatur. Er erhält aus Strasburg und Paris posttäglich die nouveautés du jour. Da er von dem Verleger zu einer neuen Durchsicht seiner vor mehr als 20 Jahren herausgegebenen Könige von Scheschian aufgefodert worden ist, so macht ihm die Bemerkung ein großes Vergnügen, daß er schon vor so vielen Jahren unter dem Vehikel eines neuen Romans fast alle die Ideen von Staats- und Volksrechten vorgetragen hat, die jetzt die französische Nation zu realisiren sich bemüht. Wieland lebte damals in Erfurt und mußte auf Befehl des mainzer Vicariats sechs Bogen jenes Buchs unterdrücken, wo er für damalige Zeit zu freimüthig über die Religion sich erklärt hatte. Er warf sie als weiter nicht brauchbar ins Feuer, wünschte sie aber jetzt gern aus der Asche wieder herzustellen. —

In seinem Studirzimmer ist Alles merkwürdig. Unter dem Spiegel zwischen den zwei Fenstern steht eine vortreffliche Figur eines sitzenden, mit der römischen Toga bekleideten Voltaire, vom

großen Houdon in Paris in Holz geschnitzt, ungefähr in der Höhe eines Fußes. Der Anblick dieser Figur lenkte das Gespräch auf V., von welchem Wieland mit Entzücken und Begeisterung sprach und gradezu erklärte, daß nie ein Mensch eine solche allgemeine Revolution in der Ideenwelt mit weniger gewaltsamer Erschütterung hervorgebracht habe (Luther's Reformation kostete Tausenden das Leben) als Voltaire. Ehrgeiz war die einzige Triebfeder seiner Handlungen. Hätte ihn dieser nicht noch im 80sten Jahre nach Paris gepeitscht, so lebte er vielleicht noch.

Im ganzen Zimmer ist übrigens nur noch ein Kupferstich von West, der Abschied des Regulus, aufgehangen, ein vollendetes Meisterstück, dessen Schönheit ich Wieland sehr gern entwickeln hörte.

Wieland ist ein trefflicher Familienvater. Sein ältester Schwiegersohn, der Rath Reinhold, war eben mit seiner Frau und einem lieben Kinderpärchen aus Jena da. Wie wir zuerst ins Zimmer traten, war die ganze Familie beieinander. „Dies ist meine älteste Tochter," sagte er und präsentirte die Reinhold; „dies meine jüngste," die kaum fünf Jahr alt sein konnte und von der ältesten Enkeltochter kaum ein Jahr Abstand hatte.

Auch über die Ursachen wurde gesprochen, warum man in hiesiger Gegend so wenig erträgliche Gesichter unter den Bauermädchen fände. Wieland fand die vorzüglichste in dem vielen Kuchenfressen, da es jährlich wol acht Festtage gibt, wobei der Magen mit Kuchenteig vollgestopft wird. Goethe bemerkte, daß die hier überall gewöhnliche Sitte, jede Last auf dem Rücken zu schleppen, den Körperwuchs zerdrücke und platte Physio-

gnomien hervorbringe. Bei den alten Griechen und in Italien trügen die Mädchen Alles auf dem Kopf. Es gebe eine sehr angenehme Form im Umrisse, ein schlankes Mädchen mit einem gut geformten Wasserkruge auf dem Kopfe mit größter Leichtigkeit einhergehen zu sehen. In Italien gebe es auch, die Seehäfen ausgenommen, selbst unter dem männlichen Geschlechte, wenig Lastträger und Crocheteurs. Der ärmste Kohlgärtner halte doch seinen Esel, den er früh mit Gewächsen beladen hereintreibe und dafür den Dünger empfange, den er wieder in sein Gärtchen aus der Stadt hinausschleppe.

Goethe's Erzählung von dem aus zwei natürlichen Felsen gehauenen Theater von Taormina in Sicilien. Die Alten benutzten die Natur zu solchen großen Werken, daher Goethe auch die Geschichte mit dem Sosthenes, der dem Alexander die architektonische Gasconade gemacht haben soll, nicht so ganz unwahrscheinlich fand. (Le voyage pittoresque par Mr. Houel sehr empfohlen.) Übrigens versicherte mich Goethe, was ich auch von andern Reisenden so oft bestätigt gehört habe, daß unter den niedern Volksclassen in Italien noch fast durchaus die Sitten, Denkart und Gebräuche wiedergefunden werden, wie wir sie in den alten Schriftstellern bezeichnet finden. Auch die Religion ist überall auf heidnische Superstition gepflanzt. — Vom ungesunden Klima in Rom. Überall gibt es Häuser daselbst, die wegen der mal' aria nicht bewohnt werden. Oft ist es jedoch nur Vorurtheil. Man könne mit Recht sagen, daß die Römer aus Drang und Noth Welteroberer geworden wären, weil es ihnen zu Hause in ihrem inficirten Neste nicht gefallen konnte. Doch sei es glaublich, daß bei der stärkeren Cultur der campagna di Roma vorzeiten das Klima weniger Krankheitsstoff

in sich gehabt habe. — Einige Engländer haben den Einfall gehabt, die Tiber in ein anderes Bette um Rom herumzuleiten, um in ihrem ausgetrockneten Bette Schätze versenkter Alterthümer wiederzufinden. Es ist dies aber ein der Lage Roms nach unmögliches Unternehmen. Die Tiber hat übrigens gewiß allein den ältesten Bewohnern Roms Anlaß gegeben, das auf dem hohen Berg göttlich liegende Alba zu verlassen und sich in diesem Sumpfloch anzusiedeln, welches ohne diesen Bewegungsgrund ein Unternehmen von lauter Tollhäuslern gewesen wäre.

Goethe bereiste Italien vorzüglich der Kunst wegen. Seinem Kennerauge ist hier nichts entgangen. So wurde z. B. die Frage aufgeworfen, wie die Alten bei ihren Riesengebäuden die ungeheuern Steinmassen in solche Höhen hinaufgebracht hätten? Hier sagte Goethe, daß er in Sicilien einen unvollendeten Tempel gesehn hätte, wo an den Quadersteinen noch auf beiden Seiten die Henkel sichtbar gewesen wären, um welche man die Seile geschlungen und die man alsdann beim Aneinanderpassen abgeschlagen habe. Übrigens habe man lauter solche schneckenförmig auflaufende Gerüste gehabt, wie sie in Merian's Bilderbibel noch um den babylonischen Thurm herum zu sehen wären. — Goethe bewundert auf den alten Münzen die schönen festen Umrisse aller Formen, z. B. auf den Münzen von Tarent den Delphin. Aber auch hier hat er über Verhältnisse und Proportionen treffliche Beobachtungen angestellt. So frappirte ihn z. B. lange die Bildung eines Menschenkopfs an einem Stierleib auf mehren Münzen des untern Italiens, wo ein schönes Menschengesicht doch einzig auf den Körper eines Ochsen paßt. Allein das Geheimniß besteht darin, daß der

Künstler zwischen den festen hervorstehenden Theilen des Gesichts ungewöhnlich verlängerte Zwischenräume angebracht hat, sowie im Gegentheil beim non plus ultra weiblicher Schönheit, der mediceischen Venus, jene Zwischenräume außerordentlich verkürzt sind.

Es ist Wonne, Goethe über solche Gegenstände mit lichtvoller Präcision sprechen zu hören. Wieland spricht viel weitschweifiger, sowie seine Perioden in Prosa auch sehr auseinanderfließen. Aber à force de parler (wie sich Herder sehr schön über ihn ausdrückt) gewinnt er jeder auch noch so frivolen Sache neue und frappante Ansichten ab oder drückt sie wenigstens neu aus. Er wollte z. B. eine große Thorheit der französischen Aristokraten rügen, er machte viel Worte, endlich nannte er es eine Ungereimtheit, die hundert Elephanten nicht wegschleppen könnten. Seine größte Stärke besteht darin, daß ihm seine Phantasie Alles bis zur höchsten Täuschung vergegenwärtigt. Darum konnte er auch den Horaz und Lucian so unnachahmlich verdeutschen. Seine dichterische Schwärmerei geht so weit, daß, als er den Horaz übersetzte, er oft im Ernst behauptete, die Seele des Horaz sei in ihm wohnhaft, und so auch beim Lucian. Des Letztern Zeitalter ist übrigens der Zeitraum, in welchen sich Wieland in der ganzen Geschichte am liebsten hineindenkt, weil doch damals das ganze cultivirte Menschengeschlecht von Adrian bis zum letzten Antonin beinahe achtzig Jahre lang eine fast ununterbrochene sanfte Ruhe und wohlthätige Denkfreiheit genossen habe.

Auf meine Frage, mit welcher Lieblingsidee jetzt seine Schriftstellerei beschäftigt sei, sagte er mir, daß es mit dieser ziemlich zu Ende sei. Er pflege sich gern mit Bileam's Esel

zu vergleichen, der nur durch göttlichen Antrieb gesprochen habe. Er müsse auch warten, bis ihn der Geist treibe, und dieser statte ihm jetzt weit seltner Besuche ab.

(Den 10. Nov. 1794 im Club.) Wenn ich, sagte er, als von seinem Gedächtnisse die Rede war, jetzt meine Anmerkungen zu Horazens Satyren und Episteln aufschlage: so ist mir Alles so fremd, als wenn ich sie nie gesehen, geschweige denn geschrieben hätte. Überhaupt ist mein Gedächtniß für bestimmte Wortformen und ganze Stücke mir sehr ungetreu, weil ich immer nur mit der Imagination gearbeitet und also Alles, was das Gedächtniß aufnahm, meiner eigenen Phantasie assimilirt und dort gleichsam eingeschmolzen habe. Doch war mein Gedächtniß in der Jugend sehr stark. Ich konnte lange Stellen des Virgil und Horaz auswendig und war besonders in der Bibel, wozu mich mein Vater stark anhielt, außerordentlich bewandert. Jetzt kann ich von allen meinen Gedichten nur die erste Stanze des Oberon und außerdem noch die ersten zehn Verse aus der Iliade und Äneide auswendig. Ganz anders sei es mit Goethe. Dieser wisse fast alle seine Werke auf den Nagel herzusagen, denn, setzte er hinzu, es sind Emanationen seines Ichs, das er unbeschränkt lieb hat.

Er gibt bei der jetzigen letzten Revision seiner Werke sehr streng auf alle ursprünglich fremde Wörter acht und verbannt ein jedes, das er zu leichtsinnig eingebürgert hatte. Aber viele Wörter müssen unangetastet bleiben, was auch der Schulrath Campe, mein alter zwanzigjähriger Freund, dagegen erinnern mag. Dieser wackre Mann reformirte gern die Staatsverfassungen. Da dies nicht gehen will, müssen's die Inquilinen der

Sprache entgelten. — Von allen seinen bis jetzt zur Revision gediehenen Gedichten waren die Grazien das einzige, wo er seiner besten Überzeugung nach gar keine Veränderung machen durfte, mithin auf den ersten Guß das vollendetste. Er dichtete sie in Erfurt in der glücklichsten Rosenperiode seiner Dichterexistenz.

Blankenburg in Leipzig sei einer der trefflichsten Menschen, die er je kennen gelernt habe. Um seinetwillen wünsche er in Leipzig leben zu können. Er habe noch die loyauté eines alten preußischen Offiziers, die ungeschminkten Attentionen gegen Frauen, die den alten preußischen Kriegern so eigen sei, und eine allumfassende, trefflich verdauete Gelehrsamkeit. —

(Den 21. Nov. 1794 in der Komödie.) Über den Druck seiner Werke. „Alle die Schwierigkeiten, die ich Göschen voraussagte, sind eingetreten. Bei der großen Hitze sind die Bogen für die Quart-Prachtausgabe beim Anfeuchten zum Druck fleckig geworden. Jetzt muß also jedes Exemplar der ersten Lieferung wieder durchgeschossen und genau untersucht werden. Die fleckigen Bogen werden nachgedruckt. Eine höchst mühsame Arbeit. Göschen befriedigt nur die entferntesten und ungestümsten Abonnenten; die nähern müssen sich noch lange gedulden. Ich bin ganz unzufrieden, daß Göschen um seiner Buchhändlereitelkeit willen eine Prunkausgabe meiner Werke veranstaltete, davon wenigstens die Hälfte zu einem solchen Staatskleide gar nicht geeigenschaftet sind. Eine niedliche Großoctav-Ausgabe wäre mir die liebste und geziemendste gewesen."

„In meiner frühen Jugend lernte ich das Clavier und begriff selbst die Elemente des Generalbasses. Seitdem habe ich nur selten ein Instrument angerührt, das letzte Mal vielleicht, als

meine älteste Tochter, die Reinhold, es lernte." Sein äußerst feines musikalisches Gehör, das ich oft bei dem geringsten Miston Zuckungen in ihm hervorbringen sah, schrieb er blos seiner Organisation zu. Oder der Seele, sagte ich, nach Aristoxenus Erklärung, dem die Seele nichts als Harmonie ist. „Nein, das verbietet Lucretius mir zu glauben", antwortete er, „und diesem Gewährsmann folge ich sehr gern."

Es wurde eine Verdeutschung des Stücks von Goldoni: Il servitore e i due maestri gegeben, worin der Diener zweier Herren der arlechino Bergamasco der Italiener ist. Warum, sagte Wieland, wagt man es nicht gradezu, den Arlekin in seinem Habit zu rehabilitiren. Er nannte dies Stück in der Art der Alten, des Menander u. s. w. geschrieben. Beiläufige Bemerkung: die alten Schauspieler arbeiteten nie auf Illusion. Sie waren τεχνικαί. Ihr Spiel sollte idealisirtes Kunstwerk sein. Daher lassen sich Masken und all ihr Theaterpomp, in dem die Choragen sich selbst zu übertreffen strebten, erklären. Unsre neue Schauspielkunst jagt dem leeren Phantome nach, sich mit der vorgestellten Person selbst zu identificiren; daher die höchst natürlichen Caricaturen der Iffland'schen Schlafrockstücke, wobei man vor lauter Nachahmung der lieben einfältigen Natur unaussprechlich platt und fade wird und endlich ganz vergißt, daß dramatische Darstellung Kunstideal und Spiel dieser Stücke Kunstwerk ist.

(Den 24. Nov. Im Club:) Auch im Schlaf äußert sich die Reizbarkeit von Wieland's Nervensystem. Ich darf, sagte er heute, nur etwa mit einiger Ungeduld einen Brief er-

warten, so kann ich schon die halbe Nacht nicht schlafen. Nachdem er bemerkt hatte, daß er jetzt im Winter vor acht Uhr früh nicht aufstehe, setzte er hinzu: und ich habe wol die Erlaubniß, so lange zu schlafen, als mir's beliebt. Allenfalls dürfte ich wol 24 Stunden schlafen. Ich habe mir's sauer werden lassen bei meiner Schriftstellerei und keinen meiner Verse aus dem Ärmel geschüttelt. Komische Schilderung seiner Schlafkammer, wo er auf der einen Seite das Hungergeschrei von sechs Schweinen, die nur höchst kärglich gefüttert werden, und auf der andern das Stampfen der Pferde in dem benachbarten Gasthofe die ganze Nacht durch hört. Jetzt sei er daran gewöhnt, und mache ihm das thierische Concert, zu dem noch das Enten- und Hahngeschrei beim Anbruch des Tags komme, sogar Vergnügen.

Die Ritter des Aristophanes will er im künftigen Frühjahr vollenden. Dann hat er sich noch die zwei Symposia des Plato und Xenophon und die Kaiser und den Barthhasser des Julian zu übersetzen vorgenommen.

Ueber Boxtermann, von dem eine sehr originelle Übersetzungsprobe des Ariost im Dec. des d. Mercur dies. J. steht. Er ist ein geborner Osnabrücker und jetzt auch Advocat in Osnabrück. — Geron der Adlige, von Wieland, weckte zuerst, als er noch Schüler auf dem dortigen Gymnasium war, sein poetisches Talent, und so schickte er noch von der Schule seinen Bischof Benno, der im deutschen Manuscript abgedruckt ist, an Wieland. Dieser entdeckte in dem Producte eines sechzehnjährigen Schülers große Anlagen und munterte ihn durch seinen Beifall auf. Aus Bescheidenheit schrieb er an Wieland von Göttingen aus nur selten und bedauerte es sehr, als er hörte, Wieland habe einen jungen Brandenburger zu sich ins Haus

genommen (Lütkemüller), da er so gern alle diese Dienste auch geleistet hätte. —

Wieland verlor einmal auf dem Wege von Belvedere nach Weimar ein Rohr mit einem goldenen Knopf und ließ ihn im Wochenblatte ohne Erfolg zurückfodern. Man sagte ihm, ein hiesiger Krämer, der ihn gefunden hatte, wolle ihn nicht herausgeben. Wieland erklärte diesen in der Hitze für einen Dieb und jener, dem nichts bewiesen werden konnte, verklagte Wielanden injuriarum bei der Regierung. Diese, worunter einige Herren sich bei dem erst kürzlich damals erschienenen Abderitenproceß wegen des Eselsschatten getroffen gefunden und sehr geärgert hatten, freuten sich, Wielanden edictaliter, wenn er sich nicht persönlich zu Abbitte und Ehrenerklärung stelle, zu citiren. Über diesen Schimpf wollte Wieland ganz unsinnig werden, und unbekannt mit dem Curialstyl, hielt er dies für eine absichtlich zu seiner Schmach erfundene Formel, die ihn eben so sehr beschimpfe, als wenn er funfzig Prügel bekommen hätte. Er wollte sich durchaus nicht stellen und eher Weimar verlassen. Man besorgte, daß, wenn man ihn doch zum Erscheinen nöthigte, er das ganze Collegium ins Angesicht segnen möchte, und so vermittelte es Goethe, daß sich der Krämer endlich eine Privaterklärung gefallen ließ. Wieland konnte diese Geschichte ein ganzes Jahr nicht verwinden.

Wieland litt einige Zeit sehr an den Augen und mußte also mehr als gewöhnlich seinen innern Contemplationen und seinem Phantasiespiel Raum geben. Eben hatte er in der Revision in seinem Gedicht den Wünscher Pervonte durchgegan-

gen. Da fand er, daß noch der dritte Theil dazu fehle. Auf einmal berührt ihn Apoll mit seinem Stab und die alte Dichterfertigkeit wachte auf. Er machte nicht allein diesen dritten Theil, in dem sich der Wünscher nach und nach aller seiner Wünsche durch Entledigungswünsche wieder begibt, sondern die süße Wohllust der dichterischen Empfängniß reizte ihn auch zum Dichten eines neuen Stückes in mehren Gesängen, das auch schon fertig ist. Ich weiß nicht, sagte er jüngst zur verwitweten Herzogin, ob es mir etwa auch geht wie dem alten Klopstock. Wenigstens werden mir in meinem zweiundsechzigsten Jahre die Verse so leicht, als sie mir in meinem zweiundvierzigsten nicht geworden sind. —

Das Schicksal eines jeden Menschen, sagte Herder, als wir von Wieland sprachen, ist eigentlich nichts als der Abdruck seines eigenen Wesens in die ihn umringende Mitwelt, und modificirt sich also immer nach seinem eigenen Einwirken auf die Umgebungen. So schuf sich Wieland selbst die bequeme Lage, in welcher er sich nach Herzenslust hätscheln und verzärteln kann. Er sucht alles Unangenehme aus seinem Gesichts- und Ideenkreise zu verbannen, läßt oft Briefe, in denen er eine unangenehme Stelle ahnet, zu halben Jahren unentsiegelt liegen, oder läßt sich wenigstens nur die Hauptcontenta daraus referiren, ohne sie selbst anzusehn. Er hat, seinen eigenen Versicherungen zufolge, nie Kopfschmerz gehabt.

In Jena spricht Schiller mit seinem Anhange sehr ungünstig von ihm als Dichter und productivem Genie. Nirgend, selbst in seinem Oberon nicht, sei Individualität und Haltung der Charaktere. Schiller schlug daher auch die Recension der

neuen Auflage seiner Werke aus, weil er nicht wisse, was er außer den Verdiensten des Verlegers daran loben solle.

(Den 25. Januar 1795.) Heute erzählte er mir, daß er diesen Morgen eine außerordentlich genußreiche Stunde gehabt habe. „Ich bin es gewohnt, Lobeserhebungen und Schmeicheleien zu hören. Aber das Lob von einem Naturmenschen, der nicht schulgerecht zugeschnitzelt, sondern Alles durch sich selbst ist, wiegt mir die Lobpreisungen von hundert hochgelahrten Recensentenzünften auf. Ein solches Lob hat mir diesen Morgen ein wackrer Kaufmann im Oldenburgischen (Mart. Hemken zu Bockhorn) in einem langen, aber sehr interessanten Brief durch einen jenaischen Studenten (Süver) ins Haus geschickt. Es ist der warme Erguß seiner Empfindungen sogleich nach der Lecture meines Agathon in der neuen Ausgabe, der ihm aber schon als Ideal seiner Hoffnung im Dunkeln vorgeschwebt war, ehe er noch seine Existenz kannte. Ich kann mir vorstellen, was auf einen solchen Mann, der die Alten nicht gelesen hat, dem also keine Reminiscenzen die Frischheit der schönsten Bilder wegwischen, diese poetische Schöpfung für einen Eindruck gemacht haben kann. Gelehrte können diesen Genuß schon nicht so rein und unvermischt erhalten. Wenn ich mir nun denke, daß noch Mehre solche Eindrücke auch dann, wenn ich längst nicht mehr bin, bei dieser Lecture empfinden werden: so freue ich mich dieser gewissen Unsterblichkeit, denn die andere müssen wir nur glauben, und ich weiß nichts davon." — Dieser sehr gebildete Mann, dessen Brief mir Wieland zum Lesen mittheilte, ist auch Verfasser eines Gedichts: die Nacht, das er an Herdern geschickt hat, weil er über Erziehung und Fortschritte des

Menschengeschlechts mit ihm einstimmig denkt. Auch ist das Gedicht auf Koburg im deutschen Mercur 1793 von ihm. Doch hat es Wieland hier und da verbessert. —

Wieland feilt seine Gedichte ohne Unterlaß. Jetzt hat er wieder Cephalus und Procris unter dem Hammer. Nur dann, sagte er, wenn mir eine ganze Passage, die ich sonst für gut erkannte, misfällt, traue ich mir selbst nicht und lege das Gedicht weg, weil ich dies Misbehagen auf körperliche Indisposition und Verstimmung schiebe. Denn einmal muß man auch aufhören können. —

(Den 16. Febr. im Club.) Eine der Schriften, bei deren Verfertigung Wieland auf eine viel größere und lebhaftere Sensation gerechnet hatte, als sie wirklich hervorbrachte, war sein Peregrinus Proteus. Lucian erzählt bekanntlich von diesem Cagliostro des zweiten Jahrhunderts viel Böses. Wieland nahm sich bei Gelegenheit seiner Übersetzung Lucian's vor, besonders zu erweisen, daß Alles, was Lucian von ihm sagt, wahr sein und er doch nur Schwärmer und dupe seiner eigenen Empfindungen gewesen sein könne, wie Lavater in unsern Tagen. Zugleich aber wollte Wieland unter diesem Vehikel seine Überzeugung von dem Entstehen, der schnellen Ausbreitung und ebenso schnellen Ausartung des Christianismus mittheilen.

„Vorausgesetzt, daß mir die Legende von den Wundern, durch die das Christenthum gegründet und ausgebreitet worden sein soll, seit ich mannbar geworden, nie mehr in den Sinn gekommen ist, so habe ich mir doch nie recht deutlich die unglaublich schnelle Ausbreitung des Christianismus und die frühe Einwurzelung der Hierarchie denken können. Endlich glaubte

ich den Schlüssel gefunden zu haben, und diesen habe ich in meinem Peregrinus offen hingelegt. Die Christen waren ursprünglich ein geheimer Orden, eine Brüderunität, die sich an der herzlich gut gemeinten, aber auf jüdische Messiasideen gepfropften Vorstellung vom Reiche Gottes weideten und von der Vereinigung mit Gott schöne Träume hatten. So ging es in der apostolischen und frühern Kirche bis ins zweite Jahrhundert. Dort aber mischten sich feine Schlauköpfe, Jesuiten ante Lojolam ins Spiel und legten in dies bequeme Nest ihre Guckuckseier. Daher die schnelle Depravation ihrer ursprünglichen Reinheit. Dies habe ich nun in meinem Peregrinus exemplificirt. Das Buch fiel in die unglückliche Periode, in der das französische Ferment zu gähren anfing, und hat daher jetzt wenig Eindruck gemacht; aber diesen wird und muß es in der Folge noch machen. Das hier eingesenkte Samenkorn schlummert nur in der Erde."

Als über den Egoismus gesprochen wurde, sagte er: wir haben Alle zwei ewig im Streit liegende Principien in uns, die Sinnlichkeit, die sich überall zum Mittelpunkt aller Genüsse und Vortheile macht, d. h. der Egoismus, und die Vernunft, die Alles aufs Allgemeine bezieht, Alles generalisirt und im bürgerlichen Verhältniß zum Gemeingeist und Patriotismus, im Christlichen zu reiner Bruderliebe, im Mysticismus zur Vereinigung mit Gott veredelt und sublimirt wird. Diese beiden Principien liegen beständig miteinander im Streite, beengen und beschränken einander.

Streit mit Nicolai. Wieland hatte in einer Recension Nicolai's Sebaldus Nothanker alle Gerechtigkeit widerfahren

lassen, aber doch am Ende hinzugesetzt: Man sehe ihm die Lampe an. Als ferner der mit so vielem Pompe angekündigte Bunkel erschienen und überall für ein sehr mittelmäßiges Product erklärt worden war, auch in Weimar, wo man, durch Nicolai's Rodomontaden geblendet, häufig darauf subscribirt hatte, allgemeine Unzufriedenheit herrschte, ergrimmte Wieland im Geiste und schrieb einige Aufsätze dagegen im d. Mercur. Dies erwiderte Nicolai durch eine hämische Recension der kleinen Gedichte Wieland's in der allgem. d. Bibliothek, wo er unter andern einige schlüpfrige Stellen auszog und sie mit dem Epiphonem begleitete: Pfui du Bock! Ueber diese Unbilde entrüstete sich besonders Fr. Schulz, der sich in dem Jahre 1783 grade in Berlin aufhielt. Er schrieb also einen Roman Firlifimini, und da Bertuch eben damals gute Manuscripte für einen seiner Freunde, einen angehenden Buchhändler (Göschen), suchte, so schickte ihm Schulz dies Product, wovon hernach Bertuch in dem Anzeiger des Mercur eine sehr preisende Recension machte, um deren willen Wieland neue Händel befürchtete und daher darüber sehr unzufrieden war. Der Held jenes Romans ist ein sehr armer Autor (Schulz nahm selbst aus seiner eigenen damaligen Erfahrung den Stoff dazu), der zu Nicolai kommt und von diesem sehr gemishandelt wird. Nicolai rächte sich in der Folge an Schulz dadurch, daß er bei seiner Beförderung nach Mitau in die kleinen Anzeigen am Ende eines Bandes der Bibl. die Nachricht setzte: „Der durch seine Romane bekannte Friedrich Schulz ist Professor der Geschichte in Mitau geworden." Die Versöhnung zwischen Schulz und Nicolai stiftete Bode, der auch der Friedensherold zwischen Herder und Nicolai wurde.

In Hüttner's Briefe aus China interessirte Wielanden nichts so sehr, als daß der 83jährige Kien-long noch Gedichte mache. Dies sei der Doyen aller Dichter auf der Welt; er habe wol Lust, ihm seine Gedichte zuzuschicken. — Zum Musarion gab Wielanden ein Brief aus dem Aristänetus die erste Veranlassung. —

Ich habe, sagte Wieland diesen Abend bei der Herzogin, hier schon sonderbare Abwechslungen erlebt. Es war eine Zeit hier, wo man mich für einen Imbecille, für ein Kind, dem man ein Geiferlätzchen vorbinden müsse, erklärte, weil ich den Horaz für einen Dichter hielt. Seitdem ist eine Zeit gekommen, wo man mir's lebhaft gedankt hat, daß man durch meine Übersetzung des Horaz nun erst diesen trefflichen Dichter recht genießen können. (Hoc oblique in Goethium dictum erat.) —

Damit hat mich Gott demüthigen wollen, daß R* die sämmtlichen Kupfer zur Prachtausgabe meiner Werke geliefert hat.

Den 15. März 1795, als Baggesen da war.) Wieland sprach mit großer Vorliebe von der besten seiner Jugendarbeiten, dem Cyrus; als ich ihn dichtete, dachte ich mir immer den König von Preußen als Gegenstück dazu, weil dies damals wirklich mein Abgott war. Der Hexameter in diesem Versuch ist mir nicht schlecht gelungen. Ich wollte die Politur des Virgil nachahmen. —

Zum alten Stadion, auf dessen Villa Voltaire's Muthwille und Spottsucht wohnte, kam auf sein Geheiß ein rechtgläubiger Pfarrer, der durch die würtembergischen Klosterschulen und Vicariate durchgegangen und ein mächtiger Streiter gegen

Freigeisterei und Deismus war. Stadion hetzte zuerst La Roche auf ihn, der aber seiner Disputirweise nicht gewachsen war und sich daher wirklich, da er nur den reinen Deismus vertheidigen wollte, in die Enge getrieben fand. Nun winkte Stadion mir; ich fing gleich damit an, daß ich mich für einen völligen Atheisten erklärte, und brachte dadurch meinen Landprediger so sehr außer Fassung, daß er endlich gradezu erklärte, weder Teufel noch Hölle könnten ihn von *seinem* Glauben abbringen. In dem Fall des Landpredigers, setzte Wieland hinzu, bin ich allezeit, so oft man mir von Lavater's Schelmenstreichen vorspricht und mich in meinem Glauben an seine Ehrlichkeit irre machen will.

(*Den 3. April 1795.*) Den Palmsonntag nannte er mit besonderm Nachdruck den Palmeselsonntag; denn so, sagte er, nennen wir in katholischen Ländern Erzogenen diesen Sonntag. Nun folgte eine Beschreibung der Procession, die an diesem Tage zu Biberach von dem katholischen Klerus, dem Senat und der Bürgerschaft mit einem hölzernen Esel und hölzernem Herr-Gott darauf (auf den Boden Stechpalmen gestreuet) noch zu Wieland's Jugendzeit gehalten wurde. —

Das Publicum fragt nie: was hast du gethan? sondern was thust du jetzt und was wirst du noch thun. Schröder in Hamburg hat daher sehr Unrecht, seine schon erwiesenen Gefälligkeiten dem hamburger Publicum vorzurechnen. — Da von einer Reise nach Hamburg die Rede war, hieß es: Mir geht es wie jenem griechischen Philosophen mit dem Heirathen. Anfänglich sagte er immer, es ist noch zu bald; später, es ist nun zu spät. Was soll ich auch meine bisherige Reputation auf

das Spiel setzen. Könnte mir's nicht gehn, wie es den Griechen mit den ägyptischen Tempeln ging. Sie erwarteten nach dem äußern Ansehen und nach den viel versprechenden Vorhöfen irgend ein großes Götterbild im Sacrario, und siehe, sie fanden eine Katze oder Ratte; ich, setzte er hinzu, habe höchstens noch ein Bischen Hausverstand übrig behalten. Mein Gedächtniß ist weg; ich kann nicht mehr beißen und antworten. Vielleicht fühlte er sich nie jugendlicher und munterer als bei dieser Ironie.

Ebert in Braunschweig schrieb noch wenige Wochen vor seinem Tode an Wieland einen sehr warmen und zärtlichen Brief, worin er ihm eine Sünde ans Herz legte, die er in einem seiner kleineren Gedichte begangen habe, wo er Hyperïon statt Hyperïon gesagt hat. Er bat Wieland dringend, diesen Fleck zu entfernen, und Wieland, der den Vers nicht füglich ändern kann, wird ihn ganz weglassen.

Wieland und Salomo Geßner waren fünf Jahre in Zürich vertraute Freunde, lasen sich einander alle ihre Arbeiten vor und standen auch nach ihrer Trennung noch vier Jahre im zärtlichsten Briefwechsel. Nun ist es ein Triumph für Wieland, daß seine Lieblingstochter, Lottchen, einen Sohn Geßner's, den Buchhändler, heirathet. Die alte Madame Geßner, eine geborne Heidegger, hat eigentlich diese Heirath gestiftet.

Wieland hat durch seinen Oberon, Idris (Amadis) den Geschmack an Ritterromanen und Turnierschauspielen befördert, aber auch manche Untersuchung für alte deutsche Art und Kunst veranlaßt. (Gräter im Bragur III. 518.)

Seine Abderiten empfing er in einer Hinterstube, deren Aussicht jämmerlich beschränkt war, in einer Stunde des Unmuths.

Die Manheimer haben es ihm erlassen, daß er bei den Theaterscenen in Abdera nicht ihre dermaligen Theatergeschichten gemeint habe. Ein augsburgisches Abderitenstückchen kommt auch darin vor. Dort sind in einem lichtleeren Rathssaal einige vortreffliche Gemälde aller Beschauung entnommen. Auch die Aussicht von seinem jetzigen Quartier ist äußerst unreinlich und uneinladend. Ich möchte, rief er im Unwillen, einen Maler haben, der mir dies Geniste zum Andenken aufbewahrte.

Er klagt häufig über Abnahme des Gedächtnisses. Lustige Anekdote von Verlegenheit, wie er dem Geheimenrath v. Schardt Exc. bei Hofe einen Fremden präsentiren soll.

Wieland spricht mit Entzücken von den süßen Träumen, die er oft die ganze Nacht hindurch hat. Noch erinnert er sich mit Vergnügen, wie er in seiner Jugend träumte, er lese die verloren gegangenen Dithyramben des Pindarus. Selbst als er aufwachte, glaubte er noch ein Paar Verse, die er eben bewundert und um der kühnen Bilder zu lernen beschlossen hatte, haschen zu können. Jetzt ist ein oft wiederkehrendes Traumbild seiner Seele die Vorstellung, als wandle er in einem prächtigen Lustschlosse, oder als bewohne er ein Haus, wo das obere Stockwerk eine ganze Enfilade von den geräumigsten, prächtigst meublirten Zimmern habe und in welchen er, wenn es ihm in seiner Wohnstube zu eng sei, herumspaziere. — (Ist leicht aus seiner beengten Wohnung, wo er den ganzen Winter in der Familienstube zubrachte, zu erklären.)

Wieland kann durchaus kein Geräusch um sich bei seinen Arbeiten leiden. Schon in Biberach hatte er sich einen einsamen Garten gemiethet, wo er seine besten Gedichte verfertigte, und die vielen katholischen Feier- und Apostletage, die dort noch

alle begangen werden, darum sehr segnete, weil sie ihm so viel Gelegenheit verschafften, frei von seinem Aktenschranke sich blos in seinem Garten den Musen zu widmen. Auch Sonntags vergrub er sich in diesen Garten und kam nur um seines ehrlichen und frommen Vaters willen (der damals lutherischer Oberpfarrer in Biberach war) in die Kirche.

Wieland fühlt sich immer verjüngt, wenn er von seinen Jugendwanderungen in der Schweiz, besonders im appenzeller Lande, spricht. Einmal befand er sich mitten unter solchen eingefleischten Appenzellern. Da gab ihm Einer das Räthsel auf: Wer war der Vater der Kinder Zebedäi? Wieland zerbrach sich vergeblich den Kopf über die Auflösung und bereitete dem Frager einen seligen Geistestriumph.

Wieland hat als Pfalzgraf das Recht, Notarien zu creiren, hat sich aber desselben nur im Ganzen dreimal bedient. Seinen Schreiber, den er sich als Kanzleidirector in Biberach herangezogen und mit nach Erfurt genommen hatte, machte er am Ende zum Notarius, bekam aber seinetwegen von Erfurt aus durch die hiesige Regierung die Zumuthung, eidlich die Zeit zu erhärten, wo er ihn zum Notar gemacht. Wieland weigerte sich durchaus und spricht noch jetzt mit Wärme über diese Anmuthung eines Eides.

Er pflegt oft zu erzählen, daß ihm geträumt habe, es werde ihm in seinem 80sten Jahre ein Geburtstagsgedicht überreicht. Daraus leitet er seine Ansprüche auf Longävität ab. Er hofft, er werde nach und nach zu einer Cicade, wie dort die Greise auf dem scäischen Thore, mumisirt werden.

(Den 25. Juli, als Wieland bei mir speiste.) Der alte Graf Stadion hatte eine Herrschaft in Vorderöstreich, die ganz vom Würtembergischen eingeschlossen ist, Bennigenheim, wo er sich auch schon einmal während seines Exils von Mainz ein Jahr selbst aufhielt, als er sich mit den Biberachern und besonders mit Wieland, der fast täglich in Warthausen war, verunreinigt hatte. Durch eine ausdrückliche Clausel seines Testaments wurde sein Pflegesohn La Roche Amtmann in Bennigenheim, welches auch der junge Graf Stadion pünktlich in Erfüllung brachte. Als sich La Roche dort als Amtmann aufhielt, wurde seine Frau sehr melancholisch. Ein ihr sehr ergebener Freund rieth ihr, sie solle sich durch Schriftstellerei zerstreuen und ihre Empfindungen in einen Roman einkleiden. Auf diesen Rath erleichterte sie ihr gepreßtes Herz durch die Feder und so entstanden die Briefe der Fräulein von Sternheim. Da es ihr erster Versuch war, so schickte sie das Manuscript Wielanden mit der Bitte, dem Kinde die Windeln zu waschen, welches auch Wieland mit vieler Treue that, Alles wacker durchackerte, ganze Stellen strich, aber doch so viel als möglich das Zarte und Weibliche schonte, wodurch auch dieser Roman so viel Glück gemacht hat, daß er nicht allein mehre Auflagen, sondern auch Übersetzungen ins Holländische, Französische und Englische erlebt hat. Nun lernte die La Roche die Feder immer fertiger und kecker führen; doch schonte sie Wielanden und wendete sich lieber an Bode, der bei Rosaliens Briefen Vaterstelle vertrat und sonst viel von ihren Zudringlichkeiten auszuhalten hatte.

Als von den Versuchen der Ausländer, Wieland's Schriften zu übersetzen, die Rede war, sagte Wieland: er habe ja gar

nicht für Engländer, Franzosen u. s. w. geschrieben. Die wüßten das Alles schon besser, als er es ihnen sagen könne. Auf den Inhalt komme es überhaupt bei seinen Schriften weit weniger an, als auf die Art, wie es gesagt worden sei, und auf die Einkleidung, die wol schwerlich in eine andere Sprache überzutragen sein dürfte. Sein Oberon und Musarion seien durchaus unübersetzbar. Erbärmlich wären neulich seine Göttergespräche mit trivialen Anmerkungen von einem wiener Sprachmeister nach einem karlsruher Nachdrucke ins Italienische versudelt worden, an welcher Sünde Retzer's ungemessene Sucht zu glänzen und sich fremden Schultern aufzuhucken, Schuld sei, weil er selbst durch sich nicht inclaresciren könne. Junker's Übersetzerversuche in Paris sind auch sehr fehlerhaft und Stümpereien. Neuerlich schickte ein junger Emigrirter aus Leipzig einen Übersetzungsversuch, der viel Fleiß verrieth. Doch rieth ihm Wieland, von weitern Versuchen abzustehen. —

Die Franzosen übertreffen selbst die Römer und Griechen an Präcision. Man sieht es ihrer Sprache an, daß sie seit Jahrhunderten bearbeitet ist, qu'elle était travaillée depuis siècles, sagte er aus Nachgiebigkeit gegen den Abbé Le Surre, der mit speiste.

Als Kalbsbraten auf dem Tische aufgetragen wurde, der geschnitten und kalt war, bat er, man möchte ihn wegnehmen und im Zimmer räuchern, weil der Geruch des ausgedampften Bratens seiner Nase unausstehlich sei. Nur im Dampfen rieche der Braten lüstern.

(Den 18. October 1795.) Über Wieland's attisches Museum. Außer der Übersetzung des Panegyricus von Isokrates

hat er auch schon das erste Stück von Agathodämon ausgearbeitet. Dies ist die Geschichte des Apollonius von Tyana nach Wielandscher Hypothese, ein Seitenstück zum Agathon und Peregrinus. Sowie Agathon zu Delphi erzogen (nach dem Muster des Jon beim Euripides) von jugendlicher Schwärmerei und Allempfindsamkeit zu dem Punkt geleitet wird, wohin wir wol Alle zu kommen wünschten, und sowie Peregrinus auf der andern Seite ein betrogener Betrüger und fanatisirender Fanatiker ohne Bosheit und Arges bleibt, so lange er lebt: so ist Agathodämon der kraftvolle Mensch, der zu stolz, um durch Volksvorurtheile oder süße Schwärmerei geblendet zu werden, verzehrt vom Ehrgeiz, etwas Außerordentliches zu sein, wozu ihm die Natur selbst den Freibrief durch große Anlagen ertheilte, sich eine neue Bahn bricht, und da er bei der römischen Weltmonarchie und nach der Lage seines Zeitalters nicht als Krieger oder Staatsmann primiren kann, sich an geheime Gesellschaften anschließt, Volkstäuschungen für erlaubt hält und die ganze Natur seinem Zwecke unterzuordnen weiß. Er tritt in seinem achtzigsten Jahre auf dem Berg Dicte in Creta auf, mit seiner einzigen, im siebzigsten Jahre mit einer Sklavin seiner Mutter erzeugten Tochter und einem treuen Scherasmin, der viel von den Thaten seines Herrn erzählt. Über Menschenreform und Weltbeglückungsplane wird Wieland hier sein letztes Glaubensbekenntniß ablegen. Auch kommt Apollonius-Agathodämon noch mit der keimenden Christensekte zusammen und sagt ihren Einfluß aufs römische Reich u. s. w. voraus.

„Herder hat mich immer wie ein Kind behandelt und viele meiner Schriften nicht einmal gelesen. Neulich sagte er mir ganz naiv, daß er doch auch tief philosophische Blicke gefunden

hätte; besonders ist er gegen ein Lieblingsproduct meines glücklichen Aufenthalts in Erfurt: Beiträge zur geheimen Geschichte des Verstandes und Herzens, sehr ungerecht eingenommen gewesen. Freilich habe ich immer in meiner Ideenwelt geträumt, aber in diesen Träumen war doch nicht bloße Phantasie. Sie waren aus der Blüte menschlicher Betrachtungen aller Jahrhunderte zusammengesetzt." —

Von Kloster Bergen ging Wieland in seinem sechzehnten Jahre zu seinem Vetter Baumer in Erfurt, zwar nur in der Absicht, ihn auf einige Tage zu besuchen, entschloß sich aber bald, Privatissima über Wolf's Anfangsgründe der Philosophie bei ihm zu hören. Baumes hatte sich sein eigenes System gebauet, was meist Idealismus war, aber wol auf Atheismus hinauslaufen konnte. Don Quixote, den er mit Wieland las, und Sancho Pansa waren nach Baumer die wahren Repräsentanten des Menschengeschlechts, es mag schwärmen und fanatisiren, wie es will. Von Erfurt gings nach einem halben Jahre zur Juristerei nach Tübingen.

Die Mutter von Wieland's Vater hatte den einen ihrer Söhne Gott zum geistlichen Stande gelobt. Wieland's Vater hatte schon in Tübingen bei dem berühmten Publicisten Schwerder einen herrlichen Cursus der Jurisprudenz gemacht, als er auf einmal vom Hause Befehl erhielt, zur Theologie umzusatteln, weil sein älterer Bruder, der Theolog, plötzlich gestorben war. Nun ging er nach Halle und saß zu den Füßen der dortigen Gamaliels Anton, Franke, Lange u. s. w. Die dort eingesogene engherzige Dogmatik blieb freilich sein ganzes Leben über der Zauberkreis, über welchen hinaus er sich nie wagte, aber doch war er auch als Senior in Biberach sehr tolerant. Propst

Reinbeck's Betrachtungen las doch auch der alte Wieland mit großer Andacht. Wieland, der Sohn, schätzt sie wegen der Reinheit der Sprache. Die reine Prosa geht mit dem hamburger Patrioten und dem züricher Maler, die schon weniger wässerig sind, an. Dann kommt Mosheim's zierlicher und periodenreicher Ciceronianismus. Jenisch verweigerte Wielanden die Ehre eines guten Prosaikers, weil er keine moralische Tendenz habe. —

(Den 26. October 1795.) Eine Übersetzung von Wieland's Diogenes ist unter seinen Augen gemacht und selbst durch Zusätze vermehrt, die Wieland bei der Revision des Manuscripts hineinpaßte und damit der französischen Übersetzung einen entschiedenen Vorzug vor dem deutschen Original selbst gab. Der Übersetzer war französischer Legationssecretair in Dresden, ein Herr von Marbois, der auch die Briefe der Mad. Pompadour so meisterhaft, als wären sie von ihr selbst, geschrieben hatte. Er legte sich während seines Aufenthalts in Dresden mit viel Eifer auf die deutsche Sprache und schickte Wielanden das Manuscript zu, der es mit großem Fleiß durcharbeitete und dem Franzosen selbst französische Sprachfehler zeigte. —

Reich hatte sich einmal hart mit Wielanden entzweiet. Es erfolgte aber eine feierliche Aussöhnung und nun hätte Wieland gewiß seine große Ausgabe bei ihm veranstaltet, wenn er gelebt hätte. Gräff versah es damit, daß er anfänglich nur immer durch den dritten Mann bei Wieland anhorchte, auch auf diesem Wege eben so viel bot als Göschen. Endlich kam er selbst

und behauptete ziemlich unhöflich die Prioritätsrechte seiner Handlung, die doch nicht ausdrücklich stipulirt worden waren. Wieland kann nie ohne Galle an diesen Handel denken. —

Wieland's Don Sylvio ist ins Englische übersetzt. Dies, sagt Wieland, ist das einzige Buch, das ich, um eine Summe Gelds zu bekommen, noch in Biberach geschrieben habe. Ich mußte für eine zweite mir sehr theure Person Geld schaffen, und so schrieb ich das erste und das letzte Mal absichtlich um ein Honorar.

(Den 8. November 1795.) Meine Frau muß es bezeugen, rief Wieland, indem er auf den in seiner Stube liegenden Adelung wies, wie oft ich täglich diesen .... nachschlage, aus Angst, ein undeutsches Wort zu schreiben. Und doch schreibe ich nun funfzig Jahre deutsch. Noch immer muß ich wegen meines vaterländischen Schwäbischen auf meiner Hut sein, da mir doch zuweilen noch ein Suevismus entwischt.

Wenn Die, die über meine Saumseligkeit in Beantwortung ihrer Briefe klagen, nur meine häusliche Lage kennten und wüßten, wie sauer mir mein Schreiben würde.

Eine Conjectur von Hemsterhuys, Bentley, Wolf kann mich unendlich glücklich machen. Die irren sehr stark, die glauben, daß solche Männer bloße Büchermotten gewesen wären. Sie hatten Genie zu Allem, was sie anfingen. Sie hätten ebenso gut große Dichter als große Kritiker werden können.

Gutta cavat lapidem. Wer nur nicht müde wurde, Wielanden bescheiden zu schreiben, wenn er auch nicht antwortete. Diese Bescheidenheit rührt endlich, und er antwortet doch. So rührte ein Brief von Voß, mit welchem er ihm seinen Almanach von 1796 schickte und nichts von Wieland's Unter-

lassungssünden gedachte. So beschloß er, Reinharden, dem Göttinger, zu antworten. —

Den Chevalier Du Vau möchte er doch nicht zum ami de la maison machen; denn, sagte er, ich habe erwachsene Töchter in meinem Hause und die Franzosen sind des Teufels. Übrigens bevatert er ihn in literarischer Hinsicht auf jede Weise. —

Den Panegyricus des Isokrates habe ich darum zum Anfang meines Museums (des attischen) gewählt, weil er gleichsam durch seine Lobschrift auf Athen ein prächtiges Portal zu diesem resurrection-house der Hellenen mache.

Er wisse nicht, ob er Hegemonie, die oft im Panegyricus vorkomme, durch Primat übersetzen könne. Das Wort sei fremd und seit Campe seine puristischen Kritteleien treibe, wolle er sich doch so sehr als möglich vor fremden Wörtern hüten.

Über Goethe und Herder. Ihm und Goethe fehlt es an Selbsterkenntniß. Sie glauben, das Publicum müsse Alles dankbar aufnehmen. Herder ziehe Alles in sein Gebiet und wolle überall herrschen. Die Horen seien doch nur eine mercantilische Speculation von Schiller. Anfänglich sei es eine Bundeslade gewesen, die Niemand habe anrühren dürfen, ohne daß Feuer daraus hervorgegangen und die Frevler zu verzehren gedroht habe. Jetzt könne man schon menschlicher mit ihnen umgehen. Der Aufsatz von Goethe 1795. 10. das Feenmärchen fange prächtig an, ende aber sehr mattherzig; amphora coepit, urceus exit. Es werde ihm bange, daß es mit dem Wilhelm Meister auch so gehen könne. Herder nehme sich nicht Zeit genug, ein Ganzes, Vollendetes auszuarbeiten, und daher liefre er immer nur kleine Aufsätze, Fragmente. Selbst sein größtes Werk habe er mit Recht nur Ideen zur Geschichte der

Menschheit genannt, mehr wären sie auch nicht. Dies thue ihm in den Augen der Kenner Schaden. Wenn man einen so vollendeten, tief gedachten Aufsatz, wie den über den Seneca in der neuen deutschen Monatsschrift 1795 lese, so müsse man wünschen, daß er einmal hier auch ein Werk liefre, wie Lessing's Nathan. Der jugendlichen Petulanzen in seinen kritischen Wäldern u. s. w. schäme er sich jetzt selbst.

Den 15. November. Die Märchensammlung Dschinnistan entstand, als Wieland auf seinem Garten einmal von einer schweren Arbeit ausruhen und gradezu etwas arbeiten wollte, wobei er nur in ein Buch zu sehen brauche. Dies waren die Feenmärchen von Monkrif und Mad. d'Aulnoy. Einige übersetzte er blos; andere erhielten unter seiner Überarbeitung schon eine andere Wendung und Ausgänge. Zwei aber sind darunter ganz von seiner Erfindung. Das eine ist die Salamanderin und die Bildsäule. Wieland hat in der Vorrede zum dritten Band selbst einige Notizen darüber gegeben. Das schönste Märchen der d'Aulnoy ist der Oiseau bleu. Auch die Märchen müssen eine Einheit und etwas haben, wofür man sich herzlich interessiren kann. Dies ist in Goethe's neuestem Märchen im zehnten Stück der Horen nicht der Fall.

„Gewisse Bücher habe ich als Tröster in der Noth. Wenn mir der Geschmack zu allen übrigen vergangen ist, so bleiben diese, als eine feine Hauslecture. Hierher gehören einige Stücke Lucian's. Den Rabelais würde ich gern auch hierher rechnen, wenn ich ihn vom Blatt weg lesen könnte. Lange Zeit war der Tristram Shandy dies Leibbuch; ich habe ihn wol dreißig-

mal durchgelesen, und nun ist er mir doch etwas zu bekannt. Da hat sich aber neuerlich ein gewisser Herr Richter in Hof hervorgethan, dessen Hesperus oder 45 Hundsposten habe ich mir auch von Leipzig als ein solches Noth- und Hülfsbüchlein für meine alten Tage kommen lassen. Der Mensch ist mehr als Herder und Schiller. Er hat eine Allübersicht wie Shakspeare. Göthe urtheilt von ihm: man müsse sich mit diesem Menschen in Acht nehmen und ihn weder zu viel noch zu wenig loben — ein sehr alltäglicher Orakelspruch."

Auf Akenside's Pleasures of Imagination, die er aus Ebert's Auction erhalten. Jetzt freut er sich auf ihn als auf einen alten Bekannten. Er sah und las ihn vor 36 Jahren nur einmal bei Bodmer in Zürich. —

„Die wahre Humanität ist eigentlich das Ideal der menschlichen Vollkommenheit. Wer sie ganz besäße, vereinigte alle geistigen und körperlichen Vollkommenheiten im höchsten Grade, wäre stark wie Hercules, behende wie Achilles, klug wie Ulysses, weise wie Sokrates, scharfsinnig wie Chrysippus, witzig wie Lucian. Nun begreift man leicht, daß diese Humanität in dem wirklichen Menschen nur theilweise stattfinden kann, daß wir ihr aber Alle, sowie der Tugend, nachstreben müssen nach bestem Vermögen. Das sokratische καλὸς κἀγαθός war das Ideal der atheniſchen Humanität, aber nicht der griechischen. Nur die Athener konnten sich unter den Griechen bis dahin erheben. Aber die Humanität nationalisirt sich überall und ist nur in der platonischen Ideenwelt rein."

„Die englische Geschichte beweiset, daß diese stolzen Insulaner im Grunde stets den Gott Stupor anbeteten. Trotz ihrer Constitution ließen sie sich stets auf das Abscheulichste tyranniſiren."

Den 26. Novbr. 1795. Ich weiß nicht, wie mir der Vorwurf gemacht werden konnte, ich sei ein schlüpfriger Schriftsteller. In meiner Seele ist nichts von dem Stoffe, der hier gähren müßte, wenn ich das sein sollte. Es sollte mir wol auch verecundia wie dem Virgil gegeben werden. Noch jetzt in meiner neuen Ausgabe habe ich sorgfältig geprüft, wo etwas der Art anstößig sein könnte. Ein alter Mann, der Kinder und Enkel um sich herumlaufen hat, ist wol von allem Kitzel frei. Ich habe überall Originale copirt und mich sorgfältig in Acht genommen, der menschlichen Natur Bocksfüße zu geben, wo sie keine hat. Da hat Weiße in Leipzig in seinen sonst sehr bewunderten Gedichten weit mehr anstößige Sauf- und Hurenlieder. Bei mir handeln die Personen ihrem Wesen gemäß, und der Wollüstling kann nicht anders sprechen, als ich ihn reden hörte. Hätte ich die Menschen so geschaffen, dann könnten mich Vorwürfe treffen. Aber die hat Gott so gemacht. Nur eins meiner frühern Gedichte habe ich deswegen auf immer verdammt, weil es teuflische Caricatur und Bordellcharakter hat, Juno und Ganymed. Eine Gräfin, die mir und meiner Freundin (bei Stadion) groß Herzeleid zufügte, hatte meine Galle so gereizt, daß sie in diesen Erguß gerieth.

Über Schiller. „Er branlirt sich, um tief zu scheinen. Er begeht dadurch die Sünde gegen den heiligen Geist, daß er Das, wozu ihn sein Genie bestimmt, die Dichterei verleugnet, um Philosoph zu sein. Sein Geisterseher und die Götter Griechenlands sind menschliche, schöne Producte mit Schiller's eigenthümlicher und in dieser Mischung sehr angenehmen Stimmung. Er hat nie die Alten kennen gelernt, darum ist seine Schreibart

so ungeheuer. In seinem Don Karlos ist Philipp ein gigantisches Unding und Alles ist kolossal; aber der Schwanz, der Alles verdirbt, ist die Eboli, ein unerklärliches Geschöpf voll Widersprüche. Wenn der gute Schiller weniger Krämpfe hätte, würden auch seine Darstellungen weniger convulsivisch sein. Was er Gutes schrieb, entfloß ihm in heiteren Stunden. Wenn ich jetzt meinen Rath an einen jungen Dichter wiederabdrucken lasse, werde ich am Ende noch eine Nachschrift beifügen, ungefähr des Inhalts: „Sind Sie mit Krämpfen je behaftet gewesen, so lassen Sie sich nie mit den Musen ein. Diese Buhlschaft vermehrt die Krämpfe entsetzlich. Ist Ihnen etwa einmal durch einen Pfuscher die Krätze in den Leib zurückgetrieben worden, so machen Sie ja keine Verse (auf Baggesen, dem dies wirklich in der Jugend passirte und der daher ewig eine innere Inconsistenz bei der größten Kraftfülle behält)."

Über Göthe. „Bei Ende des zweiten Bandes des Wilhelm Meister hoffte Goethe mit vier Bänden auszukommen. Jetzt spricht er schon von fünf Bänden. Die vier Friedrichsd'or pro Bogen schmecken so gut, daß noch sechs oder acht Bände daraus werden können. Die Geständnisse der schönen Seele, welche die größte Hälfte des dritten Bandes ausmachen, sind von einer verstorbenen Dame, die Goethe nur nach seiner Art zuschnitt. Man sieht ihnen das Fremdartige auf jedem Worte an. Es fehlte eben Goethe an Manuscript. Das ganze Buch hat dadurch schon eine auffallende Ungleichheit, daß morceaux aus ganz verschiedenen Perioden Goethe's darin sind. Überhaupt arbeitet Goethe so, daß er Stücke (z. B. bei einem Schauspiel Scenen aus dem ersten und fünften Act) einzeln ausarbeitet und sie dann sehr lose zusammenhängt. Das erste

Buch im Wilhelm Meister war schon vor zehn Jahren viel lebendiger einmal niedergeschrieben. Aber seltsam ist es, daß Goethe, der in seinem Serlo und Meister solche Ideale von guten Theaterdirectionen aufstellt, selbst ein so abscheulicher Director ist und bald den Geschmack des weimarschen Publicums auf Haberstroh reducirt haben wird (z. B. der Zauberzither) *)."

(Den 29. Novbr. 1795.) Wieland sprach mit größtem Respect von Mounier, der ihn oft besucht und ihm vorplaudert. „Wenn ich überlege, was wir armen Bücherwürmer und Stubenphilosophen für elende Wichte gegen einen solchen praktischen Mann sind, so halte ich es schier für ein Sacrilège, ihm Einwürfe zu machen und zu widersprechen. — Überhaupt sind wir Gelehrte und Büchermacher doch eigentlich zu gar nichts nütze und nur eine Ausgeburt überfeinerter Staaten (dies macht, Wieland hatte nie bei seinem literarischen Leben eine eigentliche Function, ein Amt, einen Actenkasten). Das hab' ich oft meiner Frau gesagt, wenn ich so Sümmchen von Reich zugeschickt erhielt: Was sind die Menschen für Narren, daß sie für beschriebenes und bedrucktes Lumpenpapier, das doch am Ende nur dazu gut ist, Käse einzuwickeln oder zur Serviette zu dienen, so viel Geld wegschmeißen. Wir Gelehrte sehn uns für viel zu wichtig an. Wir sind Drohnen und Faulthiere im Bienenstock." —

(Den 24. Decbr. 1795.) Merkwürdige Recension über Wieland's Prachtausgabe, besonders über den neu bearbeiteten

---

*) Wer möchte solche Urtheile jetzt noch unterschreiben wollen. Sie mögen aber als charakteristisch für ihre Zeit und das Zusammenleben der vier weimarschen Heroen auf die Nachwelt übergehen.

Agathon von Jacobs in d. Neuen Bibl. d. schön. WW. LVI, 1. Als ich mit W. darüber sprach, äußerte er, daß ihm besonders die Stelle sehr treffend geschienen hätte, wo das unaussprechliche Etwas, das wie ein Zauber über alle seine Bilder gegossen ist, bemerkbar gemacht wird. „Ich kenne dies," sagte Wieland, „sehr gut. Zum Theil entspringt es aus meinen blöden Augen, die ich schon in dem frühesten Knabenalter so gehabt habe. Diese Blödsichtigkeit umschleierte gewissermaßen alle Gegenstände außer mir mit jenem zartgewebten ätherischen Duft, der der Phantasie so wohl thut. Dies würde aber doch nur Nebelbilder hervorgebracht haben, wenn nun nicht in mir selbst Streben nach sinnlich klaren, festen Umrissen meiner Phantasiegeschöpfe gekommen wären."

Sehr wahr fand er auch, was Jacobs bemerkt hatte, daß Wieland's Nachahmer alle so sehr verunglückt wären und er überhaupt keine eigentliche Schule von Jüngern und Nachfolgern gebildet habe. Dies sei daher gekommen, weil er nichts schreibe, auch das muthwilligste oder kleinste scherzhafteste Gedicht nicht, dem nicht etwas von Lebensphilosophie oder sokratischer Weisheit, etwas von dem Horazischen ridendo dicere verum beigemischt sei. Dies horazisch-lucianische Ingredienz von spottender, lächelnder, strafender Ironie mache das Salz seiner üppigsten und muthwilligsten Dichtungen, und dies fehle allen seinen Nachahmern.

Unzufrieden war er mit dem Tadel, daß des Sophisten Hippias plötzliche Erscheinung im Agathon am Ende zu wenig motivirt sei. Hippias habe ja in Olympia Agathon's Schicksale in Syrakus gehört; Veranlassung genug, um ihn dort aufzusuchen.

Wieland's lobende Briefe sind oft sehr gemisbraucht worden. So zog der M.... mehr als ein Jahr mit einem solchen Briefe durch ganz Deutschland herum und bediente sich seiner als eines literarischen Passe-Ports für seinen Subscribentensammlungsunfug.

So ließ Arvelius im Intell.-Blatt der Allg. Lit.-Zeit. 1795 eine Stelle aus Wieland's Lobpreisungen seiner Gedichte, gegen Alxinger's scharfen Tadel derselben, als Ägide abdrucken. Arvelius hatte 1794 Wielanden ein splendides Dedicationsexemplar seiner Gedichte geschickt, die aber Wieland, der eben damals Kopf und Hände voll hatte, nicht einmal ansah und in Hoffnung besserer und ruhigerer Zeiten seiner Bibliothek ohne weiteres einverleibte. Seitdem hatte Wieland nicht weiter daran gedacht und den ganzen Handel rein vergessen. Ein Jahr darauf ging Arvelius vom Karlsbade durch Weimar und ließ sich bei Wieland melden. Dieser schnauzte seiner Gewohnheit nach, da es ihm eben sehr ungelegen kam, die Mission an und war nicht zu Hause. Eine zweite Beschickung mit dem Vermelden: Herr Arvelius wünsche den Herrn Hofrath nur auf ein paar Worte zu sprechen. Eine zweite noch unwilligere Verweigerung. Indeß fällt dies Wielanden doch auf's Herz. Arvelius!? den Namen solltest du doch schon gelesen und gehört haben. Er denkt nach und endlich erinnert er sich, wie durch einen Nebel, des Dedicationsexemplars. Kaum ist er in seine Bibliothek getreten, so fällt ihm auch der prächtige Band in die Augen. Er greift zu und blättert, liest, seines Unrechts sich bewußt, mit Bedauern gegen den armen Arvelius, findet wirklich recht artige Stellen, findet nun Alles artig und zürnt wegen seiner Rusticität auf sich selbst. Indeß jetzt muß er zur Her-

zogin und die Sache ist einmal geschehen; als er Abends nach Hause kommt, findet er einen Brief von Arvelius, im bescheidensten Ton voll Klagen über sein Unglück und mit der Bitte, ihm wenigstens sein Verdammungsurtheil nicht vorzuenthalten. Nun setzt sich Wieland zu einer amende honorable hin und schreibt freilich mit größerer Wärme des Guten mehr, als er es sonst gethan haben würde, um den gebeugten Verfasser wieder aufzurichten. So etwas läßt nun Arvelius aus allem Zusammenhange herausgerissen, öffentlich, ohne den Schreiber zu fragen, abdrucken. Alxinger schrieb Wielanden einen langen Brief zur Entschuldigung, daß er so verschieden von ihm geurtheilt habe. Im Januarstück 1796 des Mercur will Wieland den ganzen Hergang erzählen. Mit Alxinger's wunderlicher Art, sich selbst durch Apostrophen zu chicaniren, ist Wieland durchaus unzufrieden.

Reinhold sondirte kurz vor seinem Abgange nach Kiel Wieland's sämmtliche Briefschaften und nahm große Pakete der wichtigsten mit sich. Unter ihnen fand sich auch der interessante Brief von Lessing an Wieland, den Reinhold dann in der schleswiger Monatsschrift 1794 abdrucken ließ. Nach Wieland's Willen werden, sobald er todt ist, alle seine Briefschaften in eine Kiste gepackt und Reinholden zugeschickt.

Den 6. Januar 1796. Wieland hatte von Reinhold die Einladungsschrift: Entwurf zu einem Einverständnisse unter Wohlgesinnten, über die Hauptmomente der moralischen Angelegenheiten, als Manuscript gedruckt, durch mich erhalten und zu lesen angefangen. „Wenn nur die Herren erst eine Sprache sprächen, die auch der Laienbruder verstehn könnte. Ich möchte wissen, ob denn die Kantische Schule auch die Vernunft in dem Sinne nehme wie

Cicero seine ratio. So lange diese Herren nicht Allen verständlich sind, ist und bleibt ihre Philosophie leere Terminologie. So weiß ich nicht, ob das, was Reinhold Gewissen nennt, probehaltig ist. Überhaupt habe ich in meinem Leben mit dem, was man Gewissen nennt, nicht recht fertig werden können. In meiner platonisirenden Jugendperiode las ich einmal eine mystische Schrift eines schweizer Edelmanns, Muralt, L'institut divin betitelt. Darin wird das Gewissen als die einzige in dem Menschen befindliche particula aurae divinae, als das ἀποσπασμάτιον des alldurchdringenden Gottes in dem Menschen vorgestellt. Damals machte die Lecture dieser Schrift außerordentlichen Eindruck auf mich, und ich werde mir bei meiner Reise in die Schweiz alle mögliche Mühe geben, sie wieder aufzutreiben und nun in meinem jetzigen Ideenkreise noch einmal durchzulesen. (Beiläufig, dieser Muralt war ein herrlicher Kopf in der frühern ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Er ist Verfasser der Lettres sur les Anglois et les François, in denen er diese zwei Nationen richtiger paralleliſirt hat als später Voltaire. Muralt zeigte den Franzosen, daß ihre zwei angebeteten Schriftsteller Molière und La Fontaine nicht einmal von Seiten der Moral und Naivetät, worauf beiden so große Lobsprüche ertheilt werden, echt wären und wol gleich die erste Fabel von La Fontaine: Maître corbeau eine scharfe Censur verdiene, wobei er ihre Plattheiten zeigt. Darüber erhoben die Franzosen ein: Kreuzige! gegen ihn. Später aber gerieth dieser Muralt in den Mysticismus und ging verloren.) Wäre das Gewissen etwas Göttliches, so könnte es nicht irren, nicht übertäubt werden.

Über Humanität und den Begriff, den die Alten damit verbanden. Ihnen war sie die Perfectibilität des

ganzen Menschen nach Seele und Körper, Alles, was durch unendliche Stufen vervollkommnet, den Menschen über die Thierheit erhebt, Bildungsfähigkeit und reiche Ausbildung des Körpers durch Gymnastik, Musik, schöne Künste, der Seele durch Geschichte, Poesie (humaniora) u. s. w. Reinhold's Unterschied (a. a. O. §. 2, S. 5.) zwischen Humanität, Menschlichkeit und Menschheit ist sehr willkürlich.

Bei Gelegenheit der rührenden Trauhandlung, durch welche Herder in Belvedere 1795 Heinrich Geßner mit Lottchen Wieland verband und wobei Alles bis zu Thränen gerührt wurde, erzählte Wieland, wie rührend der Actus gewesen sei, als sein biederer Vater ihn und seine Braut (eine geborne Augsburgerin) selbst mit sichtbarer, bei ihm aber sonst sehr seltenen Bewegung in Biberach getraut hätte. Wieland's Vater verschloß alle seine tiefen Empfindungen in die Brust, weil er nach dem Wegsterben seines einzigen Freundes Niemand in Biberach fand, der ihn gefaßt hätte. So kam also seine Empfindung nur selten zum Vorschein. Auch war seine Mutter keinesweges dazu geschaffen, dem Herrn Oberpfarrer Wieland den steifen Priesterkragen abzubinden. Diese war viel zu lebhaft, viel zu sehr dem Spiel ihrer Phantasie unterthan. Bei Wieland's Trauung war ein alter im Hagestolzenstand verhärteter Bürgermeister von Biberach gegenwärtig. Dieser kam nach dem Trauactus zum Bräutigam, drückte ihm die Hände und sagte, um so getraut zu werden, möchte ich wol selbst noch heirathen.

Als Wieland in Zürich war, hatte Sal. Geßner die muntere Heidegger noch nicht geheirathet. Geßner's Vater wollte in diese Heirath lange nicht willigen, weil der Zunftherr Heidegger ein wildes, ausgelassenes Leben führte, mit Maitressen

lebte und sich daher um seine Tochter wenig bekümmerte. Auch hatte Jungfer Heidegger damals die Meinung der Züricher gegen sich, und als Sal. Geßner endlich als einziger Sohn dennoch durchdrang, hielt man ihn wegen dieser weltlich gesinnten Frau allgemein für verloren. - Aber grade diese Frau wurde eine musterhafte Gattin und Mutter, ordnete Salomo's Kunstgenie zum Erwerb, den sie anfangs, wo er nur noch Diener in der Buchhandlung des Vaters war, wohl nöthig hatten. Auf sie freute sich jetzt Wieland mit voller Seele.

Unbeschreiblichen Genuß macht ihm die splendide Ausgabe von Geßner's Werken, 2 Bde. 4 (1778.) mit den von Geßner selbst vortrefflich geätzten Kupfern, wovon er soeben ein herrliches Exemplar aus Zürich geschickt erhalten hatte. „Könnte ich Kupfer stechen, wie viel besser als Ramberg wollte ich meinen Agathon in der neuen Prachtausgabe auch von dieser Seite ausgeschmückt haben." Dreizehn Ölgemälde von Sal. Geßner bewahrt die Familie noch als einen besondern Schatz.

(Den 13. Januar 1796.) „Ich habe große Noth, das Datum meiner früheren Producte zu fixiren und muß mich dazu selbst oft Meusel's bedienen. Panthea und Araspes war eigentlich im Plane meines Cyrus, ist aber alsdann während meines Aufenthalts in der Schweiz in Prosa geschrieben worden. Dies ist meine erste gute Prosa gewesen, wiewol sie freilich noch viel jugendliche Declamation enthält. In keiner meiner Schilderungen der Liebe ist die Sache so psychologisch vom ersten Keim bis zur smania amorosa fortgeführt, und darum gebe ich diesem Product einen entschiedenen Werth. Der größte Theil des Agathon und des Idris sind im ersten Jahre nach meiner Verheirathung zum Theil im Gartenhäuschen zu Biberach

geschrieben. Vom Musarion war nur ein Fragment fertig, was lange in meinem Pulte lag, ohne daß ich sehr darauf achtete. Einmal komme ich darüber und finde beim neuen Durchlesen, daß sich doch wol etwas daraus machen ließe."

„Mit dem neuen Amadis debutirte ich in Erfurt, wo sich freilich Alles kreuzigte und segnete, daß der erste Professor der Philosophie solches Zeug schreiben könnte. Ich machte mir aus alle diesem Geschnatter nichts, da ich mich auf die Gunst des Kurfürsten von Mainz und seines ersten Ministers sicher verlassen konnte."

„Die gehässigsten Recensionen gegen mich erschienen in der Nicolaischen allg. Bibliothek. Da war das Lastthier Musäus mein Recensent. Diesem ehrlichen Manne habe ich in der Folge zu einem Honorar von zwei Friedrichsd'or pro Bogen von Freund Hains Erscheinungen bei Steiner geholfen, wovon er ganz entzückt war. Musäus' Jovialität litt keinen Thaler im Sacke. Daher war er immer in Geldnoth und mußte für Nicolai große Stöße von Allerweltsschriften den Bogen zu vier Thaler recensiren."

„Ich bin noch immer sehr furchtsam über die Stimme des Publicums gegen mich und verspreche mir für mein Attisches Museum kaum 500 Abnehmer."

(Den 24. Januar 1796.) „Die Art, wie ich arbeite, ist ungefähr der Arbeit eines Zeichners ähnlich, der nur immer Linien und Striche hinkritzelt, immer mit seinem Brote wegwischt, immer zusetzt und endlich doch etwas ganz Leidliches hervorgehn läßt. Sowie ich etwas aus mir selbst producire, so schreibe ich gleich aufs Papier. Aber mein Gedanke bildet und

formt sich erst, indem ich ihn drei-, viermal und noch öfter umkehre, ausstreiche, drehe, wende*). Daher nichts fürchterlicher als meine Brouillons. Darum muß ich auch meine Augen mit möglichster Sorgfalt schonen, weil ich durchaus nicht mich in diesem Alter ans Dictiren gewöhnen könnte. Wer dictirt, muß schon Alles vor sich in der Seele feststehn haben."

„Meine Übersetzung soll möglichste Approximation zum Autor selbst sein. So haben aber z. B. weder Auger noch Gillis den Isokrates übersetzt. Jener hat einen vornehmen Prälaten, der ein éloge funèbre hält, dieser einen Lordkanzler Thuclow aus ihm gemacht."

„Die Engländer haben einen eisernen Ring um den Hals, der sie hindert, rechts und links zu sehn; sie sehen büffelartig nur immer auf einen einzigen Punkt. Den sehn sie scharf und richtig. Aber Alles ist einseitig und pedantisch."

„Da Lucian's Werke selbst im Gehalte sehr verschieden sind, so habe ich nur auf die große Sorgfalt gewendet, die es verdienen. Viele seiner Jugendproducte sind unausstehlich geschwätzig und uncorrect. Diesen mußte ich nachhelfen und da übersetzte ich freier. Aber seine guten Werke, seinen Timon, Nigrinus, Reviviscentes habe ich mit größter Treue wiederzugeben versucht. Meine Hypothese über des Demosthenes Encomium halte ich für sehr scharfsinnig." —

---

*) Damit hängt eine Äußerung Herder's zusammen, bei Gelegenheit von Baggesen's Lied: Ja und Nein, oder die Grazien des Widerspruchs (in Vossens Musenalmanach). Dies sei auf Lottchen Wieland (Mad. Geßner in Zürich) gemacht, welche eine schwebende Unbestimmtheit gewissermaßen als Erbtheil ihres Vaters habe, der die sonderbare Gewohnheit besitzt, einen hart und rund ausgesprochenen Satz nach und nach so lange zu mildern und zu umschränken, bis die ganze Sentenz ihre völlige Kraft verliert.

(Den 3. Februar 1796.) „Ich will Alles anwenden, um aus meinem 24jährigen Fürstendienst noch am Ende meiner Tage herauszukommen. Ich werde allezeit au premier venu aufgeopfert. Z. B. seit vielen Jahren stand ein Fortepiano hier in meiner Stube, das mir fast unentbehrlich geworden war, weil ich die Gewohnheit hatte, oft für mich selbst darauf zu phantasiren und ein erträgliches Cantabile darauf zu spielen. Das ist Musik fürs Haus, die Niemand weiter hören darf. Vor Kurzem schreibt Einsiedel an mich, ob ich es nicht auf einige Zeit entbehren könne. Herzlich gern. Aber man schickt es, wie ich von den Leuten höre, die es abholen, zu Mounier. Und dieser und dessen Tochter spielen — nie darauf! Dies, ich gestehe es, hat mir meine gute Laune mehre Tage verdorben. Jetzt lasse ich mir mein altes Klavier zurecht machen, das mir darum freilich weniger zur Hand ist, weil ich nicht Virtuos genug bin, um in die Zartheit des bloßen Klaviers zu entriren. So erhalte ich auch keinen Reisewagen von der Herzogin. Ich werde es in den Anzeiger setzen lassen, wer mir einen ablassen will."

„An Galle gegen diese Hofmishandlungen*) hat es mir nicht gefehlt, und ich habe ihr auch immer Luft gemacht. Mein Danischmende bin ich selbst. In dem verklagten Amor sind hiesige Hofscenen abconterfeiet. Die Abderiten entstanden in einer Stunde des Unmuths, wie ich von meinem Mansardenfenster herab die ganze Welt voll Koth und Unrath erblickte und mich an ihr zu rächen beschloß."

*) Es versteht sich wol von selbst, daß diese Klagen nicht von den höchsten Personen selbst gelten, auch zum Theil nur Ausflüsse einer übeln Laune und seiner reizbaren Heftigkeit waren.

„Man hat in meinen Abderiten viel Anspielung gefunden, an der ich völlig unschuldig bin. Niemand aber fand sich mehr gekränkt als der ehrliche Maler Müller in Manheim. Ich hatte an ihm in Manheim selbst einen geraden, braven Mann kennen lernen, voll Geniedrang, aber eine gute Haut, bonne pâte d'homme. Nun hatte er aber ein ganz ungenießbares Kind seiner Phantasie zur Welt gebracht, Niobe. Dies that mir um seinetwillen leid, und ich suchte es absichtlich zu vergessen, daß Er Vater dieses Wechselbalgs sei. In meinen Abderiten aber brauchte ich eine Instanz und nehme die Niobe, ohne nur zu ahnen, daß dies Müllern treffen werde, dessen Vaterschaft ich rein vergessen hatte. Dieser wurde indeß, da Jedermann mit Fingern auf ihn wies, unbeschreiblich dadurch gebeugt. Man schrieb mir's und ich gab mir alle mögliche Mühe, ihm wenigstens zu beweisen, daß ich ihn nicht habe kränken wollen."

„Überhaupt hat mir in diesem Falle mein Gedächtniß oft böse Streiche gespielt. Ich behalte die Sache und vergesse die Namen, halte die Sache für meine Erfindung, brauche sie als die meinige und finde am Ende, daß es eine Reminiscenz gewesen, die der Deutungssucht einen offenen Spielraum gewähre. Ich habe eigentlich nur Eine Person in meinem Leben gemeint, das ist die Gräfin Schall, Tochter des Grafen Stadion, gegen die ich eine große Wuth hatte und die ich als Juno figuriren lasse. Aber darum ist mir jetzt das Stück unrein und verhaßt. Sonst hat man mir wol auch Schuld gegeben, daß ich im Dionysius meines Agathon's den vorigen Herzog von Würtemberg geschildert habe. In Einigem können die Leute wol Recht haben, aber es ist doch nicht mit Bewußtsein geschehen. Ich verfahre mit allen diesen Schöpfungen wie Zeuxis zu Kroton

mit der Helena. Man mochte indeß dem Herzog selbst etwas der Art von mir gesagt haben; als er hier war und Herder und ich ihm präsentirt wurden, affectirte er uns gar nicht zu kennen. Dagegen hielt er in Jena ein großes Gastgebot, wo er die Pedanten alle zusammenbat und sie von seiner neuen Universität unterhielt, ihnen streitige Punkte zur Entscheidung vorlegte, aber allezeit vorausschickte: der Gesetzgeber (sich selbst meinend) hatte darüber so gesprochen u. s. w.! Ich konnte mich damals nicht enthalten, ein Epigramm auf diesen Dionysius zu machen, das aber die Leute sehr beißend fanden und fleißig circuliren ließen*)."

„Einst sprach der große Friedrich von mir mit Herzberg und bezeugte seine Verwunderung, daß ein Mann in Deutschland wäre, der berühmt sein solle, aber seine Bekanntschaft nicht gemacht hätte. Freilich hätte ich ihm huldigen, ihm etwas dediciren sollen. So wollen es die großen Leute haben."

Als ich zu ihm kam, hatte er eben den hämischen Ausfall Schiller's in den Horen (1795. XII.) gelesen und war über der letzten Revision seiner Abderiten begriffen. Warum (fragte er) gedenkt der Herr dieses in seiner Art gewiß vortrefflichen Buchs mit keiner Sylbe? Schiller wollte die Vorrede zur großen Ausgabe von Wieland's Werken machen und schrieb deswegen

---

*) Ich habe ein Epigramm, doch nicht von Wieland's Hand, vorgefunden, welches so lautet:

Mit größtem Recht, o Schwabenkönig, hieß
Die Welt dich längst den zweiten Dionys;
Dir fehlte nichts, die Gleichheit zu vollenden,
Als mit Schulmeistern auch wie Dionys zu enden.

(An den Herrn G.... v. U...)

an Wieland. Dieser lehnte es bescheiden ab, daher die erste Mislaune. Einige kleine Billets von Schiller beantwortete Wieland nicht. Das verdroß wieder. Nun fröhnt er Goethen. —

„Komme ich einst dazu, die Geschichte meiner Schriften zu schreiben, so werde ich Vieles über die mir angeschuldigte Schlüpfrigkeit meiner Schriften zu sagen haben. Ich habe besondre Vorstellungen von den Sacris phallicis des grauen Alterthums. Es waren die ehrwürdigsten Naturfeierlichkeiten. Sobald der Mensch nur ein Glied an seinem Leibe hat, dessen er sich schämen muß, hat er seine Unschuld verloren. Man tadelt es, daß nackte Figuren da aufgestellt werden, wo Mädchen im Hause sind. Hätte ich nur recht viel, ich wollte alle meine Zimmer davon anfüllen. Warum ziehn wir denn den Hunden und Ochsen nicht auch Hosen an? Der heiligste Naturtrieb ist durch Pfafferei entadelt und verschrien worden. Um dieser Bigotterie zu entgegnen, habe ich solche Themen ausgemalt, die ich absichtlich ergriffen habe, nicht daß sie mir, wie Schiller beliebt zu sagen, unglücklicherweise in die Hände gefallen wären." —

(Den 28. Febr. 1796.) „Ich habe nie etwas gedichtet, wozu ich nicht den Stoff außer mir, in irgend einem alten Romane, Legende oder Fabliau gefunden hätte. So half mir ein ganz unbekannter Romancier, Caveccio, aus dem sechzehnten Jahrhundert, dessen tolles Geschwätz in den Mélanges tirées d'une grande bibliothèque steht, auf die erste Idee von Clelia und Sinibald, meinem Lieblingsstücke unter den kleinern. — Ja, wenn ich so vollgestopfte Scrinia hätte, wie Herder! aber ich habe nie in meinem Leben etwas im Voraus gearbeitet. — Ich wollte Falken eher die 200 Thaler selbst geben und ihn bitten,

er möge mir lieber seine Materialien zum Calender für den Mercur geben. —

Von meinem vierzehnten Jahre an bin ich in Klosterbergen gewesen. Nach drei Jahren auf ein halbes Jahr zurückgekommen. Dann bin ich wieder von der Universität zu Hause gewesen. Dann sechs Jahre in der Schweiz, beinahe fünf Jahre in Zürich und eins in Bern. Dann wieder neun Jahre in Biberach. In Memmingen möchte ich Patrizier sein. In Biberach ist wegen der Parität keine heilsame Besserung möglich." —

(Den 6. März 1796.) „Bertuchen habe ich durch den Einfluß von Görz zum geheimen Secretair des Herzogs gemacht. Er hatte viel auszustehen, als die Göthe'sche Genieperiode anging, wo er immer nur der Philister hieß. Dafür warf man ihm aber zuweilen auch etwas zu. Dahin gehörte die Bewilligung, den alten fürstlichen Garten für einen sehr leichten Kanon zu besitzen. Hier erbauete er mit den 2000 Thalern, die er durch seine Don Quixote gewonnen hatte, durch die Erleichterungsmittel, die ihm als Secretair des Herzogs zu Gebote standen, sein Haus. Sonderbar ist's, daß der ehrliche Cervantes, der in seinem undankbaren Vaterlande fast Hungers starb, einem Deutschen, einer thüringer Heringsnase, ein Haus erbauen mußte. Zur Abonnententrommel bediente sich Bertuch des Mercurs, der ihm überhaupt treffliche Dienste leistete, um seine Bekanntschaften zu erweitern. Übrigens weiß ich wohl, wie weit Bertuch's Freundschaft gilt. Er hat mir statt Ducaten schön glänzende Souverainsd'or aufgeschwatzt, wobei er das Agio trefflich zu benutzen wußte. Ich war Kind genug, um die blanken Goldstücke lieb zu haben. Da gab er mir die Puppe.

Er hat mich beschwatzt, an der dessauer gelehrten Buchhandlung Theil zu nehmen, und ich habe baare 1000 Thaler dabei verloren, worüber er mir nie eine Rechnung vorgelegt hat. Die Idee zur Allg. Lit.-Zeit. ist eigentlich die meinige. Ich hatte damals von meiner Schwiegermutter Einiges geerbt; das sollte wuchern, und so kauften wir Mauken die Pressen. Zwei Billets, die ich und Schütz einander gleich in der ersten Woche übel nahmen, brachte die Trennung hervor. Auch wollte ich nicht umsonst an dem Gewinn theilnehmen. Bertuch machte grade nur so viel Gegenvorstellungen, als die Höflichkeit foderte. — Die letzten zwei Bände der großen Ausgabe sollen Mémoires pour servir à l'histoire littéraire de Mr. Wieland enthalten.

Über Solon will ich schreiben. Seine Gesetzgebung hätte stets Regulativ der Athener bleiben sollen; er hatte das rechte Temperament zwischen Aristokratie und Demokratie gefunden."

(Den 10. März 1796.) Die Empfindungen der Christen, Sympathien, Briefe der Verstorbenen u. s. w. gab Wieland der Orell-Füßlischen Handlung umsonst, erhielt aber vielleicht für 20 Thaler Werth Bücher dafür. Darum konnte auch diese nichts dagegen haben, wenn er jene Sachen für die Supplementbände seiner Opera omnia reclamirte. Sie haben damals großen Gewinn gebracht. —

Das erste, wofür Wieland einen Ducaten Honorar bekam, war Araspes und Panthea. — Für den Shakspeare erhielt er pro Band im Deutschen gedruckt zehn Carolin. — Es war etwas Unerhörtes, als Reich Wielanden zwei Louisd'or pro Bogen zahlte. Reich wußte dies aber auch in allen seinen Briefen recht geltend zu machen, zumal da er allerdings das

Unglück hatte, daß immer in vier Wochen auch schon ein Nachdruck des Wielandschen Werkes da war. (Anekdote: Der Buchdrucker Schmieder in Karlsruhe inhibirte den Nachdruck des Oberon, als er hörte, der rechtmäßige Verleger Hofmann sei todt und habe Witwe und Kinder hinterlassen. Ex Büttneri ore qui tum forte Caroliruhae degebat.)

Wieland kann noch jetzt die kleinste Elzevirische Ausgabe lesen und wünscht sich einen Horaz besonders in dieser Form gedruckt. — Der prächtige Oberlin'sche Horaz ist das einzige Präsent, welches Wieland vom Herzog als seinem fürstlichen Zögling erhielt. — Die Recension des Mangelsdorfischen Hausbedarfs der Geschichte in der Allg. Lit.-Zeit. macht Wielanden große Mühe.

(Den 16. März 1796.) „Ich habe immer die Meinung gehabt, daß die Menschen eigentlich nur als eine höhere Classe von Affen mit einer besondern Perfectibilität, die bei ihnen statt des Instincts ist, zu betrachten wären. Gewisse höhere Genien haben sich von Zeit zu Zeit verkörpert, um dies Affengeschlecht zu civilisiren. Etwas von diesem Genialischen haben alle Musenpriester. Ich will dies einmal besonders ausführen. — Ich wollte den Isokrates malen, wie er ausgesehen haben muß, und aus der Pnyx herauslesen, wenn ich in der Ekklesia wäre. Er ist unter den Rhetoren ein Sokrates gewesen, voll Bonhomie. Ihm ist's ernst, daß aus den Athenern etwas Gescheites werden möge." (Die Untersuchung, wie die chronologischen Zweifel über die Zeit der Abfassung des Panegyricus gelöst werden können, beschäftigt ihn eine Woche lang.)

(Den 20. März 1796.) „Vielleicht erlebe ich es noch, daß kein Deutschland mehr ist.“ Ein gewisser Lehrer an einem Forstinstitute bei Meiningen schickte Wielanden Dichtererstlinge und nannte ihn in seinem Briefe den Meistersänger Deutschlands. Diese Benennung machte ihm große Freude. Dabei erzählte er, daß er sich als Kind in Biberach die letzte Hefe der dortigen Meistersänger bei Hochzeiten und am Neujahrstage vor den Thüren singen gehört zu haben erinnere.

Hottinger's Leben von Salomo Gesner hatte ihm großen Genuß bereitet. Auch Wieland's erste Dichterbekanntschaft war Brockes. Als neunjähriger Knabe lustwandelte er, den Brockes in der Tasche, in der schönen Thalgegend bei Biberach und seine ersten Dichterversuche waren in Brockes' Manier.

(Den 27. März 1796.) Als ich zu ihm kam, war er mit der Ausfeilung seines Oberon für die Göschen'sche Ausgabe beschäftigt. Ist es möglich, daß sie noch viel zu ändern finden? fragte ich verwunderungsvoll. O ja! war die Antwort, sehen sie selbst! In der That waren in den vier bis jetzt revidirten Gesängen fast auf allen Seiten wichtige Verbesserungen. „Das wird so in der ersten Hälfte fortgehn; in der zweiten kommt's seltner, denn da war ich im Flusse.“ Er sucht jetzt wo möglich alle die kleinen Spuren lächelnder Laune wegzupoliren, die in der ersten Ausgabe stehn geblieben sind. Der Oberon soll ein reines Werk objectiver Darstellung sein; man muß darin, wie im Homer, den Dichter gar nicht merken. Zum Beweis gab er mir eine soeben emendirte Stelle, dritter Ges., Strophe 36:

Allein beim ersten Stoß, den Huon's gutes Schwert
Auf seinen Harnisch führt, vergeht ihm schon das Lachen.

Dieser Ausdruck ist zu komisch und kann gewissermaßen nicht ohne Lächeln gesprochen werden. Darum paßt er nicht in den Oberon und ist nun getilgt. — Manche grammatische Kleinigkeiten, schielende Reime, z. B. zurücke, Blicke, sind nun auch weggekommen. Ingleichen macht er sich's zur Regel, überall die Anapästen auszustreichen, wo sie nicht eigentlich malen, z. B. Ges. II. Str. 42., wo sie allerdings stehn bleiben mußten.

Wieland erhielt nach der allgemeinen Verbreitung seines Oberons einen Brief von dem Minister des Herzogs von Parma, der seit Jahr und Tag seiner Dienste entlassen ist, Reconi. Dieser hatte Deutsch gelernt und den Oberon im Original gelesen. Er dankte dem Dichter für den Genuß, den er aus diesem reinen Kunstwerk geschöpft habe und den ihm kein italienischer Dichter der romantischen Epopöe je gewährt habe. — Im Roman, dem Wieland den ersten Stoff zum Oberon verdankt, im Huon de Bourdeaux, ist Oberon ein Sohn des Julius Cäsar und einer Hexe, ungefähr ein solcher boshafter Kobold, wie ihn Scherasmin jetzt noch dem Huon in der Beschreibung des Zauberwaldes schildert. Wieland hat ihm das Gutmüthige aus Shakspeare's Mid-summer night gegeben und doch das knabenhafte Elfenwesen mit größerer Majestät vertauscht. Darauf thut er sich jetzt noch eben so viel zu gut als in der Vorrede zum Oberon selbst. Auf einen Fehler im Oberon ließ ein Reisender Wielanden durch Göschen aufmerksam machen. Es ist geographisch unrichtig, daß es in Tunis nicht Nacht werde, sondern nur ein halbdüstrer Abend mit dem Morgen abwechsle. Der Reisende war selbst in Tunis gewesen. Diese Stelle wird viel Arbeit in der Umänderung kosten. — In der berühmten Schilderung der Wirkung der Phantasie, wo die Todtenhand

hervorlangt, hat Wieland mehr als einen Tag damit verloren, das Wort Gaden, das Vielen (z. B. dem Prinz August [von Gotha]) ganz unverständlich ist, wegzubringen. Aber es ließ sich durchaus nicht machen. Jetzt soll ein kleines Glossarium veralteter Worte gleich den Eingang zum Oberon machen. Ich habe versprochen dazu behülflich zu sein.

(Den 24. April 1796 auf einer Promenade im Park.) Ein gewisser Tettenrieder aus Ulm, ein Büchsenspanner, der eine Büchsenspannerswitwe in Biberach geheirathet hatte, ein Frauenzimmerschuster, der in Paris gewesen war und Carlin spielen gesehen hatte — er machte in der ganzen Gegend die niedlichsten Frauenschuhe und Pantoffeln — waren die Hauptacteurs beim Bürgerschauspiel in Biberach, als Wieland aus der Schweiz dahin zurückkam und als Stadtsecretair und unterster Senator die Aufsicht über dies Schauspiel bekam. Es waren nämlich sonst in den meisten schwäbischen Reichsstädten eigene Corporationen von Schauspielern, die aus Bürgern und Bürgermädchen bestanden und jährlich bei gewissen Gelegenheiheiten ungefähr in der Manier spielten, wie Shakspeare seinen Pyramus und Thisbe aufführen läßt. Die Sache stand unter Aufsicht des Magistrats und hatte alle mögliche Rechtmäßigkeit. Wieland wollte nichts Gewöhnliches aufführen lassen und so verfiel er darauf, den Sturm von Shakspeare zu bearbeiten. Dies gab ihm die erste Idee zur Übersetzung des ganzen Shakspeare.

Die Tochter des Chordirectors und Cantors Knecht in Biberach spielte in diesem Stücke eine Nymphe; zur Miranda aber hatte sie nicht Stimme genug. Von dieser Zeit bekam Jungfer

Knecht einen unwiderstehlichen Hang zum Theater, den der obenerwähnte Herr Tettenrieder, der mit seinem Eheteufel zu Hause recht schlecht lebte (sie hatte ihn eigentlich als einen jungen Burschen gekapert) und in Jungfer Knecht verliebt war, listig zu unterhalten wußte. Bald spielte sie in einem Privattheater auch die Alzire von Voltaire und träumte wachend und schlafend nur von den hohen Genüssen theatralischer Darstellungen. — Endlich entspann sich ein förmliches Liebesverständniß zwischen Tettenrieder und Jungfer Knecht, um welches Wieland wohl wußte, da sie ihn zu ihren Vertrauten gemacht hatten. Es wurde verabredet, daß die Knecht zuerst davongehen, ihr Liebhaber mehre Monat später nachfolgen sollte, um allen Verdacht eines Einverständnisses zu vermeiden. So geschah's. Ihre Flucht machte kein großes Aufsehen. Die Matronen hatten einen solchen Schritt von dem schauspielthörichten Mädchen längst erwartet. Aber des Herrn Büchsenspanners Entweichung, der seine Frau mit zwei Kindern sitzen ließ, erregte allgemeinen Unwillen und selbst gegen Wieland einiges Murren, der sich nur dadurch zu helfen wußte, daß er selbst auf diese Handlung wacker schimpfte und seine völlige Unwissenheit versicherte.

Diese war auch zum Theil gegründet, und Wieland wußte wirklich einige Jahre nicht, was aus Beiden geworden war. Endlich erhielt er einen Brief von Herrn Abt, so hatte sich der Büchsenspanner umgetauft, worin dieser ziemlich räthselhaft seine Geschichte errathen ließ und seinen hinterlassenen Kindern durch Wieland Unterstützung zu schicken versprach. Jungfer Knecht hatte sich wirklich mit ihm copuliren lassen und war die bedauerungswürdige Sklavin eines Unholds geworden, der sie aufs Abscheulichste tyrannisirte, den sie aber doch aus Großmuth

nie verlassen wollte. Sie hatte zwei Kinder von ihm. Er spielte nur Eine Rolle gut, den Tartuffe von Molière; sonst war er ein Wirrkopf und sehr schlechtes Subject. Sie fesselte Alles durch ihre Kunst und Natur, durch seelenvolles Auge und ihre Silberstimme. Sie war nicht schön, aber unbeschreiblich anmuthig. — Als Wieland nach Erfurt versetzt wurde, war Mad. Abt die Göttin des Tages. Sie hatte hier in Weimar gespielt und der Herzogin außerordentlich gefallen. Man glaubte allgemein, sie sei ein entführtes Fräulein aus dem Reich. Ihr edles Wesen rechtfertigte diesen Verdacht und Wieland ließ Jedermann gern in diesem Irrthum. Er sah sie hier in Weimar nur acht Tage lang, als sie mit der Verzweiflung rang, in die sie die abscheuliche Lage mit ihrem Henker von Manne gestürzt hatte. Am letzten Abend, wo sie bei Wieland zu Tische war, schilderte sie ihr Elend so herzergreifend, daß Wieland's Frau selbst mit überwallendem Gefühl zuerst den Vorschlag that, sie im Hause zu behalten und als Schwester zu behandeln. Aber die Abt wollte doch ihren Mann, den sie übrigens wie die Hölle haßt, doch nicht im Elend verschmachten lassen. Sie hielt es für eine Strafe ihres Vergehens, an diesen lebendigen Leichnam gefesselt zu sein. Sie schlug Wieland's Anerbieten großmüthig aus. „Und dies", setzte Wieland hinzu, „war sehr gut, denn wie ich ihr jetzt nur gut war, wie allen ausgezeichneten Frauen, so hätte dies contubernium zu keinen guten Dingen führen können. Denn in Manchem gleiche ich doch dem Hofrath in Iffland's Hausfrieden und wer ist der Mann von Geist, dem dies nicht zuweilen passirte?

Mehr noch war ich Anbeter der Koch, als sie meine Alceste vortrefflich spielte. Da verlieh ihr meine Phantasie alle Reize

des Ideals, das ich meiner Alceste angedichtet hatte. Ich hatte damals erst drei Kinder, war noch heiter und heftiger. Da hielt ich in meinem Hause kleine Soupers fins, wo Seyler die besten Glieder seiner Gesellschaft mitbrachte. Einst hatte mich der Koch Spiel als Alceste so entzückt, daß ich, sowie ich nach Hause kam, sogleich ein Gedicht in derselben Nacht auf sie machte und es ihr den andern Morgen mit der ausdrücklichen Bitte zuschickte, ja Niemanden eine Abschrift davon zu geben. Wie groß mußte daher mein Unwille sein, als ich dies Gedicht im folgenden Theaterkalender von Reichardt abgedruckt und mich dadurch dem Spott der Herzogin, welche die Koch zuletzt gar nicht leiden konnte, ausgesetzt fand. Dies hat auch gemacht, daß ich dies Gedicht nicht in meine Sammlung aufgenommen habe, ob ich es gleich für eins meiner besten halte. Nach meinem Tode mag es herauskommen und aufgenommen werden. Immer habe ich der Koch keine solche verliebte Geckereien vorgetändelt, als Voltaire der Gossin."

Der verstorbene Buchhändler Voß fragte bei Wieland an, ob er etwas dagegen habe, wenn er die Literaturbriefe wiederabdrucken lasse? Wieland's frühere Schriften sind darin hart angegriffen; aber Wieland hat sich wohl in Acht genommen, sie je aufmerksam zu lesen, weil er überhaupt die Gewohnheit hat, etwas gegen sich selbst gar nicht zu lesen. Wieland antwortete auf jene Frage sehr gutmüthig, daß er gar nichts dagegen habe. Zwar wisse er wohl, daß er scharf darin mitgenommen sei; allein zum Theil möge er es wol verdient haben, zum Theil habe er es nie gefühlt. Darum machte ihm die Vossische Buchhandlung später ein Geschenk mit Lessing's sämmtlichen Werken. — „Lessing", sagte er, „habe sich seiner doch

zuerst mit gegen Göthe's und Gerstenberg's Neckereien über seine Übersetzung Shakspeare's ernstlich angenommen, habe zuerst mit die Deutschen auf seinen Agathon aufmerksam gemacht u. s. w."

(Den 31. Octbr. 1796 bei Herder.) Wieland las den Wilhelm Meister vor, im vierten Theil von da, wo Sarno dem Wilhelm den Lehrbrief erklärt. Herder klagte darüber, daß Göthe so oft blos Sophisterei treibe, im Lothario, dem er überall huldigt, dem Eigenwillen der Großen Kopfkissen unterlegt, und in Scenen, wie in der Erzählung von Philine, die der Graf Friedrich macht, seine eigene laxe Moral predigt. Den Einfall der Philine, die sich mit schwangerm Leibe im Spiegel sieht und ruft: „pfui! wie niederträchtig sieht man da aus", hat Goethe seiner vorigen Geliebten, der Frau v. St. abgeborgt. „Man mag unter allen diesen Menschen nicht leben", sagte Herder ferner, „nichts spricht uns an. Wie ganz anders ist es in Lafontaine's Romanen." Als der Herr v. Knebel bei der Herzogin Klara du Plessis vorgelesen hatte, glaubte Herder die Töne noch zwei Tage darauf um sich zu hören, und Herder's Gattin bekam die Nacht, wo die Lecture geendigt war, beinahe ein Fieber.

Wieland hatte soeben den dritten Theil von Flamming gelesen und hielt ihm eine große Lobrede. Das Großherzige des Helden, wo die Gutmüthigkeit immer seinen Verstandesgrillen den Vorrang abläuft, thut ihm so unaussprechlich wohl. Aber, setzte Wieland hinzu, Angst ist mir's, daß meine Töchter über diese Leserei gerathen. Es ist in diesem dritten Theile wieder eine Liebesepisode mit einer Glut, mit einer ergreifenden Wahrheit geschildert, die grade dadurch einem jungen Mädchen

mit gesunder Phantasie doppelt gefährlich wird, daß sie in moralischer Hinsicht untadelhaft ist. Mein Amadis, selbst mein Idris sind nicht halb so gefährlich. Nun kam's auf die Clarissa zu sprechen. Wieland weinte sich über sie im siebenzehnten Jahre fast blind und ist noch jetzt ein enthusiastischer Lobredner derselben. Herder hat sie nie gelesen. „Warum", fragte Herder, „finden wir jetzt alle diese Phantasieschöpfungen so unausstehlich lang. Zeigt es von wirklichen Fortschritten?" — Ich fragte Herdern, ob er die Hildegard hinausgelesen habe? Antwort: „Erst den zweiten Theil, der mich doch weniger als der erste befriedigt hat." Die musikalischen Lectionen, denn dies wären sie doch im Grunde, beträfen die Opernmusik, wozu man in Deutschland zu wenig Kenntniß hätte. Der nur zu sehr davon getrennte Roman beschäftige sich nur zu sehr mit zwei unbescheidenen Griffen. Natürlich greife der Musikmeister sicherer.

Wieland erzählte hierauf von dem Eindrucke, den Zürich, wo er fünf Jahre der blühendsten Jugend verlebte, auf ihn vorigen Sommer gemacht habe. Er hatte erwartet, daß ihm auf einmal alle Jugenderinnerungen sich wiederaufdringen und das verlorne Arkadien zurückzaubern würden. Allein Alles war und blieb ihm nur wie ein Traum. Er fand sogar noch die Frau am Leben, der er als Witwe einst so zärtlich die Cour gemacht und es nur bis zum Händekuß gebracht hatte. Sie war jetzt eine achtzigjährige Matrone und ging wirklich trotz ihres hohen Alters noch so gerade wie vor vierzig Jahren. Allein sie blieb eiskalt, als sie Wieland aufsuchte, und Wielanden überliefs auch ganz schauerlich. Er versprach wiederzukommen, betrat aber während der ganzen drei Monate ihre Schwelle mit keinem Fuße wieder. Er hatte sich außerordentlich darauf gefreut, wie-

der in das Haus zu kommen, wo er bei Vater Bodmer zwei Jahre gewohnt hatte; die Stube, der Tisch war ihm noch gegenwärtig, wo er mit Bodmer zugleich geschrieben und gelesen hatte. Als er aber bald nach seiner Ankunft hingehen wollte, erfuhr er, daß ein Junker Meyer v. Knonau, ein Sohn des Fabeldichters, dies Haus gekauft und Alles umgekehrt hatte. Wirklich sah er auch in der Ferne — das Haus liegt in der Vorstadt auf einer kleinen Anhöhe — die neugeweißten Wände und verlor alle Lust, dies Grab seiner Jugendphantasien zu besuchen. Nur der Anblick der bezaubernden Naturschönheiten um Zürich beseligte ihn für Gegenwart und Erinnerung. Dabei hörte er aber täglich so viel Abderitenstreiche und Sultanismen des Raths, daß es ihm bei so manchem Blicke auf die Stadt (er wohnte auf einem kleinen Landhause an der Sihl, eine halbe Stunde von der Stadt) immer nur wehe um's Herz wurde, weil so viel elende, zusammengeschrumpfte, liliputsche Menschen in dieser herrlichen Natur zusammenbrüten. Ein einziges Mal thauete Jugendfreundschaft sein Herz ganz auf, als ihn der 84jährige Schultheß, der Uebersetzer des Arrian, mit welchem er einst bei Bodmer oft zusammen gewesen, vom Lande, wo er Prediger ist, zu besuchen kam. Als er ihn eine Strecke weit beim Abschied begleitet hatte, fielen sie Beide einander beim letzten Lebewohl in die Arme und mischten ihre Thränen. Dies war aber auch die einzige empfindsame Scene der Art. Am liebsten war er außerdem mit Hottinger, einem edeln Manne, der aber sehr unglücklich in seinem Hause durch eine zänkische und herrschsüchtige Frau ist. Einmal kam ein Rathsherr, der bekannte Hirzel, ganz ängstlich zu ihm, und bat ihn, behutsamer in seinen Reden zu sein, weil die Züricher gar wunderliche

Menschen wären und wol eher Einem den Kopf vor die Füße gelegt hätten. So sehr Wieland darüber lachen mußte, so sehr verdroß es ihn doch innerlich. Noch an eben dem Abend erklärte er in einer großen Gesellschaft: „daß es doch wol möglich wäre, daß er einen dritten Theil zu seinen Abderiten schriebe."

Die größte Freude auf der ganzen Reise machte ihm ein alter Rector von der Sebaldsschule in Nürnberg. Als Wieland mit einem großen Gefolge die Sebaldskirche besah, schickte dieser nebenan wohnende Schulmonarch seine Magd in die Kirche und ließ Wieland bitten, ob er ihn nicht, wenn er aus der Kirche käme, in seinem Hause besuchen wolle. Die Begleiter Wieland's waren ungehalten über diese Unschicklichkeit, Wieland aber versprachs auf der Stelle und ging wirklich hin. Er fand ein altes eingeschrumpftes, aber feuriges Männchen, das ihm mit der Wieland'schen Übersetzung des Horaz entgegenkam und ihm nicht genug für die daraus geschöpften Belehrungen danken konnte. Die pedantisch aufrichtige Art, mit der der Rector dies Alles sagte, machte Wielanden außerordentlich vergnügt, weil er sich überzeugte, daß dies kein studirtes Compliment sei.

Als Göschen hier war 13. Nov. (1796?) Thümmel habe sich weder durch seine Wilhelmine, noch durch seine Reisen einen bleibenden Ruhm erwerben können, weil sie beide zu schlüpfrig wären und ohne alle moralische Tendenz. —

Zur Erhaltung seiner Gesundheit nimmt er Rhabarberpillen und ein Digestivpulver, das in wenig Minuten Herzklopfen und Magenkrampf stillt, der Teufel genannt. — Er lernte L'hombre zuerst in Biberach, als er's mit seinem Bürgermeister spielen mußte, dann spielte er's mit dem jüngeren Stadion. Jetzt liebt er es so leidenschaftlich, daß er Tag und Nacht fort-

spielen könnte; nur ein schön declamirtes Gedicht oder eine vorzügliche Musik würden ihm noch lieber sein. Die neun Blätter geben dem Verstand und dem Zufall grade so viel zu thun, als nöthig ist, die Aufmerksamkeit und das Interesse beim Spiele zu unterhalten und eine angenehme Succession von Vorstellungen in der Seele hervorzubringen. Er spielt jetzt kaum alle vierzehn Tage einmal. — Für den Shakspeare erhielt er von Orell, Gesner ꝛc. pro Band 100 Fl. Seine Hülfsmittel bestanden in Warburton's Ausgabe, in Bowyer's French and english Dictionary und einem kleinen Wörterbuche über Shakspeare's Wörter und Phrasen, das er nicht nennen kann und das ihm damals La Roche als unentbehrlich mittheilte.

Noachide. Als Wieland sie in seinem achtzehnten Jahre zuerst las, erstaunte er über die Schätze der Phantasie und Scenerei. Als er aber nach und nach die englischen und italienischen Dichter selbst gelesen hatte, denen Bodmer seine Federn verdankte, so entdeckte er das Mosaik. — „Was mich zuweilen zu einem recht lebhaften Gefühl meiner Schwäche und Unvermögenheit bringt, ist, daß ich nun an einigen Gedichten schon dreißig Jahre feile und putze, und doch immer, wenn ich sie auch jetzt zur neuesten Ausgabe bereite, aufs Neue so viel daran zu ändern und zu feilen finde. Gewisse Freiheiten muß sich jeder Dichter im Reime gestatten. So habe ich mir z. B. nie ein Gewissen daraus gemacht, bald itzt bald jetzt am Ende eines Verses zu brauchen, weil das itzt oft einen vortrefflichen Vers zuspitzt."

Der selige Reich pflegte Wielanden immer seinen theuern Wieland (with a sly look) zu nennen und hat durch dergleichen Insinuationen es wirklich dahin gebracht, daß man Wie-

landen allgemein für sehr eigennützig hält. Göschen hat völlig die gegenseitige Erfahrung gemacht und die merkwürdigsten Actenstücke darüber in den Händen.

„Ich ärgerte mich allezeit, so oft ich Reinholden mit seinem Vorstellungsvermögen im Kampfe sah," sagte Wieland; aber eben darum würde Reinhold ein schlechter Biograph Wieland's sein.

Wieland hat die Büste der Faustina und der Sappho. Diese liebkoset er oft mit platonischer Inbrunst auf seinem Zimmer.

Im Nachlaß des Diogenes ist ein Ideal einer Republik, das Wieland vorzüglich schätzt und von welchem er glaubt, daß nach dessen Lesung Niemand weiter eine Republik zu schreiben sich einfallen lassen sollte. — Er überreichte heute der Frau von Berlepsch bei Herdern das 5. Evangelium Lavater's, das er von Zürich mitgebracht hatte, kniend und huldigend.

Aus einem Brief von Herder: „Wieland's Wort über die Metakritik ist, wie mich dünkt, so glücklich ausgefallen, daß es sowol in Beziehung auf mich als auf die Sache selbst meinen wärmsten und (welches noch mehr ist) meinen kältesten Dank verdient. Eben daß es nur darstellt, aber so ernst, angelegen, biederhaft, verständig und parteilos ist, was ich wünschte und Jeder wünscht, dem an der Sache liegt, nicht am Bücherruhme. Bewirkte meine Meta (Kritik) einen solchen Conciliator oder Doctor perplexorum (wie Maimonides sein berühmtes Buch nannte), so hätte sie genug bewirkt. Jetzt wünsche ich nichts, als daß die Fortsetzung diesem Tone treu bleibe. Wir wollen alten deutschen Verstand wecken, wir wollen ihn lüften; ihm

neue Regeln oder Ketten anlegen — der Gedanke selbst ist mir unerträglich. Danken Sie dem braven Nestor also aufs freundlichste; ich bitte sehr. Wir wollen uns freuen, wenn's gelingt." —

(Herder den 20. Nov. 1796:) „Wieland hatte immer einen gewissen Pythagoräismus zu seiner Lieblingsphilosophie. Dieser blickt schon in seiner Natur der Dinge hervor, ist im Archytas, im Agathon sehr deutlich (über Agathon wollte Wieland vor zwanzig Jahren ein eigenes Buch schreiben) und kommt in seinem Agathodämon wieder zum Vorschein. — Wenn ich den Agathon jetzt lesen sollte, so müßte ich gewisse kritische Resultate daraus ziehen und niederschreiben können, wozu sonst das zwecklose Lesen?

Wieland hat oft erklärt, daß er den Idris und die komischen Erzählungen gern zurückkaufen möge. Er hatte, als er diese glühenden Gemälde entwarf, eine Geliebte. Hinc illae lacrimae!

Schade, daß er seinen Cyrus so roh in seine revidirten Werke aufnahm, ohne die Hexameter durch einen kritischen Freund sichten zu lassen. Sie haben fast keine Cäsur und noch die Härte der Hexameter vor 30 Jahren. Jetzt haben wir doch die Sache fast in eine Theorie gebracht." —

(Den 24. Dec. 1796.) Anch'io son pittore des Correggio erklärte Wieland nicht als Ausruf des stolzen zuversichtlichen, sondern des bescheiden sich verwundernden Correggio, der, seiner eigenen Größe sich nicht bewußt, beim Anblick der Raphaelischen Gemälde zum ersten Mal fühlte, daß er doch nicht in einem so weiten Abstande von dem Gotte der Maler stünde.

Spinnfüßeleien nennt Wieland scharfe Kritiken über kleine historische Unrichtigkeiten. So rügte er meine fehlerhafte Benennung des Octavian in einer Anmerkung zum zweiten Stück des Attischen Museums, wo vom Apollo Tortor die Rede ist und ich von der coena δωδεκαθεος sage, August habe ihr als Apollo beigewohnt. Dies sei um so unverzeihlicher, da Octavian als August sich solcher ὑβρις gewiß nie schuldig gemacht habe, weil ihm alsdann von Mäcenas und Agrippa schon der Kopf zurechtgesetzt worden wäre. Dies habe er in seinen Anmerkungen des Horaz bewiesen. Hierbei ereiferte er sich sehr, daß man trotz seiner Deductionen den Horaz immer noch für einen Schmeichler, die Faustina immer noch für eine H... halte. Bei Letzterer, sagte er, will ich nur meine Apologie ablesen und ihre Büste daneben stehen haben, und kein Teufel soll die Reinheit dieses Engelkopfs anfechten. — Brockes, der alte Liebling, erhält in den Gesprächen über den Almanach (T. Mercur 1791. I.) neue Elogen. — „Ich besuche den Club, weil ich gern loyal in Beobachtung jeder gesellschaftlichen Pflicht bin und weil ihn so viele Andere nicht besuchen."

(Den 8. Jan. 1797 bei Herder:) „Der gute Wieland schickt sich zu Allem eher als zu einem Kritiker. Es fehlt ihm hier die unerläßliche Schärfe und Präcision. Er hängt zu sehr von augenblicklichen Eindrücken und Launen ab. So sagte er einmal im Club, daß er alle seine Gedichte für Vossens Idyllen hingeben wollte, und in der Recension des Almanachs für 1796 bewunderte er Vossens glückliche Stanzen ganz außerordentlich. In der diesmaligen Recension der Almanache setzt er ihn eben so sehr herab. Da heißt es denn, wie dort von De-

metrius dem Goldschmied geschrieben steht: „und die Gemeinde wurde irre an ihm."

Wieland will die Geschichte seiner Werke, des Assimilationsprocesses seiner Ideen mit fremden schreiben, und dies würde wieder ein sehr liebliches Gedicht werden. Aber über die Selbstbekenntnisse und Selbstbiographien bin ich, sagte Herder, ganz des wackern Lafontaine's Meinung. Wer unter uns könnte es aushalten, sich drei Stunden nacheinander im Spiegel anzusehen? Der Selbstbekenner hat kein bestimmtes Publicum, für welches er wahrhaft schreiben sollte. Soll er für Kinder, für Weiber, für den lieben Gott schreiben? Aber was ich sehr wünschte, wäre, daß Jedermann das Wort zum Räthsel seines Lebens, die wenigen Hauptmaximen und das simulacrum, was ihn immer umschwebte, als Testament niederschreiben möchte. So wie der Bildhauer zuerst auf den Marmorblock in wenig Außenlinien die Höhe und die Umrisse seines Bildes zeichnet: so hat gleichsam die Natur für jeden Menschen ein solches Maß angegeben, das aber wenig Menschen nur durch die glücklichste Combination erreichen. Aber alle Menschen tragen dies Urbild, diesen Maßstab dunkel in sich herum, und das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, das dunkle Emporstreben zu Etwas, was man gern sein möchte und nie werden kann, ist das unentwickelte Bewußtsein jenes simulacri. Dies macht zugleich die geheimsten Wünsche des Menschen, die nur ein König laut werden lassen darf. So dachte sich Friedrich Wilhelm I., des großen Friedrich's Vater, in seiner Mohrennatur als das höchste Ideal den Erbstatthalter, an dessen Hof er in früher Jugend gewesen war. Diesen ahmte er laut nach. Übrigens war ein Oberster zu sein, das höchste Maß seiner Natur, und noch

auf seinem Todtenbette bat er seine Gemahlin (?), sich ja nicht unter dem Rang eines Obersten zu verheirathen. Was dieser als König laut sagte, tragen tausend Menschen verschlossen in ihrem Herzen. Ich selbst trage Etwas in mir, das, wie ich sehr wohl weiß, ich nie erreichen werde, was mich unglücklich macht, daß ich es nicht erreichen kann und das ich nie sagen kann. Dies ist mein simulacrum. Dann sollte jeder Mensch bei seinem Tode geschrieben hinterlassen, was er eigentlich immer für Possen oder Puppenspiel hielt, aber nie aus Furcht vor Verhältnissen laut dafür erklären durfte. Wir Alle haben solche Lügen des Lebens um und an uns, und es müßte uns wohlthun, sie wenigstens dann auszuziehn, wenn wir den Todtenkittel anziehn."

Ich führte hier das Beispiel des Bischofs Hunt, eines der größten Vielwisser und Demonstratoren an, den wir seinen evangelischen Demonstrationen nach noch jetzt für ein encyklopädisches Repertorium ansehen können. Dieser bekannte sich durch ein opus posthumum für einen vollendeten Skeptiker. —

(Den 19. Jan. 1797.) Wieland: „Ich habe stets zu sehr in der Ideenwelt geschwebt, um einige Tauglichkeit zu einem dramatischen Schriftsteller in mir zu fühlen, wozu ich übrigens vor zwanzig und mehr Jahren oft Lust verspürte. Denn wer kann in kürzerer Zeit auf ein größeres Publicum wirken, als der fleißig gespielte dramatische Dichter. Aber dazu muß man die Menschen um sich her genau belauschen und auch auf ihre kleinen Züge Jagd machen können, welches mir nie möglich gewesen ist. — So ist es mir, als ich noch im hiesigen Hofe verflochten war, oft vorgekommen, daß mir die Verhält-

nisse der Höflinge gegeneinander und gegen die Fürsten ganz fremd blieben, während alle Welt um und neben mir davon unterrichtet war und mich selbst darin verwickelt glaubte. So bin ich fast täglich mit der Frau v. W* umgegangen, ohne ihr Verhältniß zu dem Hrn. v. E* zu ahnen, von dem sie sich in der Folge aus dem Grabe entführen ließ. Jedermann glaubte damals, ich müsse um diese Liebesintrigue gewußt haben, und doch war ich so unschuldig wie ein neugeborenes Kind."

„Goethe's Alexis und Dora eröffnet uns ein ganz neues Genre. Auch hier beweiset er wieder, daß er Alles kann. Hätte er gereimte Stanzen machen wollen, so bin ich sicher, daß er mich auch hier aus dem Felde geschlagen hätte, wie ein Fragment eines seiner Gedichte in Stanzen hinlänglich beweiset. Er kann, wenn er will, Alles; sein Zauber hat mich in der ersten Zeit seines Hierseins dahin gebracht, daß ich ganz in ihn verliebt war und ihn wirklich anbetete. Wir fuhren im Jahre 1776 im Winter nach Stetten zu der Mutter der Frau von Bechtolsheim in Eisenach (das Gut hat jetzt der Graf Keller, ihr Sohn). Da freute ich mich recht innig, wie er so auf alle Leute einen recht großen Eindruck machte, und besang ihn in einem Liede (im Teutschen Mercur) an die Frau von Bechtolsheim, die damals erst an ihren jetzigen Mann versprochen war. Bei der Sammlung und Revision meiner Werke stand ich lange an, ob ich dies Gedicht nicht auch einer neuen Feile unterwerfen und mit aufnehmen sollte. Allein ich hab's doch unterlassen. Dies Monument einer Idololatrie, die ich späterhin nur zu oft zu bereuen Ursache hatte, sollte nicht auf die Nachwelt kommen. Mir fällt immer der Spruch des Plato dabei ein: der Liebende ist der Schwache und Bedürfende, der

Geliebte der Starke und Selbständige; und in diesem Verhältnisse stand ich zu Goethe, dessen große Kunst von jeher darin bestand, die Convenienz mit Füßen zu treten und doch dabei immer klug um sich zu sehen, wie weit er's grade wagen dürfe. In Stetten z. B. war er gegen die Alte weit respectvoller als hier gegen die .... Mutter, in deren Gegenwart er sich oft auf dem Boden im Zimmer herumgewälzt und durch Verdrehung der Hände und Füße ihr Lachen erregt hat.

(Den 2. Februar 1797.) „Wenn ich meine Memorabilien und den Agathodämon geschrieben habe, dann bin ich mit dem fertig, was ich aus mir selbst herausspinnen möchte. Dann soll es besonders an eine Übersetzung der Memorabilien des Xenophon gehn. Eine schwere Aufgabe, so schwer als die Übersetzung des Aristophanes. Ich denke mir ein eigenes Ideal dieser Übersetzung, aber erreichbar müßte es denn doch sein. Dies aber soll in meinem secessus zu Tannrode geschehen.

Der Herzog hat mich seit funfzehn Jahren nicht einmal ernstlich angehört. Wenn ich auch kein Dukatengold bin, so bin ich doch Kronengold und auch dies wirft man nicht so muthwillig weg.

Als der Doctor und Exadvocat Goethe als Favorit des Herzogs hier eintrat, fand ihn auch die verwitwete Herzogin äußerst liebenswürdig und witzig. Seine Genieſtreiche und Feuerwerke spielten nirgend ungescheuter als bei ihr. Er hat ihr selbst mit Undank gelohnt! Alle Welt mußte damals im Wertherfrack gehn, in welchen sich auch der Herzog kleidete, und wer sich keinen schaffen konnte, dem ließ der Herzog einen machen. Nur Wielanden nahm der Herzog selbst aus, weil er zu alt zu diesen Mummereien wäre. Görz hielt es mit der re-

gierenden Herzogin. Sonst zog die verwitwete Alles an sich. Oft stellte sich der Herzog mit Goethen stundenlang auf den Markt und knallte mit ihm um die Wette mit einer abscheulich großen Parforcekarbatsche. Niemand kann diese Periode besser beschreiben als Bertuch, der dabei abscheulich mystificirt und einmal so geärgert wurde, daß er bald an einem Gallenfieber gestorben wäre."

(Den 25. Jan. 1797.) Ich muß aufs Land. Hier in Weimar wird mein Geist durch den Hof, mein Körper durch das fatale Klima gemordet. Wollt ihr also mein längeres Leben, so misgönnt mir diese ländliche Ruhe nicht. Ich habe mir übrigens alle Nachtheile gedacht, welche diese Isolirung für mich haben kann. Allein Der ist glücklich, sagt Epiktet, der, was die Nothwendigkeit gebietet, gern thut. Mit dieser Lebensphilosophie bin ich immer ausgekommen. Tannrode ist ein altes Schloß. So eine Junkerburg habe ich mir immer gewünscht. Je gothischer von Außen, je besser. Das Schloß hat den Grafen von Gleichen gehört. Es liegt auf dem Berge. Die Bergluft hat mir in Belvedere und Ettersburg stets gut zugesagt. „Ich will ihnen doch einmal zeigen, daß ich kein Honi Jule, wie die Schweizer sagen (süßer Julius) bin," sagte Wieland, als er eben die Kritik über den Schillerschen Musenalmanach schrieb und in den Berlocken gelesen hatte: Wieland.

Gegen sich selbst ist er streng, nur gegen Andre voll Nachsicht.
Was er sich selbst nicht erlaubt, findet an Andern er schön.

„Ich muß immer", sprach er von derselben Arbeit über den Schiller'schen Musenalmanach, „so viel ausstreichen, daß ich es dann noch einmal abschreiben muß. Aber durch dies Abschrei-

ben und Lecken wird es erst gut. Ohne diese wiederholte Abschreiberei wird von mir nichts Erträgliches hervorgebracht." — Eine etwas selbstgenügsame Tirade in einer Note zum ersten Aufsatz im ersten Stück des Mercur 1797 nannte er eine Vertuchheit.

(Den 26. Febr. 1797.) Der kaiserliche General Nauendorf hatte sich mit seiner liebenswürdigen jungen Gemahlin fünf Tage hier aufgehalten und Wieland war fast täglich in seiner Gesellschaft gewesen. Er hat interessante Dinge vom jetzigen Kaiser (er hat eine absolute Geschäftsscheu, verfärbt sich sogleich, wenn nur von Geschäften die Rede ist, geht auch nur alle vierzehn Tage pro forma ins Conseil und wenn er zurückkommt, klagt er seinem Kammerdiener seine Plage) und vom Kaiser Joseph erzählt, mit dem er in Cherson gewesen war. Joseph habe auch Wieland's goldnen Spiegel gelesen, doch ziehe er, der General, den Diogenes von Sinope allem vor. „Und dadurch beweist der Mann," fuhr Wieland weiter fort, daß ihm der Kopf auf dem rechten Fleck sitzt. Denn dieser Diogenes ist eins meiner besten Producte. Ich weiß nicht, ob ich ein besseres in Prosa geliefert habe. Ich habe darin den Diogenes auf meine eigene Weise idealisirt, denn von dem alten Diogenes ist nur der Hang zur Unabhängigkeit übrig geblieben. Hätten die Franzosen meine Republik des Diogenes gelesen, so wären sie auf einmal von ihrer Republikensucht geheilt gewesen. Denn da habe ich's sonnenklar bewiesen, daß die Bedingungen, unter welchen eine wahre Republik auf dieser Erde möglich wäre, gar nicht sublunarisch sind. Sie und der Mann im Mond sind meine besten Stücke im Diogenes, und diese sind auch lucianisch, ob ich gleich damals von Lucian's Spottsucht noch nichts

in mir hatte. Denn ich schrieb den Diogenes in meiner glücklichsten Lebensperiode in Erfurt, als ich von den verdrüßlichen Acten meiner biberacher Canzleistelle entfesselt unter den vornehmsten Bedingungen meiner literarischen Freiheit recht froh wurde. Unter diesem wolkenlosen Frühlingshimmel sprang mein Diogenes hervor. Aber nachdem ich ein Jahr in Weimar gewesen war, fing die Milch meines Gemüths schon an, nach und nach Salz abzusetzen und so viel acidum einzusaugen, daß auch meine Schriften davon gesalzner und constringirender wurden. Alles Kaustische und Bittere ist mir nur gegeben und nicht in meiner Natur. Aber wer hätte auch diese Hoflaunen gleichmüthig ertragen können? Heute nahm mich die Herzogin vor dem ganzen damals sehr brillanten Hofstaate an ihre Seite und machte mir die schmeichelhaftesten Confidenzen, daß ich selbst nicht wußte, wie mir geschah. Tags drauf that sie gar nicht, ob ich in der Welt wäre, und peinigte mich mit dieser mordenden Kälte oft mehre Tage hintereinander.

Seit vier Wochen hat mir mein Gutskauf alle Ruhe zum Studiren geraubt. Ich habe blos Güteranschläge durchgegangen und gerechnet, und ich kann nicht eher ruhig werden, als bis ich das rura bobus excolit suis praktisch erfahre. —

(Den 9. März 1797.) Ein armer Emigrirter in Jena, der mit Frau und Kindern bald verhungern möchte und eine Art von Sprachmeister dort macht, hat Wielanden vor einigen Monaten viel Pein verursacht. Der Mensch hatte sich's durchaus in den Kopf gesetzt, er müsse Clelia und Sinibald von Wielanden in französische Verse übersetzen. Er kam selbst und brachte seine Übersetzung, die außerdem, daß sie alle Grazie des Originals tödtet, auch sogar gegen die Prosodie der französischen

Alexandriner sündigte. Wieland hatte alle mögliche Mühe, dem zudringlichen Menschen begreiflich zu machen, daß dies nicht einmal französische Verse wären. Endlich versprach ihm Wieland sein ganzes Vermögen, wenn er ihm einen solchen Vers in Boileau oder Voltaire, auf die sich der Franzmann in der Angst berufen hatte, vorzeigen könnte. Nun ging er zwar in sich, hatte aber die eiserne Beharrlichkeit, seine ganze Übersetzung noch einmal auf den Ambos zu legen und sie so umgearbeitet Wielanden zum zweiten Mal mit unendlicher Selbstgefälligkeit zu überreichen. Dies brachte Wielanden wirklich aus aller Fassung. Er wollte doch nicht ganz grob sein und ihm grade heraus sagen: Herr, ihr könnt mich nicht übersetzen. Nun hielt der Franzose Wieland's schonendes Abrathen für bloße Bescheidenheit und Blödigkeit, versicherte ihn höflich, daß er gar kein Bedenken tragen dürfe, sich auch in der Übersetzung seinen Landsleuten zu zeigen; kurz, er brachte Wieland so weit, daß dieser in eine ungewöhnliche Wuth gerieth und die Stunde verfluchte, wo er geboren wurde. Der arme Franzose zitterte am ganzen Leibe und schlich sich ganz betreten davon.

So hatte ihm eben vor einigen Tagen Herr Nehrlich, ein armseliger Empfindler, ein Trauerspiel aus seiner Fabrik zugeschickt, das über alle Beschreibung erbärmlich war und wovon er mir diesen Abend die ersten Scenen zu meiner größten Geduldsprüfung vorlas. Diesen Unsinn will er ganz durchlesen. So verdirbt Wieland manche schöne Stunde. „Ich lerne", sagte er, auf meine Vorstellungen darüber, „aus den schlechtesten Büchern oft das Meiste. So wird mir dieser liber ineptiarum ein Cursus der Psychologie, wie ihn kein Professor geben kann."

So hat er vorige Woche les chevaliers de l'ordre du cygne von der Madame Genlis durchgewürgt.

Das wahre Gegenbild seiner Frau ist die Hausmutter, wie sie Xenophon in seinem Oekonomicus dem Ischomachus schildern läßt. Als ich diesen Abend in sein Wohnzimmer trat, wärmte er selbst am Ofen die Betten für seine Frau, die ein kleines Katarrhalfieber gehabt hatte.

Ueber Kritiken. Die jungen Aristarchen, die sich über uns alte Männer zu Richtern setzen, sollten bedenken, daß wir das doch wol auch so gut wissen wie sie, und in der Folge gewiß wegwischen werden auch ohne ihre virgulas censorias. Schon jetzt bin ich mit meinem isokratischen Panegyricus äußerst unzufrieden, und kommt es zur Sammlung aller meiner Übersetzungen, so wird sehr Vieles ausgefeilt. Meine ganze Schriftstellerei hält und nährt sich von der Feile. Ich möchte das kleinste Billet zwei Mal schreiben, und was ich drucken lasse, schreibe ich gewiß mehrmals ab.

(Den 26. März 1797.) Als Herder Wielanden das 6. Bändchen seiner Zerstreuten Blätter schickte, gaben sich die Herderin und Wieland das Wort, sich in versiegelten Billets die Namen der am Ende dieses Bändchens stehenden Legenden mitzutheilen, die jedem am besten gefallen hätten. Heute wurden die Billets entsiegelt. Wieland hatte die Geschwister aufgeschrieben, die Herderin die Krone und den himmlischen Garten. Wieland freut sich besonders, daß Herder den heiligen Franz so zu Ehren gebracht hätte; denn dieser sei schon in früher Jugend sein Held gewesen, wie er den Fischen gepredigt, u. s. w. — „Ich könnte manche Stunde Briefe schrei-

ben, wo ich nichts Besseres thue. Allein ich begreife recht, wie ein Bösewicht verhärtet werden kann. Es ist bloße Verstockung, daß ich so lange schon keine Briefe mehr schreibe."

(Den 4. April 1797 bei Herder.) Niemand ist verpflichtet, durch sein Beispiel zu lehren und zu warnen. Darum werde ich über die Thorheiten meiner Jugend auch in meinen Memoiren stillschweigend weggehen. — Was ihr jetzt an mir seht, sind nur die kümmerlichen Überreste, die das wilde Feuer meiner Jugendhitze übrig gelassen hat. In meinem achtzehnten Jahre habe ich unaussprechlich feurig geliebt, und doch konnte ich den Gegenstand meiner Liebe auf alle Weise peinigen, unglücklich machen und durch Verdacht kränken. Im Bette fiel mir mein Unrecht ein, und das brachte mich zuweilen fast bis an den Rand der Verzweiflung. Es war, als wären in alle Glieder eiserne Pflöcke geschlagen. Ich hatte Anfälle des hitzigen Fiebers und fürchtete in diesen Augenblicken den Verstand zu verlieren.

Wieland hat immer eine Art von Koketterie mit seiner eigenen Gestalt gehabt und schimpft auf die Maler, die ihn so häßlich machen. (videatur s. von Bause gestochenes Bild und Göthens Brief darüber). Als er noch sehr jung war, bekam er einmal eine Hitzblatter auf der Nase. Dies ärgerte ihn so sehr, daß er sie sich selbst mit Gefahr und Schmerz ausschnitt. Heute erst ließ er sich einen schwarzen Fleck an der Nasenspitze vom jungen Doctor Herder besehen, der ihn, so oft er sich im Spiegel erschaue, sehr unglücklich mache. Herder (d. V.) sagte dabei, daß dies das schwarze Fleckchen sei, das der Engel Ga-

briel dem Muhamed aus dem Herzen als die Erbsünde genommen und auf die Nasenspitze gesetzt habe. —

Als Wieland vorigen Sommer in Zürich war, wollte ihm die Mad. Gesner ihren eignen Verlag, die Lobwasserschen Psalmen, Gebetbücher u. s. w., treffliche Artikel, von denen sich Sal. Gesner viele Jahre ganz allein nährte, nicht zeigen, weil es ja abscheuliche Schächer und Tröster wären. Wie wunderte sie sich, als Wieland, der sie endlich doch zu sehen bekam, eine große Lobrede auf diese Tröster hielt, weil sie bürgerliche Ordnung erhielten und zu vielen Dingen nütz wären.

Als Wieland von Erfurt nach Weimar kam, kaufte er eine ganze französische Bibliothek, den Folioband à 1 Thlr., den Quartband zu 12 gr. u. s. w., blos um doch mit Büchern einzuziehen. —

(Den 16. April 1797 bei Herder.) Herder will beweisen, daß der Name Wieland so viel bedeute, als Italiener. Wieland erbittet sich ein Dissertatiönchen darüber. Wäre ich je nach Italien gekommen, so wäre ich Katholik geworden und nie wieder herausgegangen. Ich war in meinen frühern Jahren so nah und konnte doch nicht hinkommen, so wenig als den Montblanc sehen. Herder glaubt in Wieland's Physiognomie der Stirn, der Oberlippe etwas Italienisches zu finden. Wieland findet einige Ähnlichkeit zwischen seinem eignen und Ariost's Gesicht, nur daß dies weit feiner geschnitten sei.

Wieland's beste frühere Gedichte waren in Wien völlig unbekannt, als zufällig der Chevalier Boufflers hinkam und alle Welt fragte: ob sie die Philosophie der Grazien gelesen hätten?

Durch diese Anfrage des Ausländers wurden die Wiener zuerst mit Wieland's Verdiensten bekannt.

In Bodmer's Briefwechsel, gesammelt von Stäudlin, kommen mehre Briefe vor, die Wieland noch von Tübingen aus an Bodmer schrieb, voll Gelehrsamkeit und bescheidnem Urtheil, wie Herder darüber urtheilt. — Wieland bat mich heute, ihm Alles, was über Xenophon's Memorabilien vorhanden ist, zu verschaffen. Eine Übersetzung derselben, mit dazugehörigem Commentar, zu liefern, ist der letzte Wunsch Wieland's.

(Den 26. Juni 1797.) In der 1. Ausgabe des Agathon sind vom zweiten Theile an bittre Ausfälle gegen Adelsdespotismus u. s. w., die dann in der folgenden vertilgt worden sind. Diese schreiben sich von den Händeln mit Stadion in Warthausen her (s. oben). Die Madame La Roche wurde indeß auch von ihrem Manne sehr gemishandelt, als eine Anhängerin von Wieland. Sie schreibt nur Empfindungen. Bodmer führt sie zu ihrem Manne in Offenbach. Wieland las über Iselin die Geschichte der Menschheit, widerlegte ihn vier Wochen, dann warf er ihn ganz weg; denn er hatte das Collegium in Erfurt angeschlagen, ohne Iselin selbst genau gelesen zu haben. — Der junge La Roche, den Wieland mit nach Erfurt nahm, wurde dort gewaltig munter; die Wielandin mußte ihm einmal Rock und Schuh einsperren, damit er nicht auslaufen konnte. Dann ging er als Offizier nach Amerika. —

(Den 12. Nov. 1797.) Wieland's Mutter lebte in den letzten Jahren hier in Weimar bei ihm. Sie hatte pietistische Grundsätze und war daher ganz untröstlich, daß ihr Sohn, den

sie übrigens mit zärtlichster Mutterliebe und tiefem Hinanstaunen betrachtet, durch seinen Unglauben zur Hölle fahren sollte. Bei ihrer äußersten Reizbarkeit, die sie auch in reichlichem Maße auf ihren Sohn vererbt hat, konnte es nicht an Gelegenheit fehlen, wo sie denselben an sein Seelenheil erinnerte, und da setzte es denn immer Stürme. Einst war die Geheimeräthin v. Schardt zum Wochenbesuch bei seiner Frau und die Mutter äußerte in Wieland's Gegenwart ihre andächtigen Himmelsseufzer. Da gerieth er in Zorn und sagte ihr harte Worte, warum sie denn jetzt, da sie schon so lange bei ihm gewesen, noch immer so elendes Zeug schwatzen könne. Die Frau Seniorin gerieth in heftige Bewegung, stotterte eine Entschuldigung, daß sie es ja nicht so gemeint habe, und schlich sich fort zur kranken Enkeltochter, der nachmaligen Reinhold, in ein anderes Zimmer. Wielanden gereuete auf der Stelle seine Hitze und als die Geheimeräthin Abschied nahm, bat sie Wieland, ob sie nicht auch seine kranke Tochter auf einen Augenblick besuchen wolle. Er begleitete sie dahin, weil er wußte, daß seine Mutter da sei. Als sie so ans Bette getreten waren, ergriff Wieland auf einmal die Hand seiner Mutter, küßte sie inbrünstig und rief laut zur Geheimeräthin v. Schardt: „Sie haben vorhin gesehen, wie unartig ich meiner Mutter begegnete. Werden Sie nun auch Augenzeuge, wie ich es ihr feierlich abbitte." — Noch jetzt spricht er oft mit Rührung davon, daß er doch seiner guten Mutter manche Kränkung verursacht habe. — Wenn er in der Hitze recht aufgefahren ist und Jemand hart angelassen hat, so thut es ihm in wenigen Minuten so weh, daß er selbst kommt und das Unrecht abbittet, und dies sind seine schwächsten Momente, wo man Alles von ihm erhalten

kann. Diese benutzt seine kluge Gattin meisterhaft und erhält in ihnen Alles, was sie sonst nicht errungen haben würde. Er weiß es auch recht wohl und sagt oft laut: Jedermann, der kein Bösewicht sei, stehe in gewissen Stunden unvermeidlich unter dem Pantoffel und müsse sich diese Herkulesschwäche zur Ehre schätzen. Er ist auch oft gegen seine Tochter sehr auffahrend, aber auch der Mann dazu, der der beleidigten Tochter feierlich sein Unrecht abbittet. Sehr pathetische Scenen der Art kamen vor, als Reinhold noch nicht sein Schwiegersohn war, aber im Hause seines nachmaligen Schwiegervaters schon wohnte. Reinhold pflegte seinem damals hier privatisirenden Freunde Fr. Schulz zu erzählen, daß Wieland nach einem heftigen Zwiste einmal noch gegen Mitternacht an sein Bette gekommen sei und ihn weinend um Verzeihung gebeten habe. — So macht sich Wieland jetzt harte Vorwürfe, daß er den armen Gräter aus Schwäbischhall, der ihn im October auf vierzehn Tage besuchte, bei verschiedenen Gelegenheiten (als z. B. bei der Betrachtung der Herzogin von der Angelika K. in des Herzogs Sommerhause, wo Wieland über die kalte Frage, was es denn eigentlich vorstelle, gewaltig ergrimmte und ihm gradezu sagte: So ein Gemälde stelle sich selbst vor, hier nach Ähnlichkeit zu fragen, sei ein Schwabenstreich) hart angelassen habe. Gräter war etwas vergeßlich und trödelte gern, wenn aufgebrochen werden sollte. Dies, sagte mir Wieland, ist das wahre Zeichen von uns Schwaben; wir verzetteln und vergessen Hunderterlei. So bringe ich gewiß täglich mehr als eine halbe Stunde mit Aufsuchen verlegter Kleinigkeiten zu.

Die größte Noth in Osmanstädt ist um einen Barbier. Jetzt unterwirft sich Wieland dem Schermesser eines Maurers

im Dorfe, der freilich die Steine besser handhabt als den Bart des Weisen. Haßte Wieland nicht Alles, was nur von fern den Sonderling verrathen könnte, so ließe er sich gewiß den Bart patriarchalisch wachsen.

(Den 28—30. Decbr. 1797.) Wieland wollte den Rest dieses Jahres in Weimar beschließen. Es war lange daran gearbeitet worden. Er hatte mit dem Herzoge in Unterhandlungen über die Patrimonialgerechtsame seines Gutes gestanden. Wieland, der edle Kosmopolit, hätte ein Gefängniß bauen und Ketten für Verbrecher anschaffen lassen müssen, wenn ihm sein Wunsch, Gerichtsherr und Patron von Osmanstädt zu werden, gewährt worden wäre. Der Herzog schrieb eigenhändig an ihn und stellte ihm die Ursachen vor, warum er ihm sein Verlangen nicht erfüllen könne. Er machte den Mann zum Gerichtshalter, den Wieland gewünscht hatte. Er setzte ihm ein Deputat von 12 Hasen und 24 Rebhühnern aus, statt ihm die lästige Jagd aufzuhalsen. Er behandelte seinen ehemaligen Lehrer durchaus edel und wie man es von unserm Herzoge erwarten konnte. Die Folge davon war, daß Wieland mit seiner ihm unentbehrlichen Gattin froh hereinkam.

So wie er mir seine Ankunft zu wissen thun läßt*), eile ich zu ihm in den Gasthof. Kaum bin ich ins Zimmer getreten, so bricht ein Donnerwetter über Weimar, über seinen dummen

---

*) Siehe Gruber's Biographie Wieland's. Leipz. 1815. I. 229. Neben dessen kürzerer historischer Relation nach Böttiger kann die weit anschaulichere Darstellung Böttiger's selbst wol noch ihren Platz finden.

Einfall, hierher zu reisen, und über Alles, was ihn umgibt, los. Er wolle aber auch nie wieder einen solchen Schwabenstreich begehen und nie wieder nach Weimar kommen. Ich höre ganz gelassen zu, setze mich auf einen Stuhl, fange an, von allerlei Dingen zu sprechen, die ihm angenehm sein mußten. Darüber vergißt er etwas seinen Unmuth und zieht sich nach und nach fertig an. Wie ich fortgehen will, ergreift er traulich meine Hand und sagt: „Nun will ich Ihnen sagen, lieber Böttiger, warum ich vorhin so böse war und — noch bin. Wie jetzt meine Sachen ausgepackt werden, findet sich's, daß ich zweierlei Tuchstiefeln (seine beständige Chaussure) habe. Sehen Sie nur selbst, wie das aussieht." Ich versichere, daß man selbst mit dem Mikroskop keinen Unterschied finden werde. Dies erheitert ihn sichtlich. „Nun fahre ich deswegen meiner Frau auf den Hals, die sie eingepackt hat. Ich habe sie gewiß seit Jahr und Tag nicht so hart angelassen. Sie ist fortgegangen. Und nun begreifen Sie, daß ich meiner guten Frau sehr unrecht gethan habe. Es war beim Einpacken Nacht; ich hatte mehre dergleichen Stiefeln. Es war leicht, sie zu verwechseln. Aber eben das ist mir nun so ärgerlich, und eben darum bin ich nun auf mich selbst so böse, daß ich meiner guten Frau so unrecht und um einer solchen Nichtswürdigkeit soviel Böses angethan habe." Und nun war voller Sonnenschein, Alles vergessen, denn er hatte sein Herz erleichtert.

Solche Kleinigkeiten können den äußerst reizbaren Mann außer aller Fassung bringen. Sein Arzt hat mir gesagt, daß er bei solchen Vorfällen oft gleich fieberhaft werde. Er, der Arzt, hat einmal 122 Pulsschläge in diesem Zustande an ihm gezählt, da er in seinem Alter höchstens 70 haben könnte. Seine Gesund-

heit hat übrigens auf dem Lande mächtig zugenommen. Er ist gegen viele Unannehmlichkeiten der Witterung jetzt völlig abgehärtet.

Wir sprachen über die Recension von Schlegel in der Allgemeinen Literaturzeitung, wo Goethe auf Unkosten Homer's und Virgil's gelobt wird. Sogleich gab Wieland eine treffliche Idee von der Äneïde. Sie sei nach seiner Meinung gewiß in nuce in dem Verse enthalten:

Tu regere imperio populos, Romane, memento.

„Die höchste Blüte der Äneaden ist unter einem Julier, dem August. Dieses sei der geheime Plan dieses Nationalheldengedichts." — „Goethe's Unglück sei, nichts vollenden zu können." Er, Wieland, habe bei seinen größern Werken grade gegen das Ende am meisten Ruhe und Fassung angewandt Als er den Oberon zu vollenden sich angeschickt, habe er sich selbst immer zugerufen: Ruhig! ohne Eil!

Wieland besuchte vor vielen Jahren Göthe's Vater in Frankfurt und machte diesen dadurch sehr glücklich, daß er mit seiner breiten Manier zu erzählen Nachsicht hatte und ihm geduldig zuhörte. — — Unter andern wies er Wielanden ein prächtig eingebundenes Manuscript, die juvenilia seines Wolfgangs enthaltend, die Goethe, als er noch das Gymnasium in Frankfurt besuchte, schon gedichtet hatte. Wieland versichert, daß er sich noch lebhaft erinnere, es seien sehr genialische Stücke darunter gewesen, davon Goethe in der Folge wol selbst noch Einiges gebraucht hätte. —

Dem Herzog und der Herzogin schlug er gestern, als er mit ihnen und Goethe allein speiste, den besten Plan zur Rettung Deutschlands vor. Es sollten sich nämlich alle kleine Für-

sten entweder zu Östreich oder Preußen schlagen, sodaß Deutschland ganz aufhöre und die Fürsten Vasallen entweder von Östreich oder Preußen würden. —

Bei der Betrachtung der trefflichen Copie der Madonna della Seggiola in Goethe's Hause glaubte Wieland, so eine weibliche Gestalt, wie die Madonna, sei nirgends in Deutschland anzutreffen. Meyer behauptete: Wir fänden sie überall. Goethe setzte die Erklärung hinzu: „die Künstler sind wie die Sonntagskinder; nur sie sehen die Gespenster. Wenn sie aber ihre Erscheinung erzählt haben, so sieht sie Jedermann." —

Wieland spielte sonst leidenschaftlich gern L'hombre. Diese fünf Tage, die er wieder in der Stadt gewesen ist, hat er keine Karte angerührt. Als ich ihm meine Verwunderung darüber bezeigte, versicherte er mir, daß er jetzt höchstens nur noch spielen würde, um einem Andern gefällig zu sein. „Darüber müssen Sie Sich nicht wundern, ich treibe Alles leidenschaftlich. Und so war mir's Spiel auch Geschäft. Aber keine Leidenschaft ist permanent." —

„Als ich in Tübingen Jurisprudenz studiren sollte, hatte ich die Liebe (zur La Roche) im Leibe (ich bediene mich dieses Ausdrucks ungefähr so, wie man sagt: die Ratte hat Gift im Leibe), und dichtete an der Natur der Dinge. Dies misfiel freilich meinem Vater, aber ich disputirte mit ihm, und so wurde er endlich einmal recht böse. Ich muß es mir daher schon auch gefallen lassen (sein ältester Sohn Louis, der in Jena studirt, war gegenwärtig), wenn mein Sohn zuweilen das Wiedervergeltungsrecht übt. Nur damit könnte er mich zur Verzweiflung bringen, wenn er sich ganz der Fichte'schen Ichphilosophie ergäbe." —

(Den 30. December 1797.) Als ich Wielanden die Stelle eines Briefes vorlas: „Sie glauben wol zu wissen, wie alt ich bin," unterbrach er mich und sagte: „Da wird vermuthlich so eine Rechnung kommen, wie ich auch immer mache. Denn ob ich gleich jetzt erst 64 Jahre alt bin, so verlange ich doch mit Recht, daß mir ein Jeder noch sechs Jahre zurechne. Billiger kann meine Foderung gar nicht sein, da es ein baares Wunder ist, daß ich jetzt noch leben kann. Man bedenke nur, daß ich immer eine forcirte Treibhauspflanze gewesen bin. Von meinem vierten Jahre an saß ich so (die Brust an die Schärfe des Tischrandes, nach Art kurzsichtiger Schreiber, klemmend), und in solcher Positur habe ich einen großen Theil meines Lebens zugebracht. Rechnen Sie dazu den Kampf der sinnlichen Liebe mit dem überspanntesten Platonismus, in meinen spätern Jünglingsjahren die religiöse Frömmigkeitswuth, wo ich wegen des geringsten peccadillo oder vielmehr wegen der leisesten Anwandlung eines mir sündlich scheinenden Phantasiespiels die schrecklichste Gewissensangst bekam, so als wenn mich Satanas mit Fäusten schlüge. Setzen Sie dazu die vielen Kinder und Bücher, deren Erzeugung doch auch nicht ohne Kraftaufwand abging. Rechnen Sie, um die Summe voll zu machen, die zweiundzwanzigjährige Hoffrohne, die Indigestionen bei den Soupers, die Verkältung u. s. w. und sagen Sie mir, ob ich zu viel fodere, wenn ich auf Alles dies wenigstens sechs Jahre gut zu haben verlange? Wie ganz anders hat sich da Klopstock abzuhärten und die Hülse seiner Psyche zu erhalten gewußt. Als er in Zürich bei Bodmer war, gab er Beweise von körperlichen Fertigkeiten, von Geschicklichkeiten im Fechten und Reiten, die noch lange nachher als halbe Wunderlegenden erzählt worden sind. Er war der größte Eis-

läufer. Kein Tag verging ihm ohne Gymnastik! Und dabei fühlte er nie den Zwang des Hoflebens, war stets sein Herr und Meister. Da läßt sich wol auf ein hohes Alter zählen. Er muß so alt werden als Bodmer. Wenn ich siebzig Jahre alt werden sollte, so ist's ein Wunder und mit jedem Tage weiter hinaus wächst dies Wunder." —

Als wir auf Bemerkungen über den Messias kamen, gerieth Wieland in eine seiner seltnen, hohen Entzückungen, indem er den Eindruck schilderte, den das Lesen der ersten Gesänge auf ihn den Jüngling gemacht habe, und den Anstoß anzugeben suchte, den diese Lecture seinen Dichtungen gab. „So unendlich verschieden auch der Messias und mein Musarion nach Zweck und Ausführung sein mögen, so stehen sie doch insofern in engerer Beziehung, als man glauben sollte, inwiefern diese ohne jene nie gedichtet worden wäre. Das hohe Ideal und die Begeisterung, die ich dem Messias und einigen Elegien, die ich zuerst aus den Bremischen Beiträgen kennen lernte, auf immer verdanke, haben mich zur Hervorbringung einiger himmelweit verschiedener, aber doch auch nicht ganz schlechter Werke zuerst geschickt gemacht. Es waren in meinem frühern Leben Zeiten, wo ich gern zu Klopstock gewallfahrtet wäre, um ihm dies selbst zu sagen. Jetzt erwacht diese Begierde lebhafter als je in mir. Wenn ich nicht Scheunen bauen und Ochsen kaufen und Alles zusammennehmen müßte, so reiste ich blos um seinetwillen noch einmal nach Hamburg." — „Das möchte ich Klopstock nicht sagen, daß nur die ersten Gesänge und was in den letztern mit jenen gleichzeitig ist, das Gepräge der Unsterblichkeit hat, das Übrige aber weit mehr Kunst- als Geniewerk ist. Es ist aber doch so. — Unter seinen Epigrammen sind einige witzig,

einige sehr fein, nur zu fein. Es sind mehr Witzbestrebungen als Witzergießungen." —

Wieland's Dunciade. An einem schönen Abend setzten sich Meister Gottsched, seine zärtliche Hälfte Culmus, Hermann-Schönaich und Magister Schwabe, ergrimmt über den Sieg des Feuers der Bremischen Beiträge über ihr Element das Wasser, traulich zusammen und schmiedeten das berüchtigte ästhetische Wörterbuch, worin Haller, Bodmer, Breitinger, Klopstock und seine Freunde mit einer Flut Gottschedischen Wassersuppenwitzes begossen wurden.

Bei dem gewaltigen Zwiespalt, der damals zwischen den züricher und leipziger Schöngeistern eine unergründliche Kluft befestigte, machte dies Werklein mehr Aufsehen, als es verdiente, und that dem von Breitinger gestachelten Bodmer, dessen Schooskind, die Noachide, besonders gemishandelt war, außerordentlich weh. Wieland, damals neunzehn Jahre alt und von Bodmer und Klopstock auf's höchste begeistert, kam grade zu dieser Zeit zu Bodmer nach Zürich und theilte diesem seine Idee mit, die Leipziger Dunse nach Gebühr zu züchtigen. Nichts konnte Breitinger erwünschter kommen als ein solcher Waffenträger. Er entflammte Wieland's Muth noch mehr, und so schrieb dieser in einigen Tagen (1752) in neun Bogen eine Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, worin er Schwefel und Naphtha auf das Haupt seiner Feinde goß; doch zeigte sich auch schon hier der edle Charakter des Mannes, der nie etwas blos darum that, um zu schaden, sondern immer lehren und bessern wollte. Denn ein großer Theil dieser Schrift beschäftigt sich mit allgemeinen Ideen über den Werth und die Würde der Dichtkunst, wozu eine Stelle aus Baco „De

augm. scient.", die erklärt wird, Veranlassung gibt. — Wieland schickte diese Schrift anonym an Gleim in Halberstadt, der selbst nicht wußte, woher sie kam, aber mit Vergnügen drucken ließ. Denn auch er paradirte im ästhetischen Wörterbuche. Die Auflage war wahrscheinlich nicht stark und wurde schnell vergriffen. Wieland hat selbst nie ein Exemplar davon besessen und fand die Schrift viele Jahre später bei einem seiner Freunde, wo er sich selbst über seine damalige Heftigkeit tadelte und den Feuereifer seiner Kunstjüngerschaft für Bodmer, den er nun strenger zu würdigen gelernt hatte, belachte. Hätte er Gleimen in der Folge nicht selbst gestanden, daß er Verfasser jener Satyre sei, so wäre diese Jugendsünde nie dem Publicum bekannt geworden, zu dem er sich nun in der Rec. des Schiller'schen Musen-Alm. im Merk. 97. Febr. S. 201 öffentlich, doch misbilligend selbst bekennt.

(Den 15. Juli 1798 bei Wieland in Osmanstedt.) „Klarheit ist jetzt das Lieblingswort von Goethe. Das Genie hat sich zu Boden gesetzt und klares Wasser schwimmt oben. Als Goethe zuerst nach Weimar gekommen war, bat er sich oft selbst bei Wielanden Abends zu Gaste. Denn der Herzog, mit welchem Goethe alle Mittage aß, speiste Abends nur selten, außer wenn er alle seine Umgebungen mit delicaten Bratwürsten tractirte, die in unendlicher Menge gemacht werden mußten. Damals war das Wort unendlich überall wiederkehrendes Stichwort. Wenn Goethe Abends bei Wieland essen wollte, so schickte er seinen Bedienten (der beiläufig in Allem seinen Meister nachahmt, so ging, den Kopf schüttelte, sprach u. s. w.) vorher ins Haus und ließ sich eine unendliche Schüssel

unendlicher Borsdorfer Aepfel (gedämpft) ausbitten. Trat er ins Haus, so nahm er jedes der Kinder beim Kopf, gab ihnen komische Namen, schüttelte, hob sie auf den Arm u. s. w. Als Goethe mit dem Herzoge von Lavater zurückkam, war ihm jedes hübsche Mädchen ein Müßchen (das schweizer. Diminutiv von Maus.)" —

Wieland erklärte sich von seiner Seite gegen den Gebrauch des Wortes Tugend und machte es überall lächerlich, weil er den Unsinn dieses so sehr gemisbrauchten unverständig gelallten Wortes haßte und es für den Alltagsgebrauch zu vornehm hielt. — Mit größter Heftigkeit spricht er gegen die Philosophie um so mehr, da Reinhold aus Bonhomie der Fichte'schen Wissenschaftslehre gehuldiget habe, da er doch selbst über alle Kant'sche Philosophie durch ein System der Popularität sich hätte die Oberherrschaft erwerben können. Er, Wieland, würde einem solchen philosophischen reinen Ich eine Tracht Stockprügel auf den Hintern aufzählen lassen, um ihn zum Geständniß zu bringen, daß sich das reine Ich nicht ohne das Nicht Ich setzen könne.

„Agnes von Lilien könnte ein classisches Buch der Nation geworden sein, wenn die Verfasserin (Fr. v. Wolzogen) im Verfolge des Buches nicht auf einmal in Schiller's mystischer Metaphysik zu sprechen gelüstet hätte."

Über Bürger. Sein hohes Lied habe ihm stets die widrigste Empfindung gemacht, weil es der Frau eines Andern gegolten hätte. Diese Art von Galanterie war Wielanden von jeher am unausstehlichsten. Bürger besuchte ihn grade zu der Zeit, wo er dies Lied im Musenalmanach eingerückt hatte und große Lobsprüche zu empfangen hoffte. Wieland hatte seit drei

Monaten den ihm von Bürger zugeschickten Musenalmanach ungelesen liegen lassen und mußte ihm dies auf endliches Befragen grade heraus gestehen. Bürger gestand ganz unbefangen, daß dies das Gedicht sei, mit dem er selbst am meisten zufrieden wäre. —

Die erste Bekanntschaft mit Wieland stiftete Bürger dadurch, daß er Proben seiner jambischen Übersetzung Homer's für den Mercur einschickte. Diese entzückten Goethen und Wielanden dermaßen, daß sie damals in Weimar und Gotha von den Fürstenkindern eine so ansehnliche Subscription zu erpressen beschlossen, die Bürgern Muße geben könnte, das Werk auszuführen. Aber der veränderliche Dichter gab die Idee selbst auf.

Möchte ich nur einen so billigen Biographen erhalten, als Althof Bürgern gewesen ist. Es sei Manchen, die ihm (Wielanden) zur unrechten Stunde gekommen seien, sehr schlimm gegangen. So erinnere er sich noch immer eines braven jungen Mannes, der von Göttingen kommend ihn überfallen habe. „Ich verfluchte die Stunde, wo ich die erste Feder ergriffen habe. Meine Celebrität ist mein Tod u. s. w." Der erschrockene Fremde wollte sich endlich zurückziehen. Da erkannte Wieland sein Unrecht auf der Stelle. „Da Sie mich böse gesehen haben, müssen Sie mich auch wieder gut sehen." Er hielt ihn zurück und sprach noch einige Stunden recht herzlich mit ihm. Diese compensirende Güte wußte stets Wieland's Frau, die von seiner Hitze viel auszustehen hatte, trefflich zu benutzen. —

Als Kraus im Juni dieses Jahres die La Roche in Offenbach besuchte und eine Weimeranerin, die Demoiselle Schnauß, mitbrachte, fing diese gleich an: Freuen Sie Sich, Wieland's Doris kennen zu lernen. Die La Roche erhielt durch anonyme

Frauenzimmer schon zweimal zehn Karolin, wegen des Nutzens aus ihren Schriften, durch einen frankfurter Bankier unter der Bedingung ausgezahlt, daß sie nie forschen sollte. Sie verlor nun auch ihre kleine Pension in Speier. Jetzt lebt sie von der Erziehung ihrer drei Enkel Brentano.

(Den 28. Nov. 1798. Wieland logirt bei Herdern.) „Ich hoffe," fing Wieland an, „Falk wird mir verzeihen, daß ich diesmal nicht bei ihm logire. Ich bin im Hause meines lieben Herder so unaussprechlich glücklich." Nun wurde über Falk gesprochen. Er habe, sagte Herder, eigentlich nur ein Talent zur Persiflage. Dies habe er unglücklicherweise für ein Talent zur Satyre angesehen. Dazu fehle es ihm durchaus an Galle. Er sei nur Milch, und sein sanftes Turteltäubchen, sein Weibchen, könne ihn weder stählen noch fassen. Man müsse einem Jeden, sagte Wieland, in der Liebe seinen Geschmack lassen. Ihm falle von seinem achten Jahre das Verschen ein:

Quisquis amat ranam, ranam putat esse Dianam,
Quisquis amat cervam, cervam putat esse Minervam.

Solche Verslein wünsche er noch recht viele zu wissen. Überhaupt thue es ihm leid, daß er nicht Alles aus der Jugend mehr behalten habe, aus dem Blütenmonde des Lebens. „Da muß man's," sagte Herder, „nur machen wie Leibnitz, der immer noch seine frühern Schulbücher wieder las und sie selbst auf spätern Reisen mit sich führte." „Ja," sagte Wieland, „das ist es eben, daß ich gar keine Bücher aus jener Zeit mehr habe. Wenn ich z. B. nur noch Heidegger's „Acerra philologica haben könnte." „Die ich Ihnen geben kann," sagte der

kleine Rinaldo (der heute zweimal vergnügt ist, weil er zum erstenmal in die Komödie — Zauberflöte — gehen darf und den Wieland kurz vorher mit dem schon aufgestellten Bilde seines Vaters von der Angelica verglichen hatte). Wieland: dafür sollst du ein Buch mit schönen Bildern einen Louisd'or an Werth von mir erhalten, wenn du zu mir kommst. Ich bedaure nur, daß ich bei meiner letzten Anwesenheit in Zürich (1796) nicht alle die Bücher mitnehmen konnte, die man mir dort mitgeben wollte. Unter andern hätte ich so gern das helvetische Museum mitgenommen, worin der Obmann Füßli eine mit interessanten Briefen beurkundete Biographie Bodmer's bis an die Briefe der Maler fortgeführt hat. Herder erbietet sich, dies zu leihen, und fragt, ob er nicht wisse, wo ein Bild vom neapolitanischen Tischbein, Bodmer's Kopf im hohen Greisenalter hingekommen sei. Da habe der Greis mit seinen dickstraubigen Augenbraunen wie ein Mann vor der Sündflut ausgesehen. Bodmer habe seinen ersten Anstoß vom italienischen Himmel auf einer Fußreise über die Alpen bekommen, wo er aber nur bis Mailand und Genua gelangte. Hätte, sagte Wieland, Bodmer sich damals statt einiger frommer Ascetiker, die er sich in Taschenausgaben in Italien kaufte, schon mit Ariost's Dichtungen bekannt gemacht, welche Nicht-Noachide hätten wir da erhalten können. Übrigens wußte fast Niemand bei meiner letzten Anwesenheit nur ein Wort von Bodmer und Breitinger mehr in Zürich zu erzählen, selbst ihre Schüler sind fast alle schon abgestorben. Überhaupt ist aber nichts undankbarer als Republiken. Der große Heidegger, der zu Anfange dieses Jahrhunderts der Perikles von Zürich und von fast ganz Helvetien war, wäre beinahe zuletzt, weil er sich nicht vor

jedem Zunftmeister knechtisch bücken mochte, abgesetzt worden. —

Darwin's Botanic garden lag auf dem Tische. Wieland blättert und findet Füßli's Tornado, ein sublimes Ungeheuer. Herder sagt, in Darwin sei Alles, was je ein Engländer Neues und Frappantes über physische Gegenstände gedacht oder erfunden habe, zusammengesetzt. Ich nenne es das britische Witzrepertorium.

Bei Tische erzählt Wieland, wie es mit seiner Musik stehe. Er hat jetzt ein schönes Instrument, ein Pianoforte von unserm trefflichen Klaviermacher Schenk für funfzehn Louisd'or erhalten. Da will er sich aufs neue üben. In seinem zwölften Jahre hatte er bei einem Organisten in seiner Vaterstadt, der alle Wochen zweimal zu ihm ins Haus kam, ein Jahr hindurch Unterricht, und kam bis in die Principien des Generalbasses, lernte aber doch nie die Akkorde zusammenschmelzen. Indessen leitete ihn doch sein eignes Gefühl auf die Theorie, die später Gretry geübt und niedergeschrieben hat. Gewöhnlich phantasirt er jetzt blos auf seinem Instrumente. Schweizer, fuhr er fort, hat mir doch zuweilen, wenn ich bei ihm auf dem Klavier phantasirte, Lob gegeben und gesagt, das wünsche er in Noten zu setzen. Schweizer war ein armer Chorjunge in Hildburghausen, wo ihn der vorletzte Fürst, einer der geschmackvollsten und prachtliebendsten damaliger Zeit, auf der Gasse aufgriff und sein herrliches Talent zur Musik entwickelte. Als dieser Fürst selbst nichts mehr hatte, harrte Schweizer aus Dankbarkeit bei ihm aus, bis ihn dieser selbst gehen hieß. Er nahm den Titel Kapellmeister mit von ihm hinweg und engagirte sich bei Saylern zur Direction seines Orchesters. Mit diesem kam er auch

nach Weimar, wo er aber bald am Kapellmeister Wolf und seiner cabalenschmiedenden Frau heftige Widersacher fand. Ich lernte ihn damals von Erfurt aus kennen, wo ich oft zur Herzogin herüberfuhr und — ich mag es nicht leugnen, der schönen damals vierunddreißigjährigen Regentin mit vollem Enthusiasmus huldigte. Als ich einst allein in dieser Stimmung nach Erfurt zurückfuhr, entwarf ich im Wagen den Plan zu einem Geburtstagsvorspiele, Aurora, worin ich der Herzogin die süßesten Dinge sagen durfte. Das Ding hat für mich jetzt keinen Werth mehr, und ich habe es daher weder in meinen Werken selbst noch in die Supplemente aufgenommen. Aber als ein Kind des begeisterten Entzückens für den Augenblick mag es damals immer große Freude erregt haben. Vor Allem aber gefiel der Herzogin auch die Musik und sie lobte sie laut gegen mich. Indessen war ich nun selbst nach Weimar verpflanzt worden. Meine Frau war gefährlich krank gewesen und war gleichsam aus der Unterwelt zurückgekommen. Da verfiel ich plötzlich auf die Alceste, die mir mein Euripides so angenehm macht. Das Personal des singenden Theaters bestand nur aus vier Personen. So viele Personen konnte ich also nur annehmen. Besonders gefiel mir die Idee, der Alceste zwei Kinder zu geben, weil ich selbst damals nur zwei hatte. Als ich es der Herzogin vorgelesen hatte, fragte sie mich, wer es denn componiren würde. Der brave Schweizer antwortete ich. — Aber warum nicht der gute Wolf? — Da gerieth ich in Feuer zum Lobe Schweizer's und bewies mich freilich als einen schlechten Hofmann. Aber das bin ich so stets gewesen. Wolf's Frau war schon damals taub. Ich hatte schon drei Jahre mit ihr gesprochen und wußte es noch nicht, bis mirs einmal die Her-

zogin sagte. Meinetwegen könnte ein Hof so viel Hoffräuleins haben, als Tage im Jahre sind, und diese Hoffräuleins könnten sämmtlich mit ihren respectiven Kammerjungfern hochschwanger sein, ich würde nichts davon ahnen, als bis das Generalaccouchement vor sich gehen müßte. — Schweizer war außerordentlich dankbar für mein Zutrauen. Er kam oft zu mir, ich sollte ihm in fröhlicher Gemüthsstimmung die Alceste vorlesen. Auch muß ich ihm das Zeugniß geben, daß er Vieles selbst nach meiner Declamation zu setzen wußte. Eines Tages kam er und sagte, er müsse wol die ganze Composition aufgeben. Da sei eine Stelle, wo Alceste aus Elysium wieder hervortritt und die Worte spricht: „Noch weht ein Geist der Unvergänglichkeit mich an." Hier müsse ein gewaltiger Übergang stattfinden, der ihm aber unmöglich zu treffen sei. Ich sprach ihm Muth ein, rieth ihm, diese Arie vor jetzt ganz bei Seite zu legen. Mir gehe es mit gewissen Dichtungen, ja sogar einzelnen Reimen ebenso. Acht Tage darauf kam er mit Sonnenschein im Auge wieder. Ich glaube es gefunden zu haben. Wirklich ist es eine der sublimsten Stellen geworden. Der Übergang von B dur zu H dur (nach Tische spielte es Wieland am Klavier) ist überraschend und bei vollem Orchester erschütternd. Bei den vielen Proben ging es mir bekanntlich sehr schlimm. Einesmals war es im (damaligen) Hoftheater bei der Probe sehr dunkel. Ich stehe hinter einem Pfeiler und rufe der Alceste-Koch, die sich in einer Stelle selbst übertrifft, zu: O du Engel (eine Phrase, die ich bei jedem mir liebgewordenen weiblichen Wesen ohne alle Beziehung brauche)! Unglücklicherweise hat die Herzogin, die, mir unbewußt, auf einer andern Seite des Theaters uns behorcht, dies gehört. Vier Wochen lang war

ich aus aller Gnade gefallen. Sie sah mich gar nicht an, oder wenn sie dies nicht vermeiden konnte, warf sie mir Blitz und Flamme mit ihrem Blick zu. Endlich klärte sich das Räthsel (denn dies war es für mich durchaus gewesen) auf und Alles kam ins alte Gleis. Am Geburtstage des Herzogs wurde dann noch Herkules am Scheidewege aufgeführt, auch von Schweizern componirt. Eine gewiß gute Sängerin, aber ein häßliches Schätzchen, Demoiselle Heuß, sang die Wollust ganz vortrefflich. Demoiselle Koch als Tugend apostrophirte am Ende den sechszehnjährigen Herzog selbst, der dadurch ungemein gerührt wurde. Solche Sachen galten damals noch etwas, und loyauté wog selbst manches andere Mangelhafte auf. So konnte man ja Hermann's treue Köhler trotz ihrer gewaltigen Plattheit gut finden und mit Beifall wiederholen.

Jetzt kam die Auffoderung von Manheim, eine neue Oper für das damals in ganz Deutschland primirende Orchester und Operntheater in Manheim zu schreiben. Aus Addison's, meines Lieblings, Spectator fiel mir nach langem Suchen die schöne Rosamunde ein. Freilich wußte ich unhöfischer Tropf nicht, daß der Kurfürst auch viele solche Rosamunden hatte und mit ihren Kindern das Land bevölkerte. Schweizer hatte sich in der Composition, die nun ganz vertilgt ist (und wahrscheinlich beim letzten Bombardement von Manheim mit verbrannte), selbst übertroffen. Kranz mußte die Tänze zu den Ballets setzen und ich nahm ihn auch mit nach Manheim, als ich zur Aufführung hinreisete. Dort hatte man sich über meine Wahl des Themas außerordentlich gewundert und Beziehungen hineingelegt, die mir nicht im Traume eingefallen waren. Die Kurfürstin war erstaunlich darüber ungehalten. Aber der Kurfürst

hatte sich nichts daraus gemacht. (Man fragte Wielanden, als er angekommen, im Vertrauen, warum er grade dies Thema gewählt, und beruhigte sich, als man sah, daß er nichts Arges dabei hatte.) Als ich nach der zweiten Probe bei dem Minister Hompesch speiste, kam die Staffette, der Kurfürst von Baiern sei gestorben. Dies zerstörte Alles. Hompesch ging von der Tafel weg. Der Kurfürst reiste schnell ab, befahl aber doch, daß die Proben fortgesetzt und blos vor Wieland das Stück bei verschlossenen Thüren aufgeführt werden sollte. Die tiefe Landestrauer machte die öffentliche Aufführung unmöglich. Der Kurfürst wollte gewiß nach Manheim zurückkehren und da sollte es vor ihm aufgeführt werden. Es ist nie geschehen (damals war der große Bassist Fischer schon beim manheimer Theater. Wieland hatte nichts für ihn gesetzt; auch der Tenorist war beleidigt). Jetzt denke ich noch die Pandora zu erleben, die ich nach einem französischen Original für Kranz bearbeitet habe und der auch Goethe und Schiller ihren Beifall gegeben haben. Vor meiner Abreise hatte ich noch bei der Kurfürstin eine Audienz, die es sehr übelgenommen hatte, daß ich ihr vom Anfange aufzuwarten unterlassen hatte. Sie war höfisch-freundlich, that, als wenn sie von meinem frühern Dasein gar nichts wisse, und zog bei meinem Abschiede den Handschuh ab, um mich zum gnädigen Handkuß zu lassen.

Es wurde über Kotzebue gesprochen. Wieland erinnerte sich noch der ersten Verse, die jener ihm von Jena zuschickte und die unter aller Kritik waren. — Warum er fortdauernd so viel Beifall erhalte? Herder gibt zur Ursache an, weil er die Materie des Drama gut inne habe und alle Schwächen besonders

des weiblichen Geschlechts unbarmherzig aufstelle. Man sei bei ihm immer in einem feinen Bordelle.

Über Jean Paul Richter. Er habe einen trefflichen Takt, den Menschen zu erfühlen. Herder versicherte, er habe ihm über Menschen, die er zum erstenmale sprach, so richtige Urtheile gefällt, als er (Herder) sie nach jahrelanger Bekanntschaft nicht besser zu fällen sich getraue. Er gehöre zu den reflectirenden Menschen, wiederhole sich also auch im Stillen, was er in der Gesellschaft gesagt habe, bessere sich, gebe besser auf sich Acht. In Allen diesen finde ich große Ähnlichkeit mit mir, ruft Wieland, „und welcher gute Mensch fände sie nicht", sagt Herder. Ich wenigstens verlasse selten eine Gesellschaft, wo ich mir nicht heimlich sagen muß: da sprachst du zu stark, da zu scharf, da wurdest du zu warm u. s. w. —

Über Zwerge. Wieland wünscht sich eine ganze Schüssel voll und mißt an den Fingern ab, wie groß die Kinder gewesen sein müssen, wovon jene brabantische Gräfin dreihundertundfünfundsechzig erhalten hat. Herder sagt, er könne sich die Zwerge recht gut aus den in der Jugend gelesenen und gehörten Geschichten von dienenden Berggeistern denken, und erzählt die Dichtungen davon. Er hofft, es werde ihm immer einer noch einen Ring oder Becher bringen, der auf seine Familie forterbe.

Wallenstein's Lager findet Wieland höchst unmoralisch, sowie die Elegie Amyntas im Musenalmanach von 1799, die aber übrigens zu dem Vollendetsten gehöre, was unsere Sprache aufzuweisen hat, ausgenommen die klägliche Klage. Er lies't mir Schiller's Dionysius, der Tyrann, aus eben diesem Almanach vor und zeigt das Unpassende des Metrums, das Schie-

lende der Construction, das gothisch Abenteuerliche in dieser schönen, aber einfachgriechischen Erzählung. Das Unglück komme vom Vielschreiben. —

Der helle Sonnenschein im Ausdrucke, den Addison so sehr liebt, sei ihm vorzüglich im Cicero über Alles angenehm. Er lese jetzt täglich eine halbe Stunde den Cicero, um sich gegen die Pest des Zeitalters zu bewahren. Goethe's Propyläen sind auch klar und stralend.

Der Mercur hat Manchem geholfen und ihn glücklich gemacht. So erhielt Wieland erst vorige Woche noch eine Danksagung von Teschadik in Ungarn. Eine neue Motive, ihn fortzusetzen. Agathodämon geht jetzt ununterbrochen seinen Weg fort. —

Wieland schläft auf seiner Schweizerreise stets in einer wollenen Decke so eingepackt, daß ihn seine Frau ordentlich wie ein Kind damit einwickelt. Bei seiner äußerst dünnen und transpirabeln Haut ist dies nothwendig. Er hatte sich wirklich in den zwei letzten Tagen seines jetzigen Hierseins (1. u. 2. December) viel zugemuthet und eine böse Diät gehalten. Daher bekam er vom jungen Herder zu schwitzen, was ihn doch wieder stark incommodirte. Goethe vermag viel über ihn. Dieser muß ihm zureden, daß er künftig die December, Januar und Februar in der Stadt zubringt. Er hat ja nun seine eignen Pferde. Bei seinem Gute hätte er dreißig Äcker mehr für eben das Geld haben können, wenn er nicht so hitzig gewesen wäre. —

(Den 4. Nov. 1798.) Wieland gestand, er habe jetzt

gar keine Lust mehr, Verse zu machen, er könne nur noch Prosa, und auch diese nur mit ewiger Zuziehung des Adelung schreiben. Als Schwabe wisse er immer nicht, ob ein Verbum haben oder sein zu sich nehme. So sei ihm diesen Morgen noch zweifelhaft geworden, ob man sagen müsse: gestanden habe, oder gestanden sei. Adelung habe ihn auch sitzen lassen; endlich habe er's sich selbst so gelöst: sein bedeute mehr einen selbständigen, activen, haben mehr passiven Zustand. So sage ich: der Leichenstein hat lange schon hier gestanden; aber von einem Bettler: er ist lange vor der Thür gestanden. Oft bewundere er seinen Oberon so sehr, daß er selbst nicht begreifen könne, wie er dies zu dichten vermocht habe.

Er hat sich einen Flügel von Schenk machen lassen, und phantasirt nun vor seiner Frau ein eignes cantabile oder spielt eine leichte Arie von Mozart. Man brauche so eine Stimmung der Seele durch ein äußeres Instrument doppelt in seinen Jahren. —

Der Herzog von Augustenburg hat Wieland's goldnen Spiegel schon im vierzehnten Jahre gelesen und dadurch einen Hang zum Länderreformator und Menschenverbesserer bekommen, der freilich oft in wunderliche Grillen ausarten mag. „Guter Alter, Sie müssen morgen mit mir essen!" Einladung des Herzogs an Wieland, in der Komödie gestern Abend.

(Den 20. Jan. Abends bei Falk.) „In meinem achtzehnten Jahre glaubte ich einmal sterben zu müssen. Ich hatte eine Fischgräte verschluckt und fürchtete daran zu ersticken. Meine Mutter saß geängstet bei mir. Ich spreche von Unsterblichkeit und Wiedersehn wie ein begeisterter Bramin, gerathe immer

mehr in Eifer und halte mir eine herzschmelzende Standrede, sodaß meine Mutter in Thränen zerfließt, schluchzt, wehklagt. Während des großen Eifers hat sich die Gräte gelöset, ich fühle es und sage nun auf einmal: ich wolle noch fortleben. Es sei Alles gut!"

Wieland wundert sich, daß man Goethe's Reinecke Fuchs nicht mehr schätze. Er lese oft mit Vergnügen darin. Falk tadelt die Hexameter. Hier hätten blos Knittelreime hingehört. Wieland nimmt sich des Hexameters an. Wieland hat nur einmal wahre Knittelverse gemacht in der Titanomachie, eine Burleske gegen das heutige Genieunwesen. Er verbittet sichs aber, daß man Liebe um Liebe ja nicht zu diesem Genre rechnen möge. — Wieland will Schiller's Piccolomini nur so bei der Aufführung hören, als sei es eine auswendig gelernte Vorlesung, immer besser als eine bloße Vorlesung. Richter (J. Paul) widerlegt es, weil beim Lesen auf dem Zimmer die Phantasie mehr wirke. — Streit über das Alte und Neue. Richter behauptet, die Alten hätten aus Mangel tief eindringender Verstandescultur nirgends wahre Charaktere geschildert; sie hätten nichts Komisches im Vergleich mit den Neueren gehabt. Aristophanes und Shakspeare. Wieland wird ungeduldig. Er sagt Richtern: „Er solle doch nicht so dociren und die Leute, wie mit einem Ocean überschwemmen." Richter befindet sich nur wohl, wenn er gespannt ist, das Disputiren spannt ihn. Daher sucht er diesen Reiz überall und ist ein animal disputax. Nur Der, der ihm recht Gegenpart hält, gilt bei ihm. Nüchtern kann er kaum etwas schreiben. Er trinkt, wenn er componirt, viel Bier oder Wein, und sitzt erstaunlich warm, wie in einem Schwitzofen. Er sagte: „man soll auf mei-

nen Grabstein setzen, daß nie ein Mensch so viele Gleichnisse gemacht hat wie ich."

Wieland erhielt zugleich mit Niedeln einen Antrag zu einer Lehrstelle in Wien von Maria Theresia; dies wurde aber vom Pater Jordan Simon in Prag, der noch Wieland's Zeitgenosse in Erfurt gewesen war, durch eine Betschwester, die Gräfin Ogilwy in Prag, die ein ordentliches Tagebuch für die Kaiserin hielt und ihr also die Gefahr von diesen Freigeistern schilderte, hintertrieben. (Allg. Lit. Anz. 1799. N. 36. den 5. März. 352.).

(Den 21. Jan. 1799.) Wieland negocirte für seine Vaterstadt Biberach eine Summe von 50,000 Fl., ohne einen Heller Profit zu nehmen, da sie es ihm doch besonders anboten. Er erhielt dafür ein herzlich abgefaßtes Danksagungsschreiben vom Bürgermeister und Rath der Stadt Biberach mit 50 Thaler pro cura. Dies nahm er herzlich wohl auf, weil es mit schwäbischer Treuherzigkeit gegeben war, und sagte: Und wenn sie mir nur einen Laubthaler geschickt hätten, so machte er mir mehr Freude als 1000 Fl. erjüdelte Provision. —

In Klosterbergen las man cursorisch den Livius, als Wieland dort war. Einer der Schüler wurde aufgerufen und mußte gleich deutsch vom Blatte weg lesen. Dies erregte gewaltige Ämulation und war sehr nützlich. Der Lehrer braucht dabei eben kein großer Held zu sein. —

Eine Scene in Osmanstädt. Wieland sitzt in den Visionen seines Agathodämons. Der kleine Enkel, ein wilder stämmiger Bube, der gar nicht zu bändigen ist, schießt auf einmal unten im Hause eine Flinte los, daß das ganze Gebäude

erdonnert. Wieland springt mit Entsetzen auf. Alles läuft beim Vater zusammen. Man glaubt, der kleine Liebeskind habe sich erschossen. Wieland wird pathetisch, beklagt das Elend, mit solchen Ranzen geplagt zu sein, erkennt den Kleinen gar nicht für seinen Abkömmling, decantat iras tragicas. Niemand will zur Thür hinaus, um das Unglück zu beaugenscheinigen. Endlich wagt die eine Tochter das Hinabgehen. Man findet die Flinte des Jägers (für die Hasen im Garten) im Hause, ein Loch in die Thüre geschossen. Der Schütz ist über alle Berge. Neue Declamation von Wieland. Dies dauert drei Stunden. Die Frau, die Töchter versuchen vergeblich Besänftigung. Nur nach und nach ingens detumet ira. —

(Den 22. Jan. Wieland und Herder bei Falk.) Wieland behauptet gegen Dem. Schröder, daß er nie ein Frauenzimmer wegen ihrer Schönheit geliebt habe, selbst die in ihrer Jugend unwiderstehliche La Roche nicht. Julie Bondely war so häßlich, daß er sich erst an ihren Anblick gewöhnen mußte; doch hatte sie ein paar sehr schöne sprechende Augen und eine süße Stimme. Die Liebe zu einer häßlichen Frau ist die dauerhafteste. Die klugen Weiber lieben nie die Schönheit an den Männern, sie ziehen sogar, sagte Herder, aus Koketterie und Widerspruchsgeist die unansehnlichern, aber klugen Männer vor. Ich, sagte Herder, bin nie durch die Liebe einer Frau gehätschelt worden. Und ich, sagte Wieland, bin Alles, was ich bin, durch edle Weiber. Aber die Männer, sagte Dem. Schröder, suchen doch zuerst die Schönheit an der Frau oder vielmehr an den Frauen, denn an Einer genügt nie. „Lieben Sie nur Eine Blume?" fragte

hierauf Herder. Das war eine sehr männliche Frage, erwiderte die Schröder.

Über Fichte's Appellation. Wieland macht eine komische Kritik derselben. Sie sei im ersten Theile ein Seufzer nach dem Unendlichen, im zweiten eine Stimme. Man empfinde ein Sehnen, ein Seufzen nach Etwas, was die Sinnenwelt nicht befriedigen könne. Dies sei eben das Übersinnliche, das aber eben darum gar nicht gefaßt und gedacht werden könne, weil es übersinnlich sei. Es sei eine Gotteslästerei, zu sagen: Gott sei. Dies setze ja schon ein Sein in Etwas voraus, und also Verkörperung in Zeit und Raum. Jesus selbst sei nach Fichte's Meinung ein Fichtling. Im zweiten Theile neige sich Fichte zu hypermetaphysischem Mysticismus. Die Stimme in uns gebiete uns die Pflicht. Man müsse Alles aus Pflicht thun. Der Teufel lehre die Maxime des Eudämonismus. Es schließe also mit dem Motto: ihr Fische, thut eure Pflicht! Was wir Menschenkinder Nichts nennen, ist Fichte's Ding an sich. Herder erinnert dabei an Wetzel's Narrheit, der sich für Gott hält. Wieland räth dem Kurfürsten von S.: ein Narrenhaus für die kritische Philosophie zu bauen. Aber Fichte hat am Ende den dresdner Mystikern den Hof gemacht, wo er sich als einen frommen Religiosen schildert, den heute der Papst kanonisiren kann.

Das zarteste Stück in Herder's Legenden ist Porphyrite oder die Krone (S. 276.) Dies hält Richter für den Triumph der reinsten Weiblichkeit. Wieland kann sich nicht darauf besinnen, sagt aber, Herder's Zerstreuete Blätter lägen bei ihm zum Sommergenuß in der Bibliotheca selectiori.

(Den 22. Jan. 1799.) Goethe äußert gegen Wieland, daß die ursprüngliche einzige vis comica in den Obscönitäten und Anspielungen auf Geschlechtsverhältnisse liege und von der Komödie gar nicht entfernt gedacht werden könne. Darum sei Aristophanes der Gott der alten Komödiendichter, sagte Wieland, und darum hätten wir eigentlich gar kein Lustspiel mehr. Es ist auch wahr, fuhr Wieland fort, daß selbst der strengste, ernsthafteste Mann, sobald er es unbemerkt thun darf, bei einem glücklichen Einfall aus dieser Fundgrube des Witzes, der den Bettler wie den König belustigt, seine Stirne entrunzelt, und daß diesem Universalmittel aus Demokrit's Apotheke eigentlich kein Sterblicher widerstehen kann. Darum die Aischrologien und ἰθυφαλλικα in den ernsthaftesten und heiligsten aller alten Religionsgebräuche, in den Mysterien der Ceres, von welchen man erzählte, sie hätten selbst der unaussprechlich bekümmerten Mutter, wenn sie auf dem ἀγέλαστος πέτρα gesessen habe, Lachen abgelockt. Darum ist eben mein Aristophanes kein solcher Schweinigel, als ihn unsere Überverfeinerung achten will. —

Wieland lies't eine Stelle aus einer der ersten Fabeln der Metamorphosen nach der Vossischen Übersetzung, die ihm ihr Bewunderer Falk dazu geliehen hat. Er findet auch hier alle Unarten und Härten des Vossischen Hexameters, und geräth darüber in seiner Art in einen gewaltigen Eifer. Es sei abscheulich, daß ein solcher eigensinniger, bocksbeiniger, mit hamburger Rindfleisch gestopfter Querkopf durchaus der deutschen Sprache seine Gesetze aufdringen wolle, die nie Gesetze werden könnten. In den ersten Versen kommt gleich Jener statt er vor. Er hat dem leichtfüßigsten aller römischen Dichter Reiterstiefeln angezogen. Er (Wieland) habe doch auch Hexameter gemacht, und

sein Cyrus gefalle ihm jetzt noch. Aber solche Unbilde habe und werde er sich nie zu Schulden kommen lassen. Voß hat die ganze Ilias ebenso wie die erste Odyssee im Manuscripte liegen. —

(Den 6. Febr. 1799 Schlittenfahrt zu Wieland.) Goethe erklärt sich stark gegen Die, welche Weimars Gemeinvortheil verrathen. Wieland sagte einst zu ihm: Aber wie könnte ich mich so ekelhaft loben lassen, Herr Bruder, wie es die Sch..... thun? Antwort: Man muß sich das ebenso gefallen lassen, als wenn man aus vollem Halse getadelt wird. Wieland misbilligt Macdonald's*) blinden Eifer gegen die Kantische Philosophie. Man müsse nie gegen Etwas Lärm schlagen, was man nicht durchaus kenne. Darum enthalte auch er sich von der Kantischen Philosophie zu sprechen, ob er gleich lueurs davon habe. Auch gegen Fichte werde er nie öffentlich etwas sagen, ob er gleich seine letzte Appellation kindisch finde. Das Kind singt im Finstern, wenn es Gespenster fürchtet. Ihm brandert es schon, sagte Goethe, darum schreit er vom Scheiterhaufen. Plato habe die Sophisten als dumme Jungen antworten lassen. Lucian hätte die Form des Dialogs schon weiter gebracht. Am weitesten Shaftesbury. In seinem Philosopher sei es jedem der Colloquirenden voller Ernst. Er (Wieland) habe einige Dialoge geschrieben, mit denen er nicht unzufrieden sei, z. B. in den Neuen Göttergesprächen das zwi-

---

*) James Macdonald, ein edler hochgebildeter Schotte, der mit seinem jüngern Vetter wegen des Mounierschen Instituts in Weimar war und den Tisch bei Böttiger hatte. Er war in den Cirkeln von Herder und Wieland sehr geschätzt und wird noch öfters vorkommen.

schen Zeus und dem Unbekannten. Jenes Gespräch enthalte, was den Unbekannten anlangt, den Keim zu dem, was er jetzt im Agathodämon ausgeführt habe. — Herder's Helldunkel. — Er begreife nicht, wie Herder das Evangelium von Johannes für so rein und unverfälscht halten könne, da gewiß nur der geringste Theil von Johannes sei, sondern der bei weitem größere gnostische angeflickte Stücke. Jesus habe keine Religion stiften, sondern den Religionsschlendrian zerstören wollen. — In seinen Osmantinischen Unterhaltungen (ad modum quaestionum Tusculanarum) werde auch sein Liebling Aristipp noch bedacht werden. Dessen Philosophie sei die einzig wahre. Er las mir den Anfang der Revolution zu Syrakus unter dem Dion vor. Überall dachte er dabei an Bern und Zürich. Mit unendlichem Wohlgefallen las er die zwei Einleitungscapitel. So lange ich noch so schreiben kann, lebe ich noch. Wenn ich aber fühle, daß es dicker und trüber fließt, dann lege ich die Feder weg und gehe schlafen. Er citirte ein altes Sprüchelchen: Si qua sede sedes, hac tu sedere memento. Dies bleibe ihm noch aus der Jugend. Was er jetzt lese, das könne er nicht brauchen, weil Alles nur einen schwachen Haupteindruck hinterlasse.

(Den 3. März zum Besuch bei Wieland.) Wie soll ich gleich das Wort *ἀπομνημονεύματα* übersetzen? A. Nachrichten.

Wieland gab, als er in Bern war, an die zwei einzigen Sprößlinge von der Familie Torman Lehrstunden in der Philosophie, und empfand dabei ein inniges Vergnügen, ihnen ihre Abstammung vor Tor und Man recht eindringlich zu machen.

Er habe bis in sein funfzigstes Jahr ein ganz vortreffliches Gedächtniß gehabt. Jetzt wisse er oft über den zweiten Tag nicht, was er geschrieben habe (auf Veranlassung eines Gedichtes von Schiller: das Bürgerlied, was er hier getadelt, dann in einem Briefe sehr gelobt hatte.)

Er werde jetzt wieder, was er in seiner Jugend gewesen sei, sehr launisch. Er könne, seinem Dichtergenius folgend, heute auf Jemand recht viel Böses sprechen, und bald darauf gar nicht wissen, daß ihm so ein Wort entschlüpft sei. Er erinnere sich, daß ihn einst Breitinger in Zürich vor diesen Kreuzsprüngen seiner Laune nachdrücklich gewarnt und ihm gesagt habe: Er habe in einer Gesellschaft sehr spöttisch über ihn (Breitingern) gesprochen. Wieland wurde darüber aufgebracht und versicherte, daß dies gewiß nicht sein könne. Nun überführte ihn Breitinger, daß er es selbst hinter einem Busche mit angehört habe.

Es treffe sich sonderbar, daß sein Agathodämon in seinen Geständnissen über seine eigene Religion fast ganz mit Fichte übereinkomme. Man müsse jetzt Fichte's Sache vertheidigen, weil sie die Sache der allgemeinen Preß- und Denkfreiheit sei. Doch könne Fichte nichts Anderes sagen, als was er einst im deutschen Mercur bei Veranlassung des preußischen Religionsedicts gesagt habe.

Wieland hatte im Januarstück des Mercurs 1799 Mallet du Pan's britischen Mercur eine incendiarische Schrift genannt, und ihn neben die Eudämonie und Schirach's politisches Journal rangirt. Darüber ergrimmte H. Mag. Dyk in Leipzig und ließ in einigen Bemerkungen des Übersetzers in dem Buche:

Zerstörung des Schweizerbundes v. Mallet du Pan I. S. 279, seinen ganzen Grimm darüber aus. Mallet sei von Ludwig XVI. selbst an die östreichischen und preußischen Minister nach Frankfurt geschickt worden, und ein wahrer Staatsmann. Einen solchen Politiker über die Achseln anzusehen, mit einem paar Federstrichen aburtheln zu wollen, ist doch fürwahr eine etwas starke poetische Licenz, versetzt mit kleinstädtischer Gelehrtenpedanterie. Herr Wieland der Dichter ist höchst verehrungswerth; Herr Wieland der Mensch ist liebenswürdig in seinen Schwachheiten, aber Herr Wieland der Politiker, der den Corsen Bonaparte gern auf Frankreichs Thron sähe und der oft Einfälle mit Raisonnement verwechselt, kommt gegen einen Mann wie Mallet du Pan gar nicht in Betracht; denn der politische Scharfblick eines solchen Staatsmannes verhält sich zu dem literarisch-theoretischen des weimarischen Dichters wie ein Herschelsches Fernrohr zu einem gewöhnlichen Gucker.

(Den 29. Juni 1799 bei Falk.) Im Jahre 1775 war Wieland bei Gleim zum Besuche. Anfangs gings vortrefflich. Doch konnte Wieland schon dem lärmenden gewaltigen Ton Gleim's und seiner Vergötterung des großen Friedrich (den Wieland stets für einen großen Unmenschen hielt) keinen rechten Geschmack abgewinnen. Aber in einer heiligen Stunde der Weihe las ihm Gleim die schwärmerischen Herzensergießungen der Karschin (die es eigentlich darauf anlegte, Gleim's, des ewigen Junggesellen und Wassertrinkers, Frau zu werden) mit großer Emphase vor. Wieland, der diese Liebelei nicht recht goutirte, erlaubte sich, einige persiflirende Bemerkungen dazwischenzuwerfen. Darüber ergrimmte Gleim aufs äußerste und warf seinem Gast eine so derbe Brocke (in der neuesten Genie-

sprache: Xenien) an den Kopf, daß Wieland (der nach seinem eigenen Geständnisse da dreimal gröber wird, wo er nur einfache Grobheit bemerkt) Gleim wieder die härtesten Dinge sagte, aufsprang und auf der Stelle Gleim's Haus und Halberstadt verlassen wollte. Endlich gossen die Weiber, Gleim's Nichte und Wieland's Frau, ihr weibliches Öl in diesen Essig so reichlich, daß sich das Ganze wieder freundlich mischte. Wieland hat indessen von dieser Scene noch ein sehr lebhaftes Andenken behalten und nannte noch in diesem Augenblick Gleim einen groben Knollen, dessen Wille nie gebrochen worden sei. — Wieland schilderte sich sehr lächerlich, wie er in Biberach den senatorischen Ornat, einen langen schwarzen gros-de-tournen Mantel, getragen habe. — Falk erzählt, wie er noch vor drei Jahren Gleim in seinem Garten über einen breiten Graben habe springen sehen, welchen Sprung sich keiner der viel jüngern Anwesenden zu machen getrauete. —

(Während der Anwesenheit der La Roche im Juli und August 1799.) Die neunundsechzigjährige Frau verbindet mit der lebhaftesten Phantasie ein außerordentlich treues und gehorsames Gedächtniß. Sie erinnert Wielanden stündlich an Dinge, wovon keine Spur mehr in seinem Gedächtniß übrig ist. Man redete ihm daher von allen Seiten zu, er solle doch jetzt, wo dieser Buchhalter seiner früheren Lebensgeschichte bei ihm wohne, anfangen, seine eigenen Memoiren zu schreiben. „Haben Sie schon Etwas darüber niedergeschrieben?" fragte die Herzogin vorigen Sonntag, den 28. Juli (wo Herder, Wieland und ich da eingeladen waren). „Ich kann keine Unwahrheit reden," sagte Wieland, „und daher muß ich gestehen, daß ich noch keinen Federzug gethan habe. Ich kann

nicht dazu kommen, und nehme es für einen Wink meines Genius, daß ich es nicht thun soll. Die Frau von La Roche hat Alles selbst gesehen, erfahren, umtastet. Daher ist ihr Gedächtniß durch Autopsie so treu; dahingegen mein Gedächtniß blos Buchstaben und darauf gegründete Phantasiegemälde umfaßte," sagte Wieland. —

Die La Roche klagte beständig, daß sie nie nach Italien gekommen sei. Als sie einst auch klagte, erinnerte sie Wieland an den Atapalibo, der zu seinem winselnden Diener sagte: Glaubst du denn, daß ich auf Rosen liege? So könnte auch ich sagen. Glauben Sie denn, daß es mir etwa besser gegangen ist als Ihnen?

Herder erinnerte sie an die Zeit, wo sie in Darmstadt seine Frau als Mamsell Heß gesehen habe. Sie beschrieb die Herderin als eine herrliche, schön daherschwebende Gestalt und wußte noch ihre Kleidung anzugeben.

Herder's Entschluß, nach Italien zu gehen, war ganz unabhängig von dem der Herzogin. Er arbeitete noch in Nürnberg Ephoranen und Acten fürs Consistorium aus, die er hierher zurückschickte. Der Baron von Dalberg, des Coadjutors Bruder, reisete auf Musik. Darum ging er über Venedig. In Verona war Herder nur 24 Stunden der Herzogin voraus. Dann reiste er längs dem adriatischen Meere hinab, während sich die Herzogin lange in Florenz aufhielt. Herder's treuer Bedienter (jetzt bei der Herzogin), Werner, wurde in Rom tödtlich krank. Die römischen Ärzte sind allzumal stümperhafte Quacksalber, und es war daran, daß sie ihn zur Pyramide des Cestius schicken wollten. Da erschien wie ein heilbringender Engel die Herzogin mit ihrem Gefolge, und der Arzt der Her-

zogin, Huschke, rettete Wernern. Im Winter ging die Herzogin fünf Wochen nach Neapel, wohin sie Herder begleitete. Dann wohnten sie in einer Villa unweit Rom alle bei einander. Man sagte, es sei eine Villa Lucull's. Die Angelica konnte hinten durch den Garten ihrer Wohnung zur Herzogin kommen und hatte also Zeit, Herdern und die Herzogin recht con amore zu malen. Herder hält es allerdings für einen sehr glücklichen Zufall, daß er mit der Herzogin la ducchessa di Sassonia, der Schwester des Herzogs von Braunschweig, der vor kurzem in Italien gewesen war, und Nichte des Königs von Preußen, in Italien Alles besehen konnte. —

Auf mein Befragen, wie sie (die La Roche) Wieland verändert gefunden habe? sagte sie: sie bemerke, sein gutes Herz liegt jetzt noch mehr zu Tage. Er könne noch jetzt sehr heftig werden, aber er werde gleich wieder gut und suche seine Heftigkeit zu compensiren. Dies wäre vordem nicht so gewesen. So sei z. B. der Bruch zwischen ihm und dem Grafen Stadion auf Warthausen durch eine solche Heftigkeit unheilbar geworden. Stadion stichelte immer auf die hohlköpfigen Rathsherren von Biberach, die er häufig verspottete, in Gegenwart ihres Kanzleidirectors, der doch am Ende Unrecht verstand und was ihm nicht gelten sollte, als gelte es ihm, mit verfocht. — Sie hat Wielanden eine Zeichnung von Warthausen mitgebracht. Da wies sie uns die Allee, wo sie den Strumpf verloren habe; da (indem sie zwei Fenster im herrschaftlichen Gebäude bezeichnete) wohnte Wieland; da daneben hatte ich mein Zimmer, obgleich die Wohnung des Amtmanns (dies war eigentlich La Roche) hier in einem andern Hause im Hofe war. Der alte St.

wohnte ganz eigentlich in seiner Bibliothek. Dort bei St. lernte auch der Minister Grosschlag Wielanden kennen und ruhte nicht eher, als bis er ihn aus dem „Abderitennest" Biberach nach Erfurt gebracht hatte. —

Die La Roche sagte mir gestern (30. Juli in Osmanstädt), Wieland's zweite Periode gehe erst davon an, als er nicht mehr in der engen Verbindung mit ihr gestanden habe. Sie habe nur die drei ersten Producte seiner Muse veranlaßt: die Natur der Dinge, die moralischen Briefe und die moralischen Erzählungen. Wäre sie bei und um ihn geblieben, so hätte er gewiß ebenso wenig einen Idris als — eine Wasserkufe gedichtet; die moralischen Briefe wären dadurch veranlaßt worden, daß Wieland sie mit Barthes Poesien in der Hand angetroffen habe. Wieland nahm diese und warf sie in einen Winkel, indem er versicherte, daß er wol noch etwas Besseres machen könnte als der Franzos. — Sie ließ der Wielandin Gerechtigkeit widerfahren, daß sie sich weit besser für diesen Mann schicke, als sie sich geschickt haben würde, weil sie weit duldender und gefaßter sei als sie. Nur die Frauen können mit voller Fassung und Freude viel tragen. Ein Sinnbild davon wären die Karyatiden, die zierlich und mit gesenkten Händen die größte Last trügen, dagegen die Atlanten die Hände auf beiden Seiten gewaltsam unterstützten.

Wieland's Vater war ein äußerst formeller, ängstlich frommer Mann, der oft seufzte, oft ergrimmte, seinen Sohn auf so seelenverderblichen Wegen mit Voltaire'schem Spottgeiste erfüllt zu sehen. Dagegen war Wieland's Mutter die lebendigste, geistvollste Frau. Grade dasselbe Verhältniß, nur in einer höhern Instanz, trat bei Goethe's Vater und Mutter ein: Mutterwitz (nur

die Deutschen haben dies Wort, bemerkte ich) ist das schönste Erbtheil.

Mit immer neuem Entzücken spricht sie von England. Als sie bei der Gräfin Reventlow in Richmond war, ging sie eines Morgens allein spazieren und fiel auf einem der Hügel, von welchen man die herrlichste Aussicht hat, Gott anbetend und dankend, auf ihre Knie. Diesen Fleck beschloß sie durch eine Schrift zu verherrlichen und so entstand die Miß Long. — Herder sagte von ihr: Sie spricht blos die Canzleisprache, aber nie die Cabinetssprache des Herzens. La Roche war trierischer Geheimerath, ohne es in der That zu sein.

Einmal wurde Wieland während ihrer Anwesenheit sehr empfindlich, da sie mit ihm Abends von Weimar zurückfuhr und wegen des schlechten Weges alle Augenblicke ängstlich auffuhr und schrie. Wieland zankte mit ihr und wunderte sich über ihre Ängstlichkeit, da sie doch so weite Reisen gemacht hätte. Sie aber versicherte, daß sie die Wege nirgends so halsbrechend angetroffen hätte. Nun aber hat sie von Schönebeck aus amende honorable gethan, indem sie die Wege hinter Eisleben noch viel abscheulicher gefunden hat. Es sei ein Ideal eines schlechten Weges. Dabei schrieb sie die jakobinische Bemerkung, die Wege würden schlechter, je größer die Fürsten würden, in deren Land man reise.

Es fehle ihr, sagte Wieland, durchaus an Takt und Menschenkenntniß, ob sie gleich vierzig Jahre mit Menschen aus den obersten Ständen umgegangen ist.

Der Chevalier Angiolini, toscanischer Gesandter in Rom und neuerlich in Paris, kommt nach Weimar und besucht hier

den Prinzen Mocenigo, einen Venetianer, seinen alten Freund, der am Tertianfieber krank liegt und den er mit echter China curirt. Beiläufig geht er auf die Bibliothek und spricht dort Schmidten, hört von einem hiesigen Gelehrten, ja von einem deutschen Voltaire, Wieland, dessen Namen er noch nie hatte aussprechen hören, sieht seine Werke und läßt sich nun von Schmidten recht viel vorplaudern. Nun kommt er zur regierenden Herzogin, kramt da seine soeben erhaltenen Notizen als alte Wissenschaft aus, und spricht davon, daß er il gran Wilando, von dem Italien und Frankreich voll sei, kennen lernen müsse. Ich (Böttiger) bekomme Auftrag von der Herzogin, begleite ihn am andern Tage zu Wielanden, den er mit Fleuretten überhäuft und eine selige Stunde macht. So geht es mit unserer literarischen Fama. Eben dieser Angiolini pflückt Samenschoten von Blumen im Park, um sie auf seinem Landgute in Toskana anzusäen, invitirte, als er noch Gesandter in Rom war, wöchentlich einmal die Künstler zu sich, und ließ sich dafür Gemälde, Kunstwerke, geschnittene Steine bringen und behält ein der Dame Newbell zu machendes Geschenk, das er hier durch Bretari zu verkaufen sucht. (W. d. 17. Aug. 1799.)

(Den 31. Aug. 1799.) „Ich habe Goethe's Hermann und Dorothea wieder gelesen und gefunden, daß der letzte Gesang mich jetzt ganz befriedigt, so wenig er mir sonst gefallen wollte. Nur durch das dort eingeleitete Misverständniß konnte sich Dorothea so herrlich zeigen. Ich bin mit Humbold's Kritik ganz zufrieden und lese sie mit großer Aufmerksamkeit. Schade nur, daß er seine ganze Theorie in die Beurtheilung des Goethe'schen Gedichts einflicht. Er hätte jene unabhängig von dieser vorausschicken sollen. Bei dieser Lecture habe ich

mich aufs neue überzeugt, Goethe sei eigentlich zum Künstler geboren. Die Figuren von Hermann und Dorothea sind alle in großen Raphaelischen Umrissen herrlich gezeichnet. Es sind Figuren in Marmor gehauen. Ans Colorit muß man dabei nicht denken. Auch dies konnte Goethe geben, wenn er malen wollte. Aber auch hier ist er Bildhauer. Alles ist im großen Stil; die Vernachlässigung des Verses kommt daher, weil er Alles dictirt. Jamben und Hexameter sind ihm ungefähr gleich geläufig. Aber er achtet es nicht, zehn Verse von demselben Einschnitt aufeinander folgen zu lassen. Ich erinnere mich aus den ersten Jahren noch einer Aufgabe, wo wir ein englisches Liedchen zusammen aus dem Stegreif übersetzen sollten. Ich bin nie ein Improvisator gewesen. Aber Goethe nahm das Buch, übersah eine Strophe und dictirte nun, es mochte brechen oder klappen, wenns nur ungefähr der Sinn war."

Über die neuesten Schlegeleien. (Athenäum 4tes Stück.) „Ich habe mich nie für einen großen Dichter gehalten; lange Zeit sind meine Gedichte nur Studien für mich gewesen. Wenn ich dichtete, waren mir nicht einzelne Stellen gegenwärtig. Ich verarbeitete Ideen, die mein geworden waren. Aber was die Herren mir Schuld geben, war ganz bei Bodmern der Fall. Als ich seine Noachide las, hielt ich Alles für seine Empfindung. Als ich zu ihm kam, schrieb ich unter seinen Augen ein Buch voll des ungemessensten Lobes darüber, das auch gedruckt wurde. Unterdessen las ich seine ganze Bibliothek durch und lernte Englisch und Italienisch während meines anderthalbjährigen Aufenthalts bei ihm. Da sah ich, daß er Alles zusammengestohlen hatte. Die naiven Schäferideen, die der Tochter der Sima zugeschrieben werden, sind aus Kemenes (?)

Pastorale; er hatte ganze Sätze aus Montesquieu hexametrisirt u. s. w. Ich möchte es doch gern sehen, wie es die Herren anfangen wollten, um zu zeigen, daß ich meine Musarion zusammengetragen hätte. Man sollte sie auffodern, dieses Mosaik vor den Augen des Publicums zu zerlegen. Mir sollte es die größte Unterhaltung gewähren."

Wieland kam d. 11. Sept. 1799 zur Vorstellung des Lustspiels Alles aus Eigennutz und der Komödie aus dem Stegreife, die von Liebhabern gespielt wurde, von Osm. in die Stadt, langweilte sich aber ganz gewaltig bei der bis zu neun Uhr verlängerten Darstellung, weil er überhaupt immer mehr den Sinn für solche Dinge verliert. Denn die Vorstellung war wirklich gut.

Er hatte diesen Morgen einen Brief von Werthes aus Stuttgart bekommen, den er mir mittheilte. Werthes kam von Stuttgart aus freien Stücken zu Wielanden nach Erfurt 1771, blos von der hohen Bewunderung der Wieland'schen Gedichte getrieben. Wieland behielt ihn von nun an bei sich. Er hatte unbeschreibliche Musolepsie und Jucken zum Verse drechseln. Aber Wieland machte ihm das Leben außerordentlich schwer. Oft vergoß er Thränen des Unmuths, daß man sich die Hände unter seinen Augen hätte waschen mögen, weil er Wielanden gar nichts recht machen konnte. Damals erging auch das strenge Urtheil über den ersten Act des Konradin, dessen er in seinem heutigen Briefe gedenkt. Endlich brachte ers doch dahin, daß er Wielanden mehre Schäferpoesien so zu Danke machte, daß eine kleine Sammlung derselben gedruckt werden konnte. Unterdessen war er mit Wielanden nach Weimar gezogen und blieb auch

da noch einige Zeit bei ihm, bis ihn Wieland an Fritz Jacobi übergab, der sich seiner treulich annahm und ihn eine Zeit lang bei sich hatte. Von hier kam er nach Italien, wo er Gozzi übersetzte und Tasso. Von da wurde er Professor in Pesth und später Gesellschafter und Reisebegleiter eines reichen Russen, wo er sich so viel erübrigte, daß er nun unabhängig in Stuttgart seine Tage beschließen kann. „Ja, wenn ich die beiden Schl... auch so eine Zeit lang hätte unter der Ruthe haben können, so sollte wol auch etwas daraus geworden sein. Bald wird man sagen müssen: hütet euch vor den jungen Griechen!"

(Den 18. Dec. 1799.) Seit Wieland in Osmanstädt ist, kann er weit mehr vertragen. Er hat gar kein Herzklopfen mehr. Sein Teufelspulver allein ist seine Panacee. — — Nichts ist ihm verhaßter als Parade und geräuschvoller Pomp. Daher klagte er noch heute über den Verdruß, den ihm die Krönung und Überreichung seiner Werke in Leipzig, als er 1795 nach Dresden reiste, verursacht habe. Er mußte freilich damals einen Bissen über Macht nehmen, um Göschen nicht weh zu thun, aber er hat es noch nicht verwunden.

Als Wieland (s. oben) für das biberacher Theater ein Stück aus Shakspeare zuschnitt und damals einen gewaltigen Haß gegen alle Könige hatte, so wünschte er für den dort vorkommenden König von Neapel einen recht abscheulichen, klapperbeinigen, ungestengelten, ungelenkten Lümmel zu haben, der auch wirklich in einem eben von der Wanderschaft zurückgekommenen Schneider gefunden wurde. Dieser hatte besonders das Talent, sehr hörbar und pathetisch zu gähnen, in seltenem Grade, und erschütterte das Zwergfell der biberacher Auditoren aufs angenehmste. Doch merkten die emunctae naris homines

in Biberach sehr wohl, daß dies ein neuer trick von dem μισοτυραννος Wieland sei.

Als ich ihm Hammer's Schirin vorlas, machte er seine Bemerkungen über die oberdeutschen und obersächsischen Reime. „Wir reimen steigen und reichen ohne Arges. Dies ist der abscheulichste Miston im Ohr eines Schwaben, dagegen haben jene wieder viele echte Reime, die uns ganz entsetzlich auffallen."

„Wir haben eigentlich gar keine Philosophie mehr. Nur die Griechen hatten das Wort und die Sache dazu. Ich wünschte dies einmal in einer eigenen Schrift zu zeigen. Unsere heutige Philosophie ist ein Recidiv in die Scholastik, durch Egoismus eisern gemacht." —

„Ich habe mir in meinen Schriften eine eigene Interpunction gemacht. Da, wo ich wünsche, daß der Vorleser einen Hauch inne halten möge, mache ich ein Komma, es mag dies nach der gewöhnlichen Art Sitte sein oder nicht. Wo mehre Sätze eine Periode zerlegen, ein Semicolon; wo die Periode grade halbirt wird, ein Colon. Jeder Deutsche hat seine Interpunction wie seinen Glauben für sich." — Der Bondische Horaz wurde Wieland zweimal gestohlen.

(Den 17. Jan. bei Knebel.) Schon gereut es Wielanden, daß er überall F statt Ph schreibt. Er machte diese Neuerung vorzüglich deswegen, weil es den armen Kindern so sauer wird zu begreifen, daß Ph so viel als F sei, und er diesen also eine Erleichterung verschaffen wollte. Er hoffte eine allgemeine Nachfolge und findet mit Verdruß, daß Niemand es nachthun will; daher gereuet es ihn ebenso wie die hartnäckige Be-

obachtung des teutsch statt deutsch. In der großen Ausgabe seiner Werke schreibt er wirklich überall deutsch, aber der Mercur muß schon der Gleichheit wegen teutsch bleiben. Herder behauptete bei dieser Gelegenheit mit Recht, daß es weder deutsch noch teutsch, sondern Theutsch (Theut, Thaut, Thot, Seuther, es war ein zischender Laut) heißen müsse, und macht die Schreibart mit dem F immer dadurch lächerlich, daß er sagt, nach dieser Schreibart heiße Filosophie: Fadenweisheit.

Wieland schimpft sehr auf das Wortgemengsel in der englischen Sprache aus allen andern. Unwillig auf den lächerlichen Nationaldünkel der Engländer. Wie schändlich sie ihren großen Baco behandelt haben. Nur die Deutschen lassen fremdem Verdienste unter jeder Zone Gerechtigkeit widerfahren.

Wieland wünscht ein Gemälde der römischen und griechischen Sklaverei miteinander contrastirt im Mercur zu erhalten.

Wieland ist in demselben Falle mit Bürger, wegen des häufigen Wiederabschreibens des Manuscripts. Nur dadurch erhalten seine Gedichte alle Vollendung der Feile. Er hat den Oberon siebenmal abgeschrieben, ehe er ihn im Mercur in den Druck gab. Die Recension des Schiller'schen Musenalmanachs von 1796, worin die Xenien waren, schrieb er dreimal ab und jederzeit milderte und sänftigte er Vieles, was ihm noch zu hart schien. — Es hat Jemand angemerkt, daß viel darauf ankomme, wie ordentlich es auf dem Schreibtische des Arbeitenden aussehe (etwa wie auf dem Schreibt sche Buffon's). Viel unordentlich herumzerstreute Papiere und Massen stören die Reinheit der Conception. So ist es auch mit einem reinlich abgeschrie-

benen Manuscripte, hier sieht man erst die Überbeine und Höcker des Stils.

Sander hatte ihm ein Prachtexemplar von Ramler's Gedichten geschenkt, und Wieland erzählte nun, wie er damals durch sein Lob Ramler's eine Erkaltung von Seiten Bodmer's und Breitinger's herbeigeführt, dann fuhr er fort: Nicht lange, nachdem Goethe in unsern Kreis hier getreten war, wurde in einer Gesellschaft beim Herzog mit äußerster Verächtlichkeit von Ramler gesprochen. Ich nahm mich des Verlästerten nachdrücklich an. Nun citirte man die Oden: Der Du den blutenden Cäsar (12) und Liebe, die du (37), und lachte über diese lächerliche Partikelvermählung. Ich vertheidigte frisch weg, was mir doch selbst fatal war. Nun beschloß man, mir den Anfang der letzten Ode so lange vorzusingen, bis es mein Ohr nicht länger aushalten könnte. Wirklich machten nun auch die sämmtlichen Anwesenden eine Art von Kanon daraus, und so dauerte es einige Stunden, wobei ich aber wacker aushielt und meine Voraussetzung sich erfüllte: daß eher ihre Kehlen heiser, als meine Geduld müde werden würde.

„Man macht mir den Vorwurf, ich sei nicht originell. Man sollte doch finden und erfinden unterscheiden. Was ist überhaupt der Stoff unserer Gedichte? Fast Alles läßt sich bis auf die entfernteste Periode des Menschengeschlechts zurückführen. Woher nahmen die Mauren den Stoff der contes und fabliaux, woraus die Provençalpoesie und später die romantische Epopoe der Italiener hervorging? Haben nicht Shakspeare und Milton fast allen Stoff entlehnt? Woher nahm

Homer seinen Stoff? Es müssen einmal in Asien Menschen gelebt haben, deren Ereignisse die ersten Keime der Fabel geworden sind. Nebenbei mögen auch Träume Stoff für Wachende geworden sein. Ich habe selbst einige Träume der Art gehabt. Aber die Bearbeitung des Stoffs ist die wahre Erfindung. So habe ich den Agathon, die Musarion, den Idris erfunden. Oder wo hat irgend eine Nation ein so erfundenes und componirtes Gedicht, wie meine Musarion ist, aufzuweisen? „Ein Grundsatz bei ihm sei immer der gewesen, sich nicht die höchsten Muster vorzustellen, die zu erreichen man stets verzweifeln müsse. Er habe nur das Mittelmäßige vor sich gestellt und so etwas weniger Mittelmäßiges geliefert.

„Schade daß ich nicht reich genug war, um mir einen Secretair zu halten, der hätte die Cataloge durchsuchen und mir meine Bibliothek completiren müssen. Ich hätte dann noch mehr gelesen, übersetzt, weniger geschrieben und erfunden." „Ist also recht gut," erwiderte ich.

Als die Alceste in Flor war, war in Wieland's Hause Alles alcestisirt. Sein sechsjähriges Lieblingstöchterchen Sophia spielte die Alceste nach dem Modelle der Koch zur Bewunderung der Anwesenden. Die sämmtlichen Musikalien Schweizer's, Körbe voll, dienten einem hiesigen Becker, bei dem er gewohnt hatte und bei dem sie auf dem Dachboden lagen, zum Ofenheizen.

Der Oberhofmeister Graf Görz führte das Spiel Plumpsack und Schmitzchen mit den Fingern zu schlagen beim Erbprinzen ein. Wieland bat bei den Hofleuten um Gnade, weil er zu zarte Hände und Finger habe. Der Herzog als Erbprinz schlug immer gewaltig zu und wurde geschont. Endlich

schonte man ihn auch nicht mehr und belehrte ihn durchs Gefühl vom: do as you will be done by.

Mitleid Wieland's gegen angehende Dichter, weil ein Versuch im Mercur abgedruckt oft das Glück eines armen Teufels in seinem Kreise gemacht habe. Arvelius nahm sich sein Unglück so zu Herzen, daß er melancholisch wurde und darüber starb.

Wieland nach Falk's Beobachtungen. Falk hatte sich vorgenommen, eine Parallele: Wieland und Horaz zu schreiben. Es hat wol selten congenialere Geister gegeben als diese Beiden. Falk logirte einigemal mehre Tage auf Wieland's Osmantino und hatte die beste Gelegenheit, da Alles zu beobachten. Sequebatur perreptantem hortulos suos et deambulantem in viridariis. Einmal entzückte sich der äußerst myopisch sehende Wieland über eine schöne Schotenblüte. Es ergab sich aber bei genauer Beaugenscheinigung, daß es ein Sperlingskoth auf einem Blatte war. — Immer schimpfte der Alte auf die verwünschte Hoffrohne *), und doch führte er die bittersten Klagen, daß ihn die Herzogin gar nicht zu sich holen lasse. Endlich kommt ein Bedienter der Herzogin: Es sei der Graf NN. angekommen, der sie in Tieffurt besuchen werde. Wieland solle kommen. Da erhebt sich ein Donnerwetter: Wieland schimpft, tobt, er habe mit solchen Grafen nichts zu thun, man soll ihn mit Frieden lassen. Der Bediente steht draußen und hört Alles mit an. Unterdessen wird er von seiner Frau und Tochter

*) Man vergleiche Gruber in seiner Biographie Wieland's (Wieland's Werke 52. S. 14.)

angeschuhet, angewamset, angezogen. Er klopft an die Westentasche. Dies bedeutet, daß man die Schnupftabacksdose hineinstecken solle. Murrend und brummend setzt er sich endlich in den Wagen, und wenn er Abends nach Hause kommt, glänzt sein Angesicht vor Freuden und er wird zwei Tage nicht fertig, den allerliebsten Grafen zu loben. So müssen alle Menschen und Gegenstände bei ihm alle Grade des Lobes und des Tadels durch. Immer ist es ihm bitterer Ernst, aber nur auf diesen Augenblick. In Horaz Satyren und Episteln kommen viel ähnliche Stellen vor. —

Mit Recht hat Goethe Wielanden die zierliche Jungfrau von Weimar genannt. Er ist kaum ein Viertel Mann. — — — — Sein genialistisches Product ist Pervonte, da ist er unvermuthet selbst schaffend geworden. —

(Den 4. Mai.) „Ich habe", sagte er bei der Herzogin heute bei Tische, „ungeheuer wenig Imagination, und gleichwol hat man immer nur die Phantasiegeschöpfe bei mir in Anschlag gebracht. Ich habe aber seit funfzig Jahren eine Menge Ideen in Umlauf gesetzt, die den Schatz der Nationalcultur vermehrt haben und nun gar nicht mehr den Stempel ihres Urhebers tragen. Dies ist mein Verdienst." Die Anzeige seiner Philosophie der Grazien im zweiten Stücke der Archives littéraires macht ihm große Freude. Die Griechen seien am Ende doch ein wahres lustiges Lumpengesindel gewesen und konnten die Hochachtung nicht verdienen, die man ihnen grade jetzt zolle. Er habe in seiner Jugend den Cicero außerordentlich geliebt und noch sei eine Ausgabe von Cicero unter seinen Büchern, wo er viele Stellen angestrichen. Zu einem kleinen Lucrez habe er in sei-

nem achtzehnten Jahre, zwei Jahre, nachdem er Klosterbergen verlassen, widerlegende Anmerkungen geschrieben. Auch dieser Lucrez ist noch unter seinen Büchern.

(Den 11. April 1803.) Zuerst die Mittheilung, welche der Geheimehofrath Gruber Wieland's Werke 53. S. 360 u. ff. schon auszugsweise benutzt hat. Dann was gleichfalls Gruber in der Selbstschilderung Wieland's, Leipzig bei Fleischer 1826, als Einleitung zum Vorwort braucht, daß man wie bei Klopstock auch von Wieland ein Er über ihn aus seinen Werken schreiben könne, man müßte aber meine geheime Geschichte ganz wissen. — „So ist mein Idris im ersten Jahre meiner Ehe in Biberach gedichtet. Aber meine geliebte Frau wurde durch die Unvernunft eines Arztes, der sich bei uns einzuschmeicheln gewußt hatte und nach der damaligen neuesten französischen Heilmethode der Schwangeren unaufhörlich kleine Aderlasse verordnete, so geschwächt, daß sie eine Fehlgeburt hatte und mir dadurch alle Lebensfreuden verbitterte. Darum konnte ich damals den Idris um keinen Preis fortsetzen und darum habe ich ihn nie geendet. Als jener Sturm vorüber war, kam mir die Idee zum neuen Amadis. Ich lebte damals ganz abgeschlossen von aller deutscher Literatur, las kein Journal, beantwortete keinen Brief und überließ mich ganz dem Treiben meines eigenen Genius. Tristram Shandy erschien damals auf Subscription. Dazu kam ein äußerst humoristisches englisches Gedicht: New Bath guide. Dies gab mir den letzten Anstoß zum neuen Amadis, bei dem ich mir vornahm, mich ganz dem freien Fluge meiner Phantasie zu überlassen, sodaß ich weder den Plan vorher ängstlich entwarf, noch das Metrum regelte. Ich durfte dabei wol meinem musikalischen Takte und innerm Ohre trauen.

Es haben seitdem Viele in eben dieser regellosen Manier gedichtet. Aber Wenigen ist wol diese Freiheit zum Wohllaute geworden. Dasselbe gilt von meinen Perioden. Ich weiß es, daß sie oft zu sehr mit eingeschobenen Sätzen angefüllt sind. Allein mein Bestreben nach Deutlichkeit und Bestimmtheit gestattet mirs nicht anders. Und haben nicht Isokrates und Cicero dieselben Perioden? Die in der neuesten Ausgabe des Agathon und des Aristipp sind die besten. Die Grazien wurden zur Hälfte in Biberach, zur Hälfte in Erfurt gedichtet."

Die Wolfische Philosophie machte hell durch klare Vorstellungen. Wieland's Vater hatte zu Anfange des vorigen Jahrhunderts unter dem großen Theologen Joachim Lange studirt und daher manche mystische und dunkle Ideen mitgebracht. Allein die Wolfische Philosophie siegte am Ende bei ihm, besonders durch des Propstes Reinbeck in Berlin Schriften.

Mit Unwillen sprach er von Goethe's neuerer Gefallsucht, dem Hof durch Sentenzen, welche die Willkür begünstigen, sich zu verbinden, wie dies bei dem neuesten Product, der Natürlichen Tochter, wieder sehr auffallend gewesen ist. Goethe hatte die vorige Woche ein déjeûner gegeben, blos um sich wegen seines neuen dramatischen Products von den Hofdamen u. s. w. loben zu hören. Die Thränen hatten ihm in den Augen gestanden.

(Unterredung mit Wieland den 19. April 1804.)

„Ich habe eigentlich seit dem Tode meiner Frau alle Lebenslust verloren, und der Glanz, den sonst die Sachen für mich hatten, ist für mich verschwunden. Ich suche mich absichtlich zu zerstreuen, um mich über diesen mich beim Einschlafen und Er-

wachen begleitenden Verlust zu betäuben, so gut es gehen will. Ich habe nie in meinem Leben etwas geliebt als meine Frau. Wenn ich nur wußte, sie sei neben meinem Zimmer, wenn sie nur zuweilen in mein Zimmer trat, ein paar Worte mit mir sprach und wieder ging, so war's genug. Mein Schutzengel, der alles Widrige von mir abhielt und auf sich nahm, war da! Seit sie todt ist, gelingt mir auch keine Arbeit mehr nach Wunsch. Freilich hätte ich mir kaum vorgestellt, daß sie nach ihrem schwächlichen Körperbau fünfunddreißig Jahre mit mir leben würde. Aber warum konnten wir nicht an einem Tage sterben? Ich mußte Osmanstädt auch schon um der Erinnerung willen an sie verkaufen. Die ersten zwei Jahre, wo wir dort zusammen lebten, waren noch ein wahrer Himmel. Wir hatten nur unser Gartenreich zu bewirthschaften. Das darauffolgende war fruchtbar und als das erste Jahr der eigenen Wirthschaft voll Hoffnungen. — 1800 war entre deux. — Nun sank die Gesundheit meiner Frau. Ihr Todesjahr war voll Kampf zwischen Hoffnungslosigkeit und Täuschungen." —

„Darum kann ich auch jetzt gar nicht mehr daran denken, Verse zu machen (dennoch wollte ich es für Ungern noch einmal versuchen). Es ist unbeschreiblich, wie schwach ich mich jetzt fühle, wenn ich damit vergleiche, wie mir damals zu Muthe war, als ich den Oberon zu dichten anfing."

Wieland hatte die (Bothische?) Anzeige seiner Übersetzung des Jon im Freimüthigen gelesen, und sie hatte ihn eine halbe Stunde geärgert. Dann hatte er sich selbst gestanden, daß es doch mit der Verwässerung des Prologs seine Richtigkeit hätte, daß dies Alles aber weit glimpflicher hätte gesagt werden können. Er ließ noch eine Empfindlichkeit über das unbedingte

Lob blicken, das Herder in der Adraſtea der Bothe'ſchen Überſetzung gegeben habe. Sie ſei griechiſcher und dem Original viel treuer. Allein man könne ſie keiner Dame vorleſen. Seine Überſetzung ſei genießbarer. Er verzichte auf die kalte Bewunderung ſeiner Griechheit, die Jedermann lobe und Niemand in ſeinem Kämmerlein haben möge.

Er habe einen guten Genius, wie ehemals das attiſche Volk. Was er Albernes begehe, mache dieſer Genius zur Weisheit. Das Werk dieſes Glücksdämons ſei es geweſen, daß, da er ſich in ſeiner osmanſtädter Wirthſchaft kaum mehr zu helfen gewußt habe, ein fetter hamburger Kaufmann (Kühne) ſeine Capitalien anzulegen gekommen ſei, und natürlich wohlfeil gefunden habe, was hier zu Lande alle Welt enorm theuer hielt.

(Den 22. April.) Herder habe ihm viel zu erſtatten gehabt. Er glaubte noch als Collaborator in Riga, Wieland ſei der Verfaſſer gewiſſer ſokratiſcher Geſpräche, die Weguelin in Zürich herausgegeben hatte, und ſchwang daher ſeine petulante Geißel ganz unbarmherzig gegen Wieland in den Kritiſchen Wäldern. Als er nach Weimar gekommen war, hielt er es weit mehr mit Goethen gegen Wieland. Faſt alle ſechs Wochen kam es zu einer Ausſöhnung. Wieland beſchwor die Herderin, doch ja keiner Klätſcherei über einen humoriſtiſchen Ausfall, dem ſich Wieland freilich damals weit öfterer überließ, das Ohr zu leihen, ſondern ein für allemal von ſeiner Liebe zu Herders überzeugt zu ſein. Allein man verfiel doch immer wieder in den alten Fehler. Erſt ſeit Goethe und Herder einander fremd wurden, näherten ſich Wieland und Herder unzertrennlicher. Für

Herdern hatte die Herzogin-Mutter eine große Neigung und einen gewissen Respect, weil sie ihn nicht immer verstand. —

Vater Wieland schien heute sehr unangenehm berührt von einem Gespräch in Herder's (posthumer) Adrastea (11. St. 91 ff.): Deutschlands falsches Epos. Er schien zu ahnen, daß unter diesem falschen Epos seine eigenen romantischen Epopöen verstanden sein könnten, und was dort vom Oberon im Gegensatz des Befreieten Jerusalems gesagt wird, schien ihm sehr kahl.

Geständniß. Er habe immer noch einmal den Tristan zu einem Gedicht, sogar als Gegenstück zum Oberon versuchen, vielleicht auch eine Suite von Romanzen (wie Herder aus der Geschichte des Cid) daraus machen wollen. Er habe es auch jetzt (wo Unger in Berlin um einen Beitrag gebeten hatte) ernstlich und zu verschiedenen Malen versucht. Allein die *μανία ἐκ τῶν Μουσῶν* fehle ihm gänzlich, und ohne Begeisterung, d. h. ohne innigstes Interesse für den Gegenstand sei doch gar nichts Erträgliches zu machen. Das komme aber theils von seinem Alter, theils von dem Bewußtsein, daß es geckenhaft in seinem Alter von einundsiebzig Jahren sei, verliebte Scenen, ohne welche jenes Gedicht gar nicht ausführbar sei, mit Feuer auszumalen. Da sei noch eine schöne Zeit der Begeisterung gewesen, als ihm einmal geträumt, er habe Pindar's verlorene Dithyramben gefunden und als er sie wirklich im Traume gelesen habe. Er beneide Metastasio, der zu jeder Stunde seine Muse zu citiren vermöchte. De commande gelinge ihm nie etwas.

Das verruchteste Deutsch habe der Kurfürst von Trier gesprochen, eine Mischung von dresdner Beenkleeder und wiener

Halter. Als er ihn mit den beiden Jacobis in Koblenz besuchte, wo eine Zeit lang La Roche Alles vermochte (bis ihn eine Verschwörung des päpstlichen Nuntius und aller Domherren stürzte), entschuldigte sich der Kurfürst selbst über sein vulgäres Deutsch. Er sei von einem bairischen Geistlichen in Dresden erzogen und habe fast immer nur Italienisch und Französisch gesprochen.

Die Frau von Staël foderte Wielanden auf, die neueste Zeitgeschichte zum Gegenstand einer Darstellung zu machen. Dies veranlaßt Wielanden, sein Glaubensbekenntniß über die Ohnmacht aller Schriftstellerei zu sprechen, wenn es darauf ankomme, auf Regenten und Staatenschicksale zu wirken. Wer sich einbilde, da etwas zu wirken und in die Speichen des Rades zu greifen, das die Nemesis unaufhaltsam wälze, sei ein Thor, und werde, wenn er nicht bei Zeiten klug werde, erquetscht. Er habe sich einmal eingebildet, Kaiser Joseph lese ihn und habe wirklich dies und das für ihn geschrieben. Allein er habe später zu seinem Leidwesen erfahren, daß Joseph gar nichts lese, am wenigsten die Hirngeburten der schönen Geister seiner Aufmerksamkeit werth achte. Was hätte der König von Scheschian auf den Gewalthaber Frankreichs noch vor der Revolution wirken können? Wie gut habe ers mit seinen Neuen Göttergesprächen, mit seinen Gesprächen unter vier Augen gemeint? Sed cui bono? Eins seiner besten Producte sei die Republik des Diogenes. Auch er wälze sein Rad, weil ihn der absolute Müssiggang tödten würde; allein auf Wirkung rechne er nicht. — Er gab mir indeß doch zu, daß sich dies so grade nicht bestimmen lasse, weil wir nur Resultate in der Geschichte erblicken, die Prämissen in den Überzeugungen und Meinungen

der Staatsacteurs liegen. Und diese sind doch auch von Lecture motivirt. Er erinnert sich dabei mit Vergnügen, daß seine Schriften im katholischen Deutschland sehr stark gelesen und erwogen worden wären, wovon ihn tausend Briefe überzeugten.

Er interessirt sich aufs Lebhafteste für den Herrn von Kleist, der in Mainz im Elend schmachtet, nachdem er sich mit seiner ganzen Familie in Pommern verunreinigt hatte. Wedekind in Mainz hatte seinetwegen an Wieland geschrieben und Wieland antwortete ausführlich. Kleist ist entschlossen, in Koblenz sich sein Brot als Tischler zu verdienen.

Bertuch.

Bertuch hat seine literarische Bildung ganz Wielanden zu danken, wie er selbst dankbar gesteht. Er schickte ihm seine Erstlingsgedichte zu, als Wieland noch Professor in Erfurt war. Einst besuchte er ihn von Jena aus, als Wielanden eben seine erste Tochter, die jetzige Reinhold, geboren war. Da brachte Vater Wieland dies Kraftproduct seiner Lenden und legte es Bertuchen auf die Arme. Sehen Sie, sagte er, hier ist etwas, was mehr werth ist als alle meine Reimereien, und worauf ich stolzer bin als auf alle meine Hirngeburten!

Später associirte sich Bertuch mit Wielanden zur Herausgabe des Mercur, wobei denn freilich Bertuch mit Wieland's Launen manchen schweren Straus hatte, z. B. wenn Wieland fatale Noten zu fremden Aufsätzen gemacht oder beleidigende

Inserate aufgenommen hatte. So drang einmal der rudolstädter Hof auf Satisfaction, wo Bertuch nur durch seine geschmeidige Wendung der Schande einer öffentlichen, im Mercur zu leistenden Abbitte entging. Als das Unternehmen der Allgemeinen Literatur-Zeitung projectirt wurde, trat zwar Wieland durch den Vorschuß eines ansehnlichen Capitals mit ein, ließ sich aber durch allerlei Geschwätz kleinmüthig machen und sprang ab. Hier befand sich Bertuch einige Zeit in einer mislichen Lage. Er hatte für Mauken die Pressen gekauft und überall große Vorschüsse gethan, wo er nun ganz allein dastand. Aber seine rastlose Thätigkeit wußte überall Rath zu schaffen; er drang durch und ist nun Alleinbesitzer des großen Fonds der Allgemeinen Literatur-Zeitung, die allein in Jena jährlich zwischen 10 bis 12,000 Thlr. circuliren macht.

Als er, um das Privilegium der hiesigen Hofmannischen Buchhandlung zu eludiren, das Industrie-Comtoir anlegte, wußte Niemand, wo er hinauswolle, und man gab sich Mühe, ihn doch von einem Handel mit blechernen Kaffekannen u. s. w. als seiner unwürdig abzubringen. Bertuch lachte seine Auslacher aus und erreichte seinen Zweck.

Die nachdrückliche Empfehlung des kissinger Bades erwarb ihm die Liebe des Fürstbischofs von Würzburg und gab ihm seine neue Laufbahn. —

Seine frühere Ausbildung erhielt er als Hofmeister im Hause des Geheimenraths von Backhof, der dänischer Gesandter in Madrid und beim Reichstage in Regensburg gewesen war, und eine Gräfin Moltke, Tochter des Hofmarschalls v. Moltke bei der prachtliebenden Herzogin Luise in Gotha, und Nichte des reichen dänischen Moltke, zur Gemahlin hatte. Hier bekam

er die ältesten zwei Barone zur Akademie vorzubereiten und war fünf Jahre (bis 1772, wo er nach Weimar kam und als garçon sich etablirte) in einem Hause, wo pariser Luxus und zierliche Hofetiquette Alles aufs Höchste geschraubt hatten und also eine vielfältige Schule für einen jungen Mann wurden, der die Universitätswelt mit der wirklichen vertauschen wollte. Bertuch war Zwitter, hatte die erste Hälfte seiner akademischen Jahre Theologie, die zweite Jura studirt und daher in beiden nicht allzuviel geleistet. Der alte Backhof, der ganz von seiner stolzen Frau beherrscht, wahrscheinlich auch actäonisirt wurde, war Dilettant in den schönen Wissenschaften, machte deutsche Gedichte in der sanften Gattung (mitunter auch ein geistliches Lied), sprach mehre Sprachen und hatte sich auf seinen Reisen viel belletristische Kenntnisse und vollständige Büchersammlungen in der ausländischen Literatur geschafft. Hier fand also Bertuch Gelegenheit, seine Neigung zur Belletristerei mit den Neigungen seines Principals zu verschmelzen. Bertuch gab ein paar Bändchen Gedichte des Geheimenraths Backhof in Druck und wurde auch selbst Autor. Seine erste Sammlung Gedichte führte den Titel: Copien für meine Freunde Dann gab er die Übersetzung vom Nußbraunen Mädchen, dann Bilboquet. Von Backhof hatte einen alten Kammerdiener, der ihm auf seiner Gesandtschaft in Spanien große Dienste geleistet und sich in den Klöstern und Häusern der niedern Stände wacker umgesehen hatte. Durch die Aufschlüsse, welche dieser alte Kammerdiener Bertuchen über spanische Kloster- und Volkssitten geben konnte, wurde er in den Stand gesetzt, die Übersetzung des Bruder Gerundio de Campa-

zas zu unternehmen, die ohne solche Hülfe unmöglich gewesen wäre.

Hier lernte Bertuch auch zuerst Spanisch. Die nächste Veranlassung war folgende: der alte Backhof bekam während seines Herbstaufenthalts auf einem seiner Güter, Hartmannsdorf unweit Köstritz, seine gewöhnlichen Hämorrhoidalkoliken (die ihn immer den Winter im Bette fesselten) und es war ihm unmöglich nach Altenburg zu kommen, wo er sonst den Winteraufenthalt in großem Staate zu halten pflegte. Bertuch blieb also, um den alten Mann nicht ganz allein zu lassen, mit seinen zwei Eleven beim Vater auf dem Lande und schlug seinem preßhaften Principal zum Zeitvertreib vor, er wolle bei ihm Spanisch lernen. (In Hartmannsdorf stand grade die spanische Bibliothek, die von Backhof mit großem Fleiße in Spanien selbst zusammengekauft und von seiner Gesandtschaft mitgebracht hatte.) Wenn er sich also den Tag über mit seinen Eleven beschäftigt hatte, setzte er sich gegen Abend ans Bette des Vaters und las ihm nun sogleich den Don Quixote vor, der sein Elementarbuch im Spanischen wurde. Es war ausgemacht, daß der Schüler immer den folgenden Tag das gehabte Pensum übersetzt vorlas und auf das Neue gut vorbereitet kam. Bertuch betrieb die Sache mit außerordentlicher Heftigkeit, blieb oft des Nachts mit kleinen Schlafpausen bis drei und vier Uhr auf und arbeitete rastlos in der Sprache, die er ungemein lieb gewonnen hatte, fort, sodaß er nach sechs Wochen drei Bücher des Don Quixote absolvirt und die Sprache vollkommen inne hatte. Um sich munter zu erhalten, trank er die Nacht starken Kaffe und trieb überhaupt die Geistesdebauche trotz der Bitten und treuen Warnungen des wackern

alten Vaters aufs Höchste. Er nannte diese im Genuß Cervantischen Witzes verlebten Nächte Götternächte. Aber nun rächte sich auch die Natur. Er bekam ein heftiges Fieber und eine höchst gefährliche Augenentzündung, sodaß er einige Wochen gar nicht sehen konnte und besorgte, er werde erblinden. Seit dieser Zeit ist sein rechtes Auge stets blöde und kurzsichtig geblieben, während er mit dem linken ein Presbyope ist. Bertuch pflegte daher auch wol im Scherz zu sagen: Er habe sein rechtes Auge zum Lehrgeld für die spanische Sprache bezahlt.

Damals fiel es übrigens dem mit Schüleraugen Lesenden noch nicht ein, an eine Übersetzung des Don Quixote im Ernste zu denken. Darauf wurde er durch den Bibliothekar Schmidt, seinen Universitätsfreund, zuerst aufmerksam gemacht. Dieser lernte, als Bertuch 1772 nach Weimar kam, bald auch durch Bertuch's Empfehlung die Reize der spanischen Sprache kennen. Beim gemeinschaftlichen Lesen der ersten Capitel des Don Quixote versicherte Schmidt, dies sei gar nicht ins Deutsche zu übersetzen. Besonders müsse an Sancho's Witz jedes Übersetzertalent scheitern. Bertuch fand sich dadurch angespornt, doch mit dem ersten Buche einen Versuch zu machen und sich besonders für Sancho-Pansa's Kraftsprache auch eine eigene Sprache im Deutschen zu verschaffen. Er las seine Versuche zuerst Schmidten vor, der die alte Wolfische, nach einer elenden französischen Übersetzung gedolmetschte, Verdeutschung zugleich nachlas. Die Sache ging besser, als sich Bertuch selbst anfänglich geschmeichelt hatte. Bertuch legte also Wielanden, seinem großen Schutzpatron und Lehrer, eine gefeilte Probe vor.

Dieser fand sie meisterhaft und entflammte Bertuch's Ehrgeiz noch mehr. So wards nun Ernst mit der Übersetzung.

Von jener letzten Periode seines Hofmeisterlebens hatte Bertuch periodische Anfälle einer schrecklichen Migräne, und bei einem äußerst reizbaren Nervensysteme gichtische und podagrische Zufälle, die ihm auch oft Strangurie verursachen. Dies hat ihn frühzeitig zum Selbstarzt gemacht und er geht seit mehren Jahren ganz in Wolle auf die Haut eingewickelt. Daher auch fast in allen seinen spätern schriftlichen Aufsätzen der häufige Gebrauch von Gleichnissen und Bildern aus der Pathologie und Diätetik für geistige und moralische Gegenstände. Mode heißt ihm Epidemie, Geldüberfluß Plethora des Staats u. s. w. Vorschlag zu einem anonymen Journal Masken betitelt.

Die erste Idee zur allgemeinen Literatur-Zeitung weckte Wieland in ihm, der eine kritische Schrift vorschlug, die nach dem Muster von Baillet jugémens des scavants nur über vorzügliche Werke Recensionen enthielte. Allein Bertuch's mercantilischer Takt überzeugte ihn bald, daß nur bei der größtmöglichen Allgemeinheit ein solches Werk bestehen könne. Dies wurde Wielanden zu kraus. Darum sagte er sich bald von seinem Antheil völlig los. (Aus Herder's Munde).

Bertuch bewies dem Herzog aus den Büchern seines Industrie-Comtoirs, daß er im Jahre 1794 8500 Thlr. in dem Weimarschen durch seine verschiedenen Entrepriſen habe circuliren lassen, das Papier noch nicht einmal gerechnet.

Er trat als junger Ehemann zur damals in Weimar sehr fleißig arbeitenden Loge. Seine Frau war sehr gegen diese Ordensverbindung, weil der Mann nichts vor der Frau geheim halten müsse. Grade an seinem Receptionstage, als ihn Kraus

abholte, lag seine Frau in Geburtsschmerzen. Es gehört bei einem zärtlichen und jungen Ehemanne allerdings einiger Muth dazu, unter diesen Umständen in die Reception zu gehen. Kraus schlug ihm Aufschub vor. Er blieb aber fest und ging. Aber nach einigen Jahren war es auch Bertuch, der als Bruder Redner die Schwächen des Ordens aufdeckte und die Veranlassung gab, daß die Loge sich ganz trennte.

(Den 22. April 1795.) Bei seinem neuesten Gallenfieber träumte er in der Fieberphantasie, die oft durch Wachen unterbrochen wurde, in dem Gedanken: ich muß eine Abhandlung träumen. Nur war er, wenn er so im Hinbrüten dumpf darüber dachte, über den Titel zu dieser erschlafenen Abhandlung verlegen. Als er mir dies gestern erzählte, setzte er scherzend hinzu: Viele von den Meßfabrikanten träumen zu den schon gefundenen Titeln die Abhandlungen.

Liebe zu einem Mädchen machte Bertuch schon auf der Schule zu einem andächtigen Schwärmer und flößte ihm große Liebhaberei zum Studium der Theologie ein. Er studirte auch wirklich das erste Jahr in Jena Theologie, fand aber bald, daß dies sein Fach nicht sei. Die symbolischen Bücher und der Gedanke, daß er wol gar einmal einen Delinquenten zum Tode zu präpariren bekommen könne, verleideten ihm dies Studium auch. Dazu kam, daß das Mädchen, die den Mittelpunkt seiner Theologie machte, einen Andern heirathete. — Schon auf der Schule war er ein großer und raffinirter Rahmenvergolder. —

Geschichte der Literatur-Zeitung. Durch die Streitigkeiten, welche Bertuch mit den Buchhändlern Fritzsch und Reich in Leipzig über das Verlagsrecht der Autoren gehabt

hatte (Fritzsch behauptete, als Bertuch seine Übersetzung des Don Quixote ankündigte, dies könne Bertuch nur in seinem — Fritzsche's — Verlag unternehmen, weil er eine frühere, höchst unlesbare Übersetzung eben dieses Schriftstellers veranstaltet hatte, Bertuch behauptete aber sein Recht und stärkte auch Wielanden in seinem Unternehmen, den Mercur auf eigenen Verlag fortzusetzen) — fand sich Bertuch bewogen, im Jahre 1780 durch den Hofrath Behrisch (vormals Hofmeister des Erbprinzen) in Dessau die bekannte Buchhandlung der Gelehrten aus allen Kräften zu unterstützen. Allein diese ging durch ihres Directors Herrmann (eines guten Kopfs, der sich aber dem Trunk ergeben hatte) und des Magister Reich's Liederlichkeit im Jahre 1784 völlig zu Grunde und Bertuch selbst verlor dabei eine ansehnliche Summe. Misvergnügt über diese Fehlschlagung und den Gang der deutschen Literatur überhaupt, wo damals die Nachdruckerzunft schrecklich grassirte und die gelehrten Zeitungen zur tiefsten Verächtlichkeit herabgesunken waren, blätterte Bertuch, als er von der leipziger Ostermesse zurückfuhr, im Meßkataloge und beherzigte den verlassenen Zustand der Literatur. Zwischen Rippach und Lesnig(?) kam ihm die erste Idee eines allgemeinen Journals ein, das mit dem Ansehn der Literaturbriefe die höchste Unpartheilichkeit und jährliche Vollständigkeit verbände. Er theilte diese Idee bei seiner Rückkunft sogleich Wielanden mit, der sie sehr goutirte und das damals sehr elegant redigirte und meisterhafte Bücheranzeigen enthaltende Journal de Paris zum Muster aufstellte, übrigens aber an der Ausführbarkeit noch große Zweifel hatte. Um den Geist des deutschen Publicums zu prüfen, ließ Bertuch im Auguststück des Mercurs (1784) einen Aufsatz voll bitterer Satire: Vorschlag ei-

ner allgemeinen Nachdruckbibliothek mit einem kritischen Nebenblatte (eine Nachahmung von Swift's Satire, Vorschlag ein Armenhaus in Dublin zu errichten) einrücken. Bald kamen von allen Seiten Beifallsbezeigungen Solcher, die die Persiflage für baaren Ernst genommen hatten. Gerle in Prag, der Erzschelm unter der Schelmenzunft der Nachdrucker, schrieb sogar einen langen Brief an die Expedition des Mercur, worin er seine Prioritätsrechte auf den allgemeinen Nachdruck weitläufig deducirte. Bertuch lachte, Wieland schimpfte über diese Schöpsigkeit des Publicums. Bertuch aber leitete daraus einen neuen Beweis her, wie begierig jetzt das Publicum ein allgemeines kritisches Blatt aufnehmen müsse, da es grade über die, für die große Lesewelt calculirten Bücher in keiner gelehrten Zeitung etwas Befriedigendes fand. Auf Wieland's Verlangen machte nun Bertuch wirklich einen Entwurf, wo er aber das Honorar pro Bogen bis auf 20 Thlr. ansetzte, und selbst bei diesem Anschlage bewies er die Ausführbarkeit des Unternehmens, wenn nur 200 Karolins zusammengeschossen würden. Auf Schütz in Jena wurde dabei sehr stark gerechnet, der sich des Vorschlags unendlich freuete und Rath und That willig beitrug. So erging nun gegen Ende des Jahres die berühmte Ankündigung durch ganz Deutschland, an der Bertuch, Schütz und Wieland gemeinschaftlich gearbeitet hatten. Wieland und Bertuch wurden die beiden Actionairs und jeder schoß 200 Karolins. Schütz trat als dritter dazu, konnte aber freilich kein Geld, aber desto mehr seinen Kopf und seine Feder beitragen. Als die Ankündigung erging, war noch kein einziger Mitarbeiter angeworben. Aber in vier Wochen waren schon vierzig der vorzüglichsten Männer zusammenge-

treten. Der Überschlag war gemacht, daß 1200 Exemplare alle Unkosten decken könnten. Schütz erhielt 300 Thlr. Gehalt und bei jedem steigenden hundert Exemplare wieder 50 Thlr. (Jetzt steht die Literaturzeitung auf 2400 Exemplare, woraus Schützens Gehalt abzunehmen ist). — Das eigentliche Personal in Jena in Schützens Logis in einem alten Hause hinter der Kirche bestand aus Schütz, dem jetzigen Rath Lenz, und Fiedler, einem verdorbenen Advocaten aber trefflichen Geschäftskopf.

Nun begann endlich die Zeitung. Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von Kant recensirt eröffneten das Schauspiel sehr unglücklich. Herder's Unwille war sogleich aufs äußerste gereizt. Damals convertirte der Mönch Reinhold bei Herder, war fast täglich in dessen Hause, und durch ihn influirte Herder auf den schwachen Wieland bald dermaßen, daß dieser laut auf das ganze Institut, den Schulfuchs in Jena, der die Sache nicht verstünde, und auf die Stunde schimpfte, wo er zu einer solchen Sache die Hand geboten habe. In Weimar selbst erklärte sich also sehr bald eine starke Partei dagegen. Besonders war Reinhold, dessen Stil damals noch keine Rundung und Fülle hatte, in seinen anfänglich gelieferten Recensionen so eigen, daß Schütz manches streichen mußte. Darüber ergrimmte Reinhold und reizte Wielanden, der in ihm immer deutlicher seinen Tochtermann erblickte und ihn am Mercur großen Antheil nehmen ließ, immer mehr. Zugleich drückte anfänglich der oft eintretende Mangel an Manuscript zum täglichen Bogen. Bertuch und Schütz mußten daher oft vor dem Riß stehen, und Bertuch's Recensentennummer 2 steht im ersten Jahrgange sehr häufig. Wie Wieland immer unfreundlicher wurde, entschloß sich endlich Ber-

tuch, nach einem fehlgeschlagenen Versuch, Griesbachen zum Mitactionair anzuwerben, ganz allein das Spiel zu wagen. Er hielt mit Schütz in Ketschau eine sehr warme Zusammenkunft, empfing von diesem neue feierliche Versprechungen, alle Kräfte anzustrengen, und löste nun Wielanden zu dessen unsäglicher Freude von aller Verbindlichkeit. Doch mußte Wieland einen Revers ausstellen, nichts gegen die Literaturzeitung selbst zu schreiben, oder auch nur im Mercur einrücken zu lassen, was wegen Reinhold sehr nöthig war. Schon nach den ersten sechs Monaten waren 600, und nach Ablauf des Jahres 1100 Exemplare bestellt, und die Abnehmer vermehrten sich dermaßen, daß vom ersten Jahrgang 85 schon im folgenden Jahre eine neue Auflage gemacht werden konnte (mehr jedoch um an Ansehn dadurch zu gewinnen, als um des Gewinnstes willen). Wieland ist seitdem oft auf sich unwillig gewesen, daß er sich von einem Unternehmen losgesagt habe, dabei so großer Vortheil zu erwerben gewesen. Er sagte Bertuchen: er wisse ja wol, daß man ihm nicht allezeit seinen Willen thun und den ersten Eingebungen seiner Laune nicht nachgeben müsse. Bertuch erntet nun auch ganz allein die Früchte seiner Beharrlichkeit, weil er der einzige Actionair und Fondhalter des Unternehmens ist.

Zu Ende des Jahres 1786 wurde Hufeland, der damals von einer Reise nach Paris und in die Schweiz zurückkam und Lust zum akademischen Leben bezeugte, zuerst als Assistent und Secretair der Redaction angestellt. Bertuch kaufte den Platz und erbauete das Haus, worin jetzt das ganze Unternehmen wohnt. Der erste Directeur bewohnt das obere Stockwerk, der zweite, so lange er unbeweibt ist, wohnt Parterre.

Das gegenwärtige Personal der allgemeinen Literaturzeitung ist folgendes: Bertuch Director und Commissarius; Schütz und Hufeland Redacteurs, Schleußner Assistent, Secretair und Redacteur des Intelligenzblattes, Hagen Revisor (kommt von Weimar, erhält 50 Thlr. und Auslösung), Hofcommissair Fiedler Buchhalter, ein Schreiber und der Literaturbediente Mattheſius. — In schwierigen Fällen ist der Geheimerath Voigt in Weimar den Redacteurs vom Herzog zugeordnet. Sonst hat sie gar keine Censur.

Die zwei größten Anfechtungen, die sie bis jetzt auszuhalten hatte, war im Jahre 1787 die Sperrung durch Thurn und Taxis bei allen Reichsposten und 1793 die Suspension in den preußischen Landen. Die erstere erfolgte auf die Recension einer Deduction, dadurch sich die Stadt Frankfurt gegen die Eingriffe der Reichspostjurisdiction gewehrt hatte, von Hofrath Klüber in Erlangen. In dieser Recension war die Unrechtmäßigkeit jener Eingriffe klar auseinandergesetzt und gesagt, daß alle kleine Reichsstaaten auf ihrer Hut sein müßten. Nun kam auf einmal in Frankfurt das Verbot, die Literaturzeitung weiter zu versenden, und es entstand eine fürchterliche Stockung. Bertuch erhielt deswegen eine Staffette nach Karlsbad, wo er damals war. Die erste Correspondenz mit dem Geheimenrath von Lilien war fruchtlos. Man wollte den Verfasser der Recension wissen und drang auf Widerruf. Zu keinem von beiden wollte sich die Literaturzeitung verstehen. Endlich brachte es Bertuch durch Vorstellungen beim Herzog und dem Ministerium dahin, daß er die Erlaubniß erhielt, den Taxischen Minister mit der Aufhebung der drei Reichsposten in Jena, Weimar und Eisenach, die nur tolerirt würden, zu bedro-

hen, wofern man die Literaturzeitung nicht frei gebe. Dies schlug durch.

(Theater.) Zur Zeit, wo vor dem Schloßbrande die Seyler'sche Gesellschaft hier war, hatte Bertuch außerordentlichen Hang zum Theater. Er hatte die Schauspiele des St. Aubin aus dem Französischen übersetzt und schrieb seine Elfride für die Brandeß, wo Oskar von Eckhof unaussprechlich schön gegeben wurde. Dies war ein hoher Genuß für den Verfasser. Fast alle Abende war er damals bei Seylers, wo sich ein kleiner Zirkel von Theaterliebhabern versammelte. Es wurden Stücke vorgelesen und beurtheilt. Eckhof war dabei, der aber über die Kunst den lächerlichsten Unsinn schwatzte, nur Empiriker, nie Theoretiker war, ob er sich gleich sonst der Sache sehr annahm, zuweilen Reden an die Schauspieler hielt, auf strenge Ordnung beim Theater sah, wie Schröder u. s. w. (Er spielte oft jugendliche Rollen, die ihm gar nicht gebührten, z. B. den Major Tellheim, aber als Odoardo war er unübertroffen). Die Seylerin hatte durch Kunst alle Fehler ihrer Stimme besiegt und sprach als große Kennerin über das Theater. Von ihm (Seyler) lernte Bertuch die ersten Begriffe des kaufmännischen Buchhaltens, denn Seyler war ein banquerottirter hamburger Kaufmann. Bertuch war damals mit Wielanden beim Mercur associirt und brauchte diese Kenntnisse. Eckhof's Steckenpferd war die Politik. Er las alle möglichen Zeitungen, kaufte die Karten des damaligen russisch-türkischen Kriegsschauplatzes und lebte darin. Einst besuchte ihn Bertuch, wie er auf vier ausgebreiteten Karten des Kriegstheaters auf der Erde saß und einen Ort aufsuchte, der in den Zeitungen vorgekommen war.

Später nahm Bertuch ernstlichen Antheil an den zwei ge-

sellschaftlichen Theatern, an dem französischen, wo er soufflirte, und dem deutschen, wo er selbst spielte. In den Mitschuldigen, einem Stücke von Goethe (er schrieb es, noch als leipziger Student, in Alexandrinern, um die in dieser steifen Versart geschriebenen Trauerspiele von Weisse und Clodius lächerlich zu machen, und gab ihm die Eigenheit, daß das Theater in der Mitte durch eine Wand getheilt ist und also die Zuschauer zu gleicher Zeit in zwei Zimmern spielen sehen), spielte Bertuch den Sello, den mari cocu, außerordentlich treu, und den Monolog, wo dieser die Kasse des Fremden bestiehlt und seine pfiffige Remarke dabei macht, daß doch auch das Eisen, das er bei einem Justizfalle aufgehoben hatte, zu etwas gut sei. Bertuch hatte die Kasse selbst mit 100 Laubthalern gefüllt und stahl also wirklich Geld. Die Scene wurde mit treffender Wahrheit gegeben, sowie die gleich darauf folgende, wo der Mann, im Cabinet versteckt, sich zum Hahnrei machen hört und seine Bemerkungen darüber den Zuschauern zuwirft, von Bertuch auch sehr charakteristisch gespielt wurde.

Oft half Bertuch ein, wie z. B. in dem Westindier, wo Bode selbst mitspielte und Eckhof kein sterbliches Wort wußte, Goethe aber immer extemporirte und daher das Einhelfen außerordentlich erschwerte.

Das gesellschaftliche Theater trug das erste Jahr seine Unkosten selbst; die folgenden aber nahm der Herzog Theil daran und trug die Ausgaben für Decorationen, Kleidungen u. s. w. Bertuch war Tresorier dabei. Goethe spielte immer sehr gespannt. Am besten in den Geschwistern, Malchen Kotzebue (Gildemeister) gegenüber.

(Den 13. Jan. 1796.)

Durch den Präsidenten Kalb, der den Engländer oder vielmehr Amerikaner Thomson (er ist zu Boston geboren, diente im nordamerikanischen Kriege für England, ging nach Ende des Kriegs, wie er in Manheim dem Kurfürsten sehr gefiel, in pfalz-bairische Dienste) in Manheim kennen lernte und ein großes Ascendant über ihn gewann, wurde im Jahre 1789 der Plan gemacht, daß für die pfalz-bairischen Lande zu Manheim eine Bank errichtet werden sollte, und Bertuch zum Director derselben bestimmt. Darum arbeitete Bertuch damals sehr fleißig im Bankwesen und verschaffte sich Einsichten in Geldgeschäfte, Courszettel u. s. w., die ihm in der Folge für seine merkantilischen Speculationen sehr nützlich wurden.

(Den 13. Jan. 1796 in der Gesellschaft.)

Während der Verhandlungen des Fürstenbundes führte Bertuch als Geheimsecretair (abwechselnd mit Schmidt dem Geheimenrath) die Correspondenz. Es war von Aschersleben her, wo der Herzog war, eine eigene reitende Briefpost bis Eisenach angelegt, von da es mit der eisenacher Postkutsche nach Frankfurt ging, vom Kaufmann Panse in Empfang genommen und durch Expressen nach Mainz geschickt wurde. So ging es auch wieder zurück. Die kaiserlichen Posten hatten überall Instruction, die weimarischen Briefe zu erbrechen. Bertuchen wurden daher auf den Posten selbst viele Privatbriefe erbrochen. Er ließ sich an sechs verschiedene Kaufmannssiegel machen. Aus Wien erhielt er die Nachrichten zum Fürstenbund gehörig unter dem Couvert der Expedition des Modenjournals.

In der Postchaise, sagte Bertuch, sind meine glücklichsten

Ideen entsprungen, da bin ich dem Spiele meiner Phantasie am freiesten überlassen.

Bertuch's Salinenspeculationen (d. 15. Dec. 1795.) — Die Salzwerke waren schon seit mehren Jahren ein Nebenaugenmerk seiner Beobachtung gewesen. Immer trug er eine Wasserwage bei sich, um die Schwere und den Gehalt der Sole zu messen. Seine erste große Speculation ging darauf, mit dem Präsidenten von Kalb, dem Grafen Beust und einigen anderen Associes die großen französischen Salzwerke zu Nancy und Chateau Salins zu pachten. Schon hatte Kalb 1791 zu Paris Alles eingeleitet und ein sehr gut ausgearbeitetes Project der assemblée legislative überreicht, schon hatte Bertuch Voranstalten für seinen gänzlichen Abgang von Weimar getroffen, da es seine und seiner Genossen Absicht war, daß Bertuch für beständig in Nancy wohnen sollte, als die Flucht des Königs nach Varennes und die mislichen Aussichten in Frankreich den Präsidenten Kalb nöthigten, alle Entwürfe aufzugeben und Paris schnell zu verlassen. Der ausbrechende Krieg zerstörte vollends den Rest der Hoffnung.

Im Sommer 1793 machte Bertuch eine Reise zu Kalb nach Franken und brachte mit ihm einige Wochen im kissinger Bade zu. Natürlich besah er bei dieser Gelegenheit die eine halbe Stunde von Kissingen gelegenen Salinen und fand Alles in der schrecklichsten Verwirrung und Unreinlichkeit. Dabei stieg ihm der Gedanke auf, daß hier doch auch etwas zu machen sei. — Von Würzburg kam um diese Zeit der Domdechant von Zobel ins Bad, und da dieser so gern den Protector der Gelehrten machte, so nahm er Bertuch und dessen Beglei-

ter Loder sehr in Affection. Bei einem Spaziergange wurde über die Verbesserungsfähigkeit des kissinger Bades gesprochen und Bertuch rückte mit mehren Ideen hervor, wie diesem Bade schnell emporgeholfen werden könne. Zobel bedauerte nur, daß der Fürst mehr für Boklet und zu den Verbesserungen in Kissingen kein Fond auszumitteln wäre. Dieser wäre doch wol herbeizuschaffen, sagte Bertuch, ohne daß ihn die fürstliche Kammer geben dürfte. Wie so? — Eben stand die Gesellschaft auf der Saalbrücke beim heiligen Nepomuk, von wo aus man die schöne Aussicht ins kissinger Thal hat. Bertuch nahm den Herrn Domdechanten und bat ihn sich dahin zu drehen, wo die Salinen hervorwinkten. Hier, sagte er zu Zobel, hier ist der Fond! und nun erklärte er ihm, daß diese Salinen um 5000 Fl. höher verpachtet, besser eingerichtet und zu der ergiebigsten Quelle gemacht werden könnten. Jetzt ging dem Herrn Domdechanten ein Licht auf. Er freuete sich dieser Idee ungemein und bat Bertuch, sie ihm schriftlich zu geben, damit er sie dem Fürstbischof in Würzburg, wohin er eben zurückgehen wolle, überreichen könnte. Bertuch schrieb sogleich einen Plan nieder: Ideen eines Kurgastes über Verbesserung und Emporhebung der beiden Bäder Kissingen und Boklet, wo er in sieben Abschnitten über Verbesserung und Erweiterung der kissinger Brunnenanstalt um so annehmlichere Vorschläge thun konnte, da ihm dabei seine technologischen und Kunstgärtnerkenntnisse zu statten kamen. Die Vorschläge von den vier Promenaden, wo die letzte für fromme Spaziergänger zur St. Gotthardskapelle führt, mußten dem frommen Fürsten außerordentlich einleuchten. Er trug dabei auf einen beständigen Brunnenintendanten an, und dachte wahrscheinlich dabei schon an

sich selbst. Um die Unkosten zu alle diesem herbeizubringen, wurde nun auch ein Anerbieten einer Societät — so maskirte sich Bertuch jetzt noch mit großer Klugheit — beigefügt, den Pacht der Salinen zu übernehmen und 5000 Fl. mehr zu geben.

Das Ganze ging sehr nach Wunsche. Zobel überreichte dem Fürsten die Bertuch'schen Vorschläge, und der Fürst kam bald selbst, blos um Bertuch kennen zu lernen, unterhielt sich fast blos mit ihm und gewann außerordentliches Zutrauen zu ihm. Unterdessen versicherte sich Bertuch auch des Leibarztes Marcus und des geheimen Referendarius Seyferth, der beiden Hände des Fürsten, immer mehr. Mit der Versicherung, daß der Plan der Kammer vorgelegt werden solle, ging der Fürst nach Würzburg zurück, wo ihm Bertuch auch noch persönlich aufwartete.

Aber die Krankheit des Fürsten und seine Ängstlichkeit hemmten vor jetzt alle thätigen Fortschritte. Alles, was Marcus, dessen Bruder, den jetzigen amerikanischen Consul für Franken, Bertuch nun auch durch seine weitaussehenden amerikanischen Länderverkaufsprojecte ganz gewonnen hatte, für Bertuch thun konnte, war, daß er es dahin brachte, daß der kranke Fürst den Sommer 1794 wieder nach Kissingen kam, wo sich denn Bertuch auch schon wieder eingefunden hatte. Der Graf von Beust, der überall gern die Directorialgebühren schmaust, um die Salinen selbst sich aber nichts bekümmert, hatte Bertuch's Plan zum Theil errathen, zum Theil erfahren, steckte sich hinter einen der alten Salinenpächter und gab auch einen Verbesserungsplan ein, oder vielmehr, er warf ihn dem Fürsten an den Kopf, drängte sich ihm und den Höflingen im Bade bei jedem Schritte auf und machte sich überall

verhaßt und lächerlich. Endlich schickte der Fürst beide Plane, Bertuch's und Beust's, zur Berichterstattung an die Kammer, gab aber selbst schon in seinem beigefügten Gutachten dem Bertuch'schen den Vorzug. Weiter war es noch nicht gekommen, als der Fürst zu Anfang dieses Jahres 1795 starb, und dieser Tod, der anfänglich dem ganzen Werke die Vernichtung zu drohen schien, es erst ganz durchsetzen half.

Denn nun wurde der thätige Fechenbach sein Nachfolger, der sich nicht mehr so ängstlich an Formen bindet, sondern durchgreift. Nach vielen Winkelzügen, die vorzüglich von dem bigotten Kammerpräsidenten und den Katholiken gegen einen Protestanten herrühren mochten, drang der Wille des Fürsten endlich doch durch alle Cabalen, oder vielmehr der auch jetzt allmächtige Seyfarth wußte es durchzusetzen. Die Sache ist gewiß und in wenig Wochen reiset Bertuch nach Würzburg, um den Contract abzuschließen, wo die zu stellende Caution von 30,000 Fl. auf Kalb's Güter in Franken hypothecirt wird *).

Bertuch's Lage war während dieser drei Jahre 1793 bis 1795 äußerst kritisch und peinlich. Er mußte auf zwei Fälle vorarbeiten: 1) wenn er Weimar mit Kissingen vertauschte; in diesem mußte er hier einen treuen Aufseher seines etablirten Comptoirs haben. Er war so glücklich, in Gädike seinen Mann zu finden, und gewann ihn dadurch auf immer, daß er ihn zu seinem Associé machte, auch zu seiner Verheirathung allen möglichen Vorschub that. Er mußte aber dabei alle Plane seines

*) Weshalb die Sache doch nicht zu Stande gekommen, finde ich weder in den Memorabilien, noch in Bertuch's Briefen.

Buchhandels so formiren, daß dabei seine unmittelbare Gegenwart hier nicht durchaus nöthig war. Dazu zog er auch Gaspari aus Hamburg heran und fixirte den braven Kupferstecher Stark in seinem Hause auch durch eine Verheirathung. Indeß hemmte ihn doch die Aussicht in Kissingen auch darin, daß er nicht Alles auf den Buchhandel legen und nicht mit ganzer Kraft agiren konnte. Zu gleicher Zeit mußte er sich schon um gute, bei den kissinger Salinen anzustellende Subjecte umsehen und da gewann er einen trefflichen Mann bei den kurfürstlichen Salinen in Dürrenberg, der, zu kümmerlich besoldet, Bertuch's Anträge mit Freuden annahm. Um die außerordentlich wichtige und holzersparende Sonnencoctur zu beobachten, machte er selbst in diesem Sommer kleine Reisen nach Kösen und Dürrenberg. Die neue Einrichtung, Fassung des Brunnens u. s. w. in Kissingen foderte wenigstens sogleich 18,000 Fl. Zur Herbeischaffung derselben mußten Vorbereitungen gemacht werden. Und dies Alles doch immer gewissermaßen aufs Ungewisse.

Blieb er, und das war der zweite Fall, so mußte es Niemand erfahren, daß sein Plan abzugehen gescheitert sei. Aber dann kaufte er sich doch irgendwo ein Gut und verließ Weimar. Ein Meisterstück bleibt auch das, wie diese ganze Zeit über dieser so vielseitig vorbereitete Plan der Hauptsache nach ein Geheimniß geblieben ist. Noch heute hat der Herzog mit ihm und Goethe die neuen Entwürfe des Parks und die Bauentwürfe fürs künftige Jahr gemacht und sich nicht träumen lassen, wie nahe Bertuch's Abschied sein könne.

Druckfehler.

S. 12 Z. 8 v. u. st. Ellersburg l. Ettersb.
— 21 — 4 v. u. st. Thumebus l. Thusneldus
— 49 — 2 v. u. st. Flüchtigkeit l. Flüssigkeit
— 102 — 14 v. u. st. Windeman l. Windemen
— 109 — 10 v. u. st. de Pamo's l. de Pauw's
— 147 — 6 v. u. st. Manuscript l. Mercur
— 167 — 10 v. o. st. Auf Akensides freut er sich jetzt als ꝛc.
— 236 — 4 v. o. st. Ranzen l. Rangen
— 244 — 9 v. o. l. Atapaliba und 11 v. u. l. Ephoralien
— 247 — 8 v. o. st. Miß Long l. M. Lony

32 Knebel on Am. Inst. (prima) of Franklin
138 West Ind. Plan. (prima)

109 Hesler on the Prairie Am.

211 on young Sa. Rich. & Am.
244 Atabalibas
278 Bing Tamen of Hannibal (Am.)

119 on Cavity [illegible]
[illegible]